

Kriegserlebnisse ostpreussischer Pfarrer

Gesammelt und herausgegeben
von Pfarrer C. Moszeik
in Stallupönen

1. Band


Vierte, unveränderte Auflage



Edwin Runge / Berlin-Lichterfelde

Vortwort.

Die Kriegserlebnisse der ostpreußischen Geistlichen sind schon heute bis zu einem gewissen Abschluß gekommen. Da das, was sie erfahren, vielfach mit dem zusammenfällt, was ihre Gemeinden erlebt und erlitten haben, erscheint die zeitige Aufzeichnung der Erlebnisse der Geistlichen berechtigt.

So bin ich denn der Aufforderung des Herrn Verlegers, ein Werk über die Kriegserlebnisse ostpreußischer Pfarrer herauszugeben, gern gefolgt und habe aus den mir freundlichst übersandten Manuskripten der Herren Amtsbrüder zwei Bände zusammengestellt.

Wenn ich auch bemüht bin, die Bedeutung der vorliegenden Schilderungen nicht zu überschätzen, so darf ich doch wohl sagen, daß sie als Dokumente einer großen Zeit innerhalb der Kriegsliteratur, besonders auch für unsere Gemeinden, einen bleibenden Wert darstellen werden.

Ich übergebe nunmehr unsere gemeinsame, nach Inhalt und Darstellung gar sehr verschiedene Arbeit den einzelnen Gemeinden wie der breiten Öffentlichkeit.

Im übrigen verzichte ich auf jede weitere Vorrede, will vielmehr unsere Erlebnisse selber zum Leser sprechen lassen.

Stallupönen, 3. J. Magdeburg, im Mai 1915.

Der Herausgeber.

UNIWERSYTET GDAŃSKI

Instytut Historii
ul. Wita Stwosza 55

ul. Lipartziowa 628
50-952 Gdańsk



BIBLIOTEKA
UNIWERSYTETU GDAŃSKIEGO



1101126784

1871.



Verzeichnis der Mitarbeiter im 1. Band.

	Seite
Angerburg: Superintendent Braun	69
" Pfarrer lic. theol. Braun	90
Carlshof: Pfarrer Dembowski	210
Gr.-Friedrichsdorf: Pfarrer Müller	123
Heinrichswalde: Pfarrer Mertens	129
Insterburg: Superintendent Ruhn	36
" Pfarrer Lenkeit	169
Johannisburg: Pfarrer Hensel	178
Lochen: Pfarrer Koptow	157
Mensguth: Pfarrer Danielowski	54
Pillkallen: Pfarrer Garmeister	248
Plaschten: Pfarrer Scheduikat	224
Stallupönen: Pfarrer Moszeit	1
Sollmingkehmen: Pfarrer Freyberg	216

Kriegserlebnisse

von Pfarrer M o s z e i t, Stallupönen.

Vor dem Kriege.

Wird es Krieg geben? Das war eine Frage, die in den letzten Jahren schon öfter die Deutschen bewegt hatte. Wird es Krieg geben? Diese Frage tauchte im Sommer aufs neue auf und beunruhigte naturgemäß in besonderem Grade die Bewohner der ostpreussischen Grenzbezirke.

Die Gebildeten erörterten das Thema von der Möglichkeit des deutsch-russischen Krieges etwa in der Weise der politischen Zeitungsartikel.

In Stallupönen und besonders in Cyditkühnen wußte man, daß jenseits der Grenze Truppen zusammengezogen waren, die dort sonst nicht zu liegen pflegten. Bereits vor der Mobilmachung standen russische Maschinengewehre und Geschütze in festen Stellungen derart, daß die Rohrmündungen von deutscher Seite gesehen werden konnten. Die Erklärung, daß es sich um ein russisches Manöver an der Grenze handele, befriedigte nicht jedermann.

Während etliche Kaufleute und Gutsbesitzer wertvolles Gut in das Innere des Landes schafften, verließen andere, besonders Vorsichtige, sogar ihren Wohnsitz.

Die einfachen Leute besprachen die Kriegsgefahr in ihrer mehr naiv-praktischen Art.

So fragte eine Arbeiterfrau: „Wenn jetzt die Russen kommen, müssen wir dann alle aus unsern Häusern heraus?“

Eine mehr mit Kindern als mit anderen Glücksgütern gesegnete Stallupöner Handwerkerfrau meinte:

„Wenn jetzt Krieg kommt, so denke ich mir die Sache so: Die Reichen werden arm und die Armen reich; dann brauche ich mich nicht mehr zu quälen.“ Meine Antwort lautete: „Wir wollen abwarten. Als wir dann später einmal in Königsberg auf der Straße zusammentrafen und ich fragte: „Wie steht es denn nun mit dem Reichwerden der Armen?“ Da sagte die Frau: „Ach, Herr Pfarrer, was soll man da sagen!“ Sie fügte übrigens sogleich hinzu, daß es ihr ganz gut gehe, da für alles gesorgt würde.

Und wie faßte doch jener brave Arbeitsmann die Lage auf? „Wissen Sie, mir ist es lieber, wenn alles in Ruhe und Frieden abgeht.“ Wäre es nach ihm gegangen, so wäre der Krieg unterblieben.

Als einst zwischen Deutschen und Russen die Rede war von dem möglicherweise bevorstehenden Kriege, sagte ein Russe, der den Krieg mit den Japanern seiner Zeit aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, zu einem Stallupöner Herrn: „Ihr Deutschen werdet nicht Soldaten genug haben, um die russischen Gefangenen beaufsichtigen zu können!“

Auch die Stimme eines Kindes sei noch registriert: „Mutti,“ rief das frische Mädchen, „packe doch meine Kinderpost ein; wenn die Russen kommen, nehmen sie die doch sicherlich mit!“

Bald verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, die freilich, wie so viele spätere, nicht den Tatsachen entsprach, daß das größte Geschäft seiner Art sämtliche vorrätigen Koffer verkauft habe.

Am 30. Juli abends loderten gleichzeitig sämtliche Kordons an der russischen Grenze auf. Kordons werden die hölzernen Blockhäuser genannt, in denen in Friedenszeiten die Grenzsoldaten unterzukommen pflegten. Es wurde erzählt, die Russen hätten auch bei Beginn des japanischen Krieges die Holzhäuser in Brand gesteckt. Diese Tat bedeute das Signal zum Anfang des Krieges. An diesen sorgenvollen Abend schloß sich eine unheimliche Nacht. In nahezu allen Häusern brannte Licht. Nicht viele Menschen sind in dieser Nacht zu langer Ruhe gekommen.

Die öffentlichen Rassen waren in zwei Autos untergebracht. Man harrete auf der Gumbinner Chaussee des Befehls zur Abfahrt. Eine telephonische Anfrage brachte aber eine beruhigende Antwort, und fürs erste blieben Autos, Beamte und Rassen noch in Stallupönen.

Mit Rücksicht auf die besonderen Gefahren, die einem jungen Mädchen beim Einbruche der Russen drohten, beschloß ich meine Tochter noch des Nachts per Bahn fortzuschaffen. Als ich im Hotel den Diener zum Koffertransport bestellte, rief mir ein am Biertisch sitzender Handwerksmeister höhrend zu: „Glückliche Reise!“ Er meinte, auch ich sei ängstlich geworden und wollte mich in Sicherheit bringen.

Meine Tochter war nicht die Einzige, die in dieser Nacht abfuhr. Auf dem Bahnsteige drängten sich vielmehr die Menschen in dichten Massen. So viel nächtliche Passagiere hat Stallupönen wohl noch nie zuvor vereinigt gesehen.

Eine gewisse Unruhe hatte sich der sonst so stillen Stadt bemächtigt. Wunderbar berührte dem gegenüber die absolute Ruhe eines Rittmeisters unserer Ulanen. Er war soeben vom Urlaub zurückgekehrt und trug noch seinen Reiseanzug. Er zündete sich gemächlich seine Pfeife an und ging dann an die Erledigung seiner nun doppelt und dreifach ernstesten Dienstpflichten.

Wie überall bei Kriegsbeginn, so setzte auch in Stallupönen eine rege schaffende Phantasie ein. Mit lebhaftem Interesse beobachtete man einen hochstehenden, alle Abend wieder erscheinenden „Fesselballon“. Auffällig freilich war, daß er sich selbst intensiv beleuchtete, während sein Scheinwerfer nicht sonderlich zu funktionieren schien, denn auf der Erde war es dunkel. Ein der Astronomie kundiger Oberlehrer meinte allerdings, daß der „Fesselballon“ der gute alte Stern „Jupiter“ sei.

Die Erklärung des Zustandes drohender Kriegsgesfahr brachte Leben in das kleine Landstädtchen. Sicherheitsmaßregeln wurden getroffen. Die Eingänge der Chausseen in die Stadt wurden mit Eggen, Stacheldraht und quergestellten Fuhrwerken derart abgesperrt, daß nur

eine schmale Rinne für die Autos und sonstigen Fuhrwerke freiblieb: Fortan sollte jedes Gefährt einer Kontrolle unterworfen sein.

Bald wußte ein Witzbold von dem ersten Zusammenstoß zu erzählen. Ein Landwehrmann, der des Guten etwas zu viel genossen hatte, war mit einem Zivilisten in Streit geraten. Mein Gewährsmann versicherte: „Der Landwehrmann hat aber gesiegt.“

Rote Zettel an den Häusern! Mobil! Diese Nachricht wirkte zunächst geradezu befreiend. Gott sei Dank, daß endlich dieser lähmende, unerträgliche Zustand der Ungewißheit und Unklarheit vorüber ist. So dachten viele. Nun wußte man wenigstens, woran man war. Ein Garnisonbefehl ordnete an, daß mit allen Glocken Sturm zu läuten sei. Es geschah.

Jetzt erschienen auch die ersten Landleute, von der Grenze flüchtend, mit ihren Leiterwagen, auf die man noch in aller Eile Betten und etlichen Hausrat geworfen hatte, in unserer Stadt. Vieh und Pferde begleiteten zuweilen die Kriegsvertriebenen, während in anderen Fällen das Vieh in die Felder gejagt und sich selbst überlassen wurde.

„Da habt ihr, so lange es reicht!“ sagte eine Gutsbesitzersfrau, die ebenfalls auf und davon ging, zu ihren Hühnern, ihnen einen Scheffel Gerste hinstreuend.

Im Sonntagvormittagsgottesdienste, der auffallend wenig Männer zeigte, sonst aber gut besucht war, trat eine besonders ernste Stimmung zu tage; fast alle Frauen weinten. Als Text für diese denkwürdige Feier hatte ich gewählt 1. Petri 5,6—11:

So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.

Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch usw. usw.

Kriegstausen und Kriegstraungen wurden begehrt; die letzteren nicht immer mit Erfolg, da sich die erforderlichen Nachweise bei der Eile nicht in jedem Falle beschaffen ließen.

Da die Eisenbahnzüge fortan nicht mehr bis zur Grenze fahren konnten, war Stallupönen die letzte Station. So erreichten die aus den vornehmen Bädern heimkehrenden Russen nicht mehr ihre Heimat. Der Ruf: „Alles aussteigen; der Zug geht nicht weiter!“ bedeutete für die Russen eine herbe Enttäuschung. Es mögen in dem letzten D-Zuge wohl 150 Personen gewesen sein, alte und junge, Herren und Damen, Gesunde und Kranke. Auch etliche hohe Offiziere befanden sich unter den Ankömmlingen. Im wahren Sinne des Wortes saßen sie auf der Straße, vor dem Bahnhofe. Doch die deutschen Behörden sorgten für die Fremdlinge. Sie wurden auf die einzelnen Hotels verteilt. Dort lagerten sie auf Bänken, Stühlen und auf der Erde, bemüht Fühlung mit ihrem Gepäck zu behalten: Es könnte ihnen vielleicht des Nachts gestohlen werden. Die meisten trugen ein gedrücktes, sorgenvolles Wesen zur Schau; nur ein junger Mensch setzte eine herausfordernde Miene auf. Vor den Hotels standen militärische Wachtposten, die die Aufgabe hatten, keinen der russischen Reisenden entweichen zu lassen. Am folgenden Tage wurde ein Extrazug gestellt, der die Russen in das Innere Deutschlands beförderte. Von dort sind sie dann über Schweden nach Rußland gefahren.

Sehr viel übler als den Russen in Stallupönen erging es einer Stallupöner Dame in Rußland. Sie hatte ihre dort wohnende Schwester besucht und wollte „mit dem letzten Luxuszuge“ nach Deutschland zurück. Sie wurde nicht mehr über die Grenze gelassen. Ein Beamter öffnete die Türen der Bahnwagen und sagte zu den Reisenden: „Euer Kaiser hat uns den Krieg erklärt; es wird niemand mehr über die Grenze gelassen!“ „Was nun?“ dachten sorgenvoll alle Reisenden; aber einen besonders schmerzlichen Eindruck machten die ebenfalls zurückgehaltenen deutschen Offiziere. Mit Tränen in den Augen riefen sie voller Verzweiflung einmal über das andere: „Warum hat man uns das getan!“

Die Deutschen wurden in Viehwagen gestopft, die zum Pferdetransport benutzt, aber nicht gereinigt worden waren. Bei dem Gedränge wurde eine Frau tot-

gequetscht. Sie wurde auf den Bahnsteig hinabgelassen. Als die Stallupönerin bescheiden einwandte, da müsse doch etwas geschehen, wurde sie angefahren: „Was fällt Ihnen ein! Ich denke, jetzt hat jeder mit sich selbst genug zu tun. Sie wollen sich noch um Fremde kümmern!“ Einmal waren die Deutschen gezwungen, den Wagen zu wechseln. Zu diesem Zweck mußten sie die Puffer zwischen den Waggons überschreiten. Die Stallupöner Dame stürzte dabei mit dem Kopfe zwischen die Geleise, während ein Fuß an den Puffern hängen blieb. Die Reisenden drängten über sie hinweg vorwärts. Der gefährdete Fuß war zwar arg angeschwollen, der Knochen jedoch nicht verletzt. Auch auf den Dächern der Eisenbahnwagen saßen Passagiere. Einer von ihnen stürzte von seinem hohen Sitz herab und fiel unter die Räder. Beide Beine wurden ihm abgefahren. Er blieb liegen.

Der Leser erläßt es mir, zu beschreiben, was auf dieser Fahrt geschah, geschehen mußte, da Männer und Frauen und Kinder rücksichtslos in ein und demselben Raume 10 Tage und 10 Nächte zusammengepfercht waren.

Nach langer, banger Fahrt kam man ans vorläufige Ziel. Die Reisenden wurden bis auf's letzte entkleidet und untersucht, der Mund wurde ihnen aufgesperrt, das Haar durchwühlt. Der Stallupöner Dame wurde der Brillantring vom Finger gestreift: „Das können wir gut brauchen. Wir werden Goldstücke daraus machen!“ Notizbuchblätter wurden ihr aus dem Büchlein gerissen. Als die der russischen Sprache mächtige Schwester darauf hinwies, daß die Notizen wichtige aber harmlose Adressen enthielten, bekam sie zur Antwort: „Ganz egal, wenn es wichtige Adressen sind, mag die Dame sie noch einmal durchlesen; schriftliches darf nicht mitgenommen werden!“

Auf dem weiten Umwege über Schweden ist dann die Stallupönerin in Berlin „glücklich“ angekommen.

Um die besorgte Stallupöner Bevölkerung zu beruhigen, zeigten sich die höheren Beamten mit ihren Damen absichtlich viel auf der Straße und gingen in auffallend gemessenem Schritt. Die Wirkung blieb denn

auch nicht aus. Man fing an die Lage ruhiger zu betrachten.

Nun begannen die besonders schmerzlichen Begleiterscheinungen des Krieges. Eine 26 jährige Arbeiterfrau in einem benachbarten Dorfe war bei der Entbindung ihres vierten Kindes verstorben. Das Kind wurde am Sarge der Mutter getauft. Der Vater konnte nicht mehr an dem Begräbniß seiner Ehefrau teilnehmen, denn er war bereits im Felde. Aber auch in das Dunkel dieser Stunde fiel ein freundlicher Lichtstrahl; die anwesenden Großeltern versprachen, sich der Kinder mit besonderer Liebe anzunehmen.

Eines Tages traf uns unser Militäroberarzt auf der Straße und bat, seinen Hund während der Kriegszeit in Pflege zu nehmen. Wir erklärten uns dazu bereit. Aus ein paar alten Kisten wurde eine Hundebude gezimmert; an Stroh fehlte es nicht. Selbst ein Teppich wurde spendiert. Ein fester Haken wurde in einen Zaunpfahl geschlagen, und eine Kette schützte den Hund vor der Flucht. Ein befreundeter Amtsrichter meinte freilich, als er von unserm neuen Pensionär hörte: „Na, an dem werden Sie noch Ihre Freude haben!“ Der Hund war ein Dobermann und zwar einer von der schlimmsten Sorte. Er wollte sich zu Anfang absolut nicht an die neue Herrschaft gewöhnen. Wir verkehrten fortan mit ihm nur vermittelst eines neun Fuß langen Feuerhakens, mit dem wir ihm den Wassernapf und den Futtertrog zuschoben. Bei diesem Beginnen biß er sich in den eisernen Haken hinein, sodaß er an der Stange hängen blieb, wenn wir sie fortziehen wollten. Dabei stürzte der Wassernapf um und neue Bemühungen wurden nötig.

Wir hatten ohnehin in dieser Zeit keine lange Nachtruhe. Es war ein beständiges Kommen und Gehen der Einquartierung, ihrer Burschen und Ordonnanzen. Morgens mußte früh aufgestanden werden. Der Dobermann nahm darauf aber nicht die mindeste Rücksicht. Durch sein Geheul kürzte er uns noch die kurze Schlafenszeit. Das Kleid meiner Frau ging durch den scharfen Polizeihund in Fetzen. Der erste Schaden, den der Krieg in

unserm Hause verursachte. Es sollte freilich noch anders kommen.

Der beginnende Krieg.

Im Norden der Stadt, an dem Elektrizitätswerk, im Süden am Friedhof und im Osten nach der russischen Grenze zu hatte man Schützengräben und Stellungen für Batterien ausgehoben.

Nun begann der Aufmarsch der deutschen Truppen. Jeder ist zu bedauern, der nicht Gelegenheit hatte, den Aufmarsch einer Armee mit anzusehen. Wie wunderbar fein war das alles durchdacht und ausgearbeitet! Wie genau und ruhig funktionierte der große, umständliche Apparat! Alles war zur rechten Zeit am rechten Ort. Alles klappte. Zunächst ein unscheinbarer Anfang: Eines Abends erschienen 100 Mann Infanterie. Sie lagerten zu kurzer Rast am Bahnhof auf Stroh. Des Nachts noch sollten sie weiter nach der Grenze vorgeschoben werden. Dann zwei Maschinengewehre. Dann etwas Artillerie. Es folgte eine Schwadron auswärtiger Ulanen, ein ehemaliger Stallupöner Rittmeister an der Spitze. Und so ging es fort, kleinere und größere Truppenabteilungen von den verschiedensten Gattungen, bis man sagen hörte: „Jetzt haben wir eine Division; jetzt haben wir ein Armeekorps mit all' dem unübersehbaren Zubehör an Proviant-, an Munitions-, an Sanitätskolonnen, Feldküchen, Pontons, Aussichtsturmwagen, Fliegerabteilung, Feldbäckerei u. a. Auch an einem Ballonabwehrgeschütz fehlte es nicht in unseren Mauern.

Die Stimmung der Soldaten war überall die gleiche begeisterte, kampfesfrohe, siegesgewisse.

Aber auch die Zivilbevölkerung geriet nun in eine ganz andere Stimmung. Man begann sich sicherer zu fühlen. Ein gewisser Stolz auf die deutschen Truppen gesellte sich zu der Hoffnung auf den Sieg unserer Heere.

Junge Mädchen drängten sich in harmloser Weise an die Feldgrauen. Bevor sie in den Kampf zögen, wollte man ihnen noch irgend eine Freundlichkeit erweisen.

Daneben mehrten sich die Flüchtlinge von Eydtkuhnen

und den anderen unmittelbar an der Grenze belegenden Ortschaften.

Ungeachtet dieser ungewohnten Erscheinung wurde die Einbildungskraft der Bevölkerung an der Grenze sehr angeregt. Man begann mehr zu sehen als zu sehen, mehr zu wissen als zu wissen war.

So erzählte mir ein lieber Amtsbruder, daß sein Pfarrhaus an der Grenze völlig heruntergebrannt sei. Wir bedauerten ihn und seine Familie. Als ich dann das Haus später wohlbehalten sah und ihn darauf aufmerksam machte, antwortete er: „Ich weiß es nun auch, daß mein Haus steht. Die falsche Nachricht habe ich von einem „Augenzeugen“ erhalten.“

Ähnlich erging es manchen Gutsbesitzern, die ebenfalls die Kunde von dem Brande ihrer Güter erhielten, später aber ihren Besitz noch vorfanden.

Als wir, meine Frau und ich, eines Tages die Kaserne aufsuchen wollten, trat ein junger Mann hastig an uns heran: „Wissen Sie schon das neueste, Herr Pfarrer?“ „Nein, was gibt's denn?“ „Alle unsere Ulanenoffiziere sind gefallen!“ So, — das glaube ich nicht.“ Zur Bekräftigung seiner Behauptung gab der junge Mann dann den Namen einer autoritativen Persönlichkeit an, die ihm diese Mitteilung persönlich gemacht hätte. Eine Befragung des genannten Herrn ergab die Unrichtigkeit dieser Schauermär. Alle unsere Offiziere waren bis auf einen wohlauf.

Viele Räubergeschichten liefen um, wurden geglaubt und vergrößert. Die Nerven waren bei jedem auf's äußerste angespannt.

Jetzt begannen auch die Nachrichten über allerhand Kosakenstreiche. Bald hatten sie im Norden, bald im Süden der Stadt eine Dynamitpatrone auf die Eisenbahngleise geworfen und so einen meist nur kleinen Sachschaden angerichtet, der dann bald wieder ausgebessert war.

In dieser Zeit tauchte auch die Nachricht auf, daß in einzelnen russischen Konservenbüchsen Steine, in etlichen Schrapnells Zement und Sägespäne gefunden seien. Ein solches Geschloß war in einem Stallupöner Laden zur Schau gestellt.

Unsere Ulanen unternahmen unterdessen kühne Partouillenritte in Feindesland und drangen bis 25 km über die Grenze vor. Ein Offizier, der oben Erwähnte, wurde dabei verwundet. Hilfslos wurde er gefangen genommen und soll in Rußland gestorben sein.

Wegen ihrer allgemein bekannt gewordenen Tapferkeit wurden unsere Ulanen als die Soldaten, „die ein Brett auf dem Helm haben“, noch mehr als „die mit der Kartoffel auf dem Helm“ (die Artilleristen) von den Russen gefürchtet.

Schon frühzeitig waren einige russische Soldaten in das aus guten Gründen unbesezt gebliebene Eydtkuhnen eingedrungen. Ein Offizier betrat ein Hotelrestaurant und sagte zu den anwesenden deutschen Gästen mit der entsprechenden Gebärde: „Das kommt davon, wenn man die Nase so hoch trägt. Euer Wilhelm ist ja“, daß er den Kampf mit zwei Fronten aufnimmt“. Dann setzte er sich an das Klavier und spielte in höhrender Weise „Heil dir im Siegerfranz!“

Eine besonders bewegte Szene spielte sich vor dem Eydtkuhner Postgebäude ab. Ein russischer Offizier behauptete, daß aus dem Postgebäude auf seine Truppen geschossen sei. Die Beamten mußten auf seinen Befehl ohne Dienstmütze und ohne Uniformrock antreten, während der Offizier, mit einem geladenen Revolver beständig drohend, auf sie einredete. Der ruhigen sichern Art des Postdirektors gelang es Unheil zu verhüten; der Offizier brach die Verhandlungen ab, wobei er es nicht unterließ auf seine humane Handlungsweise hinzudeuten.

Nun begann auch das Plündern. Besonders übel spielte man dem Uhrmacher L. in Eydtkuhnen mit. Sein Laden wurde erbrochen, die Taschenuhren wurden gestohlen — einige besonders wertvolle Stücke waren in Sicherheit gebracht — die Wanduhren auf die Straße geworfen, mutwillig zerschlagen und zertreten.

Unter solchen Umständen beschloßen wir, wenigstens einige Schmucksachen und etliche kleine Rassenbeträge, die ich zu verwalten hatte, zu verstecken. Die Wertsachen wurden auf Flaschen gefüllt und vergraben. „Der Schatz im Acker!“

Wie viele andere Betriebe infolge des nun eingetretenen Mangels an Arbeitskräften eingeschränkt werden mußten, so wurde auch unsere Lokalzeitung verkleinert. Doch brachte sie nach Kräften die wichtigsten Nachrichten über den Krieg und über die Politik. Extrablätter wurden an die Schaufenster und die Türpfosten geheftet und sammelten schnell zahlreiche neugierige Leser.

Allabendlich vereinigten sich die Beamten auf der Veranda des Cabalzarschen Hotels, um neues zu erfahren und zu besprechen. Im Volksmunde wurde diese Runde scherzweise der „Feldherrentisch“ genannt.

Wie anderwärts, so kamen natürlich besonders an der Grenze zahlreiche Menschen in den Verdacht der Spionage. Einmal wurden vor unsern Fenstern auf dem Marktplatz zwei Männer verhaftet. Sie waren verdächtig, denn sie trugen Frauenkleider. Die Sache klärte sich aber harmlos auf: Um bei der Flucht vor den etwa herumstreichenden Kosaken gesichert zu sein, hatten sich die beiden Landleute verkleidet.

In Gydtkuhnen wurde ein bekannter Spediteur verhaftet. Er sollte mit englischen und französischen Offizieren zusammen im Auto gefahren sein, auch eine große Geldsumme aus Rußland erhalten haben. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß er erschossen sei. Die Kunde entsprach nicht der Wahrheit.

Selbst ein evangelischer Pfarrer aus einem Grenzorte wurde in Gumbinnen verhaftet und von zwei Feuerwehrleuten mit geschulterter Art und von einem Landwehrmann mit geladenem Gewehr durch die Stadt geleitet. Es war aufgefallen, daß dieser in der Stadt fremde Herr vielfach von ebenfalls fremden Menschen — seinen Gemeindegliedern — angesprochen wurde. Das schien bedenklich. Ein nachts aus dem Bette geholter Bekannter des Verhafteten legitimierte den Verdächtigten, der natürlich sofort frei gelassen wurde. Voller Humor erzählte später der Befreite: „In dieser Nacht habe ich aber nicht mehr viel geschlafen.“

Ein Gastwirt und Besitzer aus der Umgegend Stallupönens wurde mit einer Kette um den Hals von einem

Soldaten als Spionageverdächtig eingebracht. Auch dieser Gefangene mußte als unschuldig entlassen werden.

Weil er die Lage deutscher Schützengräben verraten haben sollte und weil man bei ihm eine größere Summe russischen Geldes gefunden hatte, hatte man auf unserm Bahnhofe einen Maurer aus Eydtkuhnen an einen Laternenpfahl gebunden. Der „Spion“ wurde geschmäht, geschlagen, angespieen. — Er erlangte gleichfalls die Freiheit.

Ebenso endete die Festnahme eines jungen harmlosen Menschen, der mit seinem Rade leichtfertiger Weise an die russischen Grenzposten gefahren war und sich mit einem von ihnen unterhalten hatte.

Im Gefängnis traf ich sogar einen Taubstummen an, dem das Verbrechen des Verraths zum Vorwurf gemacht wurde.

Kein Amt, kein Besitz schützte in jener, glücklicherweise nur kurzen Zeit vor Verdächtigung.

In unserm Hause hatten wir eine Zeitlang einen Kriegsgerichtsrat im Quartier, der alle diese Sachen zu untersuchen hatte. Er hatte übrigens viel zu tun. Trotzdem habe ich nicht einen einzigen Fall kennen gelernt, in dem sich der Verdacht der Spionage als begründet herausgestellt hätte. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß nicht wirklich Fälle von Spionage an der Grenze vorgekommen sind.

Auch das Kapitel von der Brunnenvergiftung gehört hierher.

In Stallupönen wurde ein rechtschaffener, einer Sekte angehöriger Bürger verhaftet, weil er sich an einem Brunnen in verdächtiger Weise zu schaffen gemacht hatte.

Zuweilen war es unglaublicher Leichtsinns, der die Verhaftung herbeiführte. So hatte einmal ein ange-trunkener Besitzer im Gasthause im Scherz Geld auf den Tisch geworfen mit den Worten: „Wer will Geld verdienen?“ Das ist leicht; wer will einen Brunnen vergiften? Der Besitzer wurde festgenommen.

Eine amtliche Bekanntmachung forderte die Bevölkerung zur Wachsamkeit auf. Ich selbst wurde zum Revisor der städtischen Brunnenwachen ernannt und sollte

möglichst Tag und Nacht meines Amtes walten. „Es wurde eben nicht danach gefragt, ob etwas durchführbar wäre oder nicht; es wurde gemacht, was gemacht werden konnte.“

Indes ging auch die Zeit der Sorge um die Brunnen in unserm Städtchen bald vorüber.

Am 4ten August konnte ich noch zur Beruhigung der spärlicher gewordenen Gemeinde folgende Notiz durch Anschlag veröffentlichen:

„Nach mehrfachen glaubwürdigen Meldungen von Flüchtlingen aus Eydtkuhnen und Umgegend von Pillupönen haben die russischen Soldaten gegen Zivilpersonen sich keinerlei Gewalttätigkeiten schuldig gemacht.“

Für spätere Zeiten war der Anschlag leider nicht aufrecht zu erhalten.

Mit der eintretenden Dunkelheit pflegte sich die Besorgnis der Bevölkerung zu mehren. Man wartete förmlich auf den ersten Schuß. Und horch! Eines Abends knallte es wirklich. Es knallte zweimal nach einander, kurz und scharf. Es war $\frac{1}{4}$ 12 Uhr. Die Beamten saßen, zum Teil mit ihren Damen, noch auf der Veranda unseres ersten Hotels. Ein Herr ergreift meine Frau beim Arm und zieht sie in das Hotel: „Bringen Sie sich in Sicherheit, gnädige Frau!“

Aber die Schüsse hatten nichts Besonderes zu bedeuten. Auf dem alten Markte hatte ein Geisteschwacher einen Pistolenschuß abgegeben, den ein Landwehrmann seinerseits mit einem Schuß beantwortete. Eine Verletzung war nicht zu verzeichnen. Der Geisteschwache wurde als solcher erkannt und in Gewahrsam verbracht.

Dieselbe Nacht bot noch eine fernere Aufregung: „Feuer!“ rief plötzlich ein junger Mensch. Man wollte die Feuerwehr alarmieren.

Der Geistesgegenwart eines Oberveterinärs gelang es indes den Alarm zu verhindern. Wir wollten das Feuer erst einmal sehen. Bei dieser Untersuchung stellte es sich nun heraus, daß ein paar harmlose Funken, die aus einem Schornstein kamen, den jungen Menschen getäuscht hatten.

Mittlerweile war die Zeit zur Wiedereröffnung un-

ferer Schulen herangekommen. Versuchsweise wurde der Unterricht unseres Realprogymnasiums aufgenommen. Der Direktor und andere Lehrkräfte fehlten. Sie trugen die Uniform. Da sich überdies nur 36 Schüler eingestellt hatten, wurde die Schule alsobald wieder geschlossen. Die Schüler waren damit einverstanden.

Ein eigenartiges Bild bot sich eines Tages vor unsern Fenstern auf dem Marktplatze. Ein Gutsbesitzer von der Grenze hatte mit seiner stattlichen Viehherde auf dem Platze Halt gemacht. Bald hatte sich die Kunde verbreitet, daß die Milch kostenlos dem gehören sollte, der die Röhre melken würde.

Das Melken ist eine auch in der Kleinstadt immer seltener anzutreffende Kunst. Aber merkwürdig! Im Nu waren zahlreiche Frauen mit Emailleiemern zur Stelle. Es fehlte auch an Schemeln nicht. Schnell hatte jede Kuh ihre Frau gefunden. In Kürze waren die Tiere ausgemolken. So war den Röhren, dem Gutsherrn und den Frauen, die mit ihren gefüllten Eimern fröhlich von dannen zogen, geholfen.

Auf den Straßen herrschte reges Leben. Die meisten Menschen hatten dem Anschein nach rein gar nichts zu tun. In der Tat schienen jetzt viele Arbeiten angesichts des nahe vor den Toren stehenden Feindes gänzlich leer und zwecklos. Fast jeder war unterwegs. Jeder wollte etwas Neues sehen, hören, lesen, besprechen. Das Mitteilungsbedürfnis war viel größer als sonst.

Selbst die Beschäftigung der Ärzte ging ganz erheblich zurück. „Was soll ich noch Sprechstunde abhalten, es kommt ja doch niemand“ so hörten wir einen Arzt sagen. All' die vielen kleinen Leiden, die neurasthenischen und hysterischen Beschwerden waren wie weggeblasen.

Die ersten drei russischen Gefangenen! Russische Soldaten waren hier nicht unbekannt. Insbesondere verkehrten früher russische Offiziere in Uniform gar oft in unserm Städtchen. Diese drei Soldaten wurden aber sehr sorgfältig auf ihren Gesichtsausdruck und ihre Uniform hin studiert. Man stellte Vergleiche an zwischen der russischen und der deutschen Uniform mit allem Zuhör. Die Russen schienen in mancher Hinsicht nicht

schlecht ausgestattet. Aber der Vergleich fiel doch in allem zugunsten der deutschen Soldaten aus.

Zu der bisherigen Einquartierung in unserm Hause erhielten wir eine neue: Einen Offizier und drei Gemeine. Für beide Teile war es aber nur eine kurze Freude. Raum hatten die neuen Soldaten ihre Tornister abgelegt und ihr Lager sich nach Wunsch zurecht gemacht, da kam auch schon der Befehl zum Abrücken.

Später hatten wir u. a. einen blonden, prächtigen jungen Menschen im Quartier. Er trug erst seit vier Tagen die Uniform und war „doch schon beim Stabe“. Es handelte sich um einen Juristen, der, aus den russischen Ostseeprovinzen stammend und der russischen Sprache mächtig, als Dolmetscher fungierte. Sonst brachte er die Nacht meist im Auto des Divisionskommandeurs an der Seite des Chauffeurs zu. O, wie freute sich unser Gast darauf, wieder einmal in ein rechtschaffenes Bett zu kommen! Übrigens hatte der junge Krieger eine derart respectable Länge, daß wir ihm zur Verlängerung seines Lagers zwei Stühle an sein Bett stellten.

Einmal erzählte „unser Dolmetscher“, daß zwei unserer Ulanen einen russischen Armeebefehl erbeutet hatten, der so wichtige Nachrichten enthielt, daß man sie nach Königsberg brachte.

Auch unser Konfirmandensaal erhielt Einquartierung: Man hatte auf einem zweirädrigen Handkarren einen unglücklichen Gelähmten von Cydtkuhnen zu uns geschafft und ihn mitsamt seiner Familie dort untergebracht. Wenigstens für einige Zeit hatten sie nun Ruhe und Sicherheit.

Kurze Zeit später beherbergte derselbe Saal — russische Pferde.

Während die feindlichen Angriffe anfangs einen verhältnismäßig harmlosen Charakter trugen, nahmen sie nun mehr und mehr an Rücksichtslosigkeit zu und arteten bald in brutale Mordbrennerei aus, die ein unsagbares Elend über die Bevölkerung des Grenzgebietes brachte.

Zuerst fragten die russischen Patrouillen bei ihren Einfällen nach den „Königlichen Gütern“. Sie meinten damit die Domänen. Später gingen auch die anderen

großen Besitzungen in Flammen auf. Schließlich gab man sich nicht mehr die Mühe besondere Unterschiede zu machen.

Bei ihren Brandstiftungen bedienten sich die Russen schmaler Zelluloidspäne, von denen sie ganze Bündel bei sich trugen. Formell sollten diese eigenartigen Lineale zum Anzünden der Bivakfeuer dienen. Daneben hatten die feindlichen Soldaten noch mit Benzin und Zündstoff gefüllte Schleudertugeln, die sie auf die Dächer oder in die Häuser warfen.

Schon Anfang August wurden zahlreiche Ortschaften an der Grenze angezündet und größtenteils niedergebrannt.

Der Grenzort Eydtkuhnen, der, wie erwähnt, frühzeitig geräumt wurde, lag öde und verlassen da. Noch am Sonntag vor dem Kriegsausbruch hatte dort ein großes Sportfest stattgefunden, an dem auch zahlreiche Russen teilgenommen hatten. Nun brannte ein großer Teil dieses betriebsamen Grenzdorfes. Ein schauriger Anblick! Am Tage stiegen ungeheure Rauchmassen von den einzelnen Brandstätten empor und nachts erglühete der Himmel von den zahlreichen aufflammenden, nur kürzlich erst mit besonders reichem Erntesegen gefüllten Scheunen.

Um einen möglichst weiten Ausblick zu haben, um die Entfernungen besser abschätzen und die rauchenden Ortschaften genauer bestimmen zu können, stieg man auf den Kirchturm, auf einen Wasserturm oder auf das Dach des hochragenden Realprogymnasiums.

Wehmütig standen die nach Stallupönen geflüchteten Eydtkuhner auf solchen Aussichtspunkten und sahen dem traurigen Schauspiel machtlos zu. Ihre Hoffnung, ihr Eigentum unverfehrt wieder zu finden, war zu nichte¹.

Auch der russische Grenzort Ribarty und zahlreiche andere Ortschaften auf der russischen Seite standen in Flammen.

So viele, große, gleichzeitige Feuerbrünste kennt nur der Krieg.

¹ Ostb. Grenzbl. 12. 8. 14.

Jetzt tauchten auch die ersten Nachrichten vom Morde unschuldiger Zivilpersonen aus den Grenzorten auf. Ein Irrtum erschien ausgeschlossen, denn es wurden bestimmte Personen mit Angabe ihres Wohnortes genannt und Angehörige der Getöteten selbst verkündeten die schmerzliche Botschaft.

Den ganzen, schaurigen Ernst des Krieges führte der erste größere Verwundetentransport in unsere Stadt. Mit der Eisenbahn kamen die Tapferen an. Unter Bezeugung großer, teilnehmender Liebe und Sorgfalt wurden sie ausgeladen, unter ihnen ein junger Offizier Cz. Matt und totenblaß blickte er infolge des starken Blutverlustes, den er erlitten hatte. Er wurde indes ausgeheilt.

Auffallend zahlreich traten Arm- und Handverletzungen auf, die meist von Infanteriegeschossen herührten.

Viele von den Verletzten wurden völlig kuriert. Die Wunden stellten sich oft als gutartig heraus. Selbst Lungenschüsse boten mitunter die Hoffnung auf vollkommene Genesung der Patienten.

Natürlich wurden auch bei uns in den Lazaretten seltsame Fälle beobachtet. So trafen wir in unserer zum Feldlazarett eingerichteten Kaserne einen Fahnenjunker an, der sechs Schüsse erhalten hatte, ohne verwundet zu sein. Feldflasche, Patronentaschen, Tornister, Uniform, alles war durchlöchert. Sein Körper selbst blieb aber heil. Warum lag er denn im Lazarett? Er hatte eine Gehirnerschütterung davon getragen, und ein Eisbeutel kühlte ihm die glühende Stirn. Nur kurze Zeit, dann ging er wiederum auf und davon.

Auch bei den Verwundeten war die Stimmung durchweg eine un verzagte, zuversichtsvolle. Wie oft sagte ein Kranker, wenn wir ihm die Hand reichten und uns teilnahmsvoll nach seinem Befinden erkundigten: „Es geht schon besser; in vierzehn Tagen, in drei Wochen hoffe ich wieder hergestellt zu sein und dann — gehe ich wieder an die Front.“

Da lag auch ein schwerverwundeter Russe. Er hatte einen Schuß durch den Kopf bekommen und war dem

Tode nahe. Seine letzten Worte, die er immer wieder, halb bewußtlos stammelte, waren „Alkohol, Alkohol!“

In der benachbarten Halle ruhten drei tote Reiter. Sie hatten ausgekämpft. Sie sollten begraben werden. Es kostete aber zahlreiche Gänge, um ihre Bestattung in die Wege zu leiten. Man hatte genug mit den Lebenden zu tun, als daß man schleunig auch an die Toten dachte. Sie wurden dann in ein gemeinsames Grab gebettet.

Die russischen Soldaten hatten zu Zeiten schon in den allerersten Tagen des Krieges gehungert. Friedlich hatten sie die deutsche Bevölkerung um ein Stück Brot gebeten. Selbst rohe Rüben, Kohl, Runkelrüben, ja Kartoffeln und Hafer wurden nicht verschmäht.

Aber auch unsere Soldaten kamen zuweilen recht ausgehungert aus den Gefechten zurück. Da standen sie dann zu kurzer Rast auf dem alten Markt. Unermüdtlich trugen die Damen schwere Körbe mit belegten Butterbrotten an die Truppen heran. Unaufhörlich richteten junge Mädchen und Frauen in besonders dazu ausgerüsteten Räumen die dicken Schnitten zu. „Nicht drängen! Ihr kommt alle an die Reihe!“ Dieser Ruf ertönte wohl oftmals, aber solche Mahnung nützte nichts, rein garnichts. Man hatte seine liebe Not bei dem Andränge sich aufrecht zu erhalten. Erschien ein neuer Korb mit Essen, so reckte sich gleichzeitig ein Duzend Arme nach den Speisen, und im Handumdrehen war dieser leer. Konnte nicht jeder Krieger bedacht werden, nun, so war es auch zu ertragen, denn der deutsche Soldat teilt jede Ertragabe mit seinem Kameraden.

Zu Zeiten war die Stimmung in unserer Stadt recht schwül. Man erwartete einen größeren Kampf im Südosten, nahe der Stadt, ja es wurde sogar ernstlich mit der Möglichkeit eines bevorstehenden Straßenkampfes im Orte selbst gerechnet. Aus diesem Grunde blieben die Kirchentüren fortan dauernd geöffnet: Bei einem etwa plötzlich eintretenden Gefechte sollten die auf den Straßen sich aufhaltenden Einwohner hinter die bergenden Mauern des Gotteshauses flüchten können.

Viele Damen wagten nicht mehr ein Bad zu nehmen,

da sie fürchteten im Bade von den eindringenden Russen überrascht zu werden. Manche kleideten sich für die Nacht nicht völlig aus, um schnell bereit zu sein für einen etwa notwendig werdenden Ausbruch. Aus demselben Grunde lösten sich die Frauen zur Nacht nicht mehr das Haar.

Die nach der Grenze zufahrenden Eisenbahnzüge hatten ihre Lampen abgeblendet.

Ein Militärflugzeug glitt auf einem Erkundungsfluge nach Rußland über unsern Ort und kehrte gegen Abend wohlbehalten zurück. Über dem Markte warf es eine Meldung an einer schwarz-weißen Fahne herab, die auf ein Dach fiel. Bald wurde sie von Soldaten heruntergeholt und dem kommandierenden General übergeben.

Mit Neugier, Stolz und Zuversicht wurde das ungewohnte Schauspiel von der Zivilbevölkerung verfolgt.

Um unangemessenen Preistreibereien und damit einem Mangel an Lebensmitteln vorzubeugen, setzte der Stallupöner Stadtkommandant für besonders wichtige Nahrungsmittel Höchstpreise fest. Es sollten fortan kosten:

Roggenbrot, 3 Pfund wiegend 0,50 M.

Schüchterbrot (grobes), 4 Pfund wiegend 0,50 M.

Semmeln, 3 Pfund wiegend 0,40 M.

Eier, das Schock 4,50 M.

Schweinefleisch, das Pfund 0,70 M.

Schweinekarbonade, das Pfund 0,80 M.

Rindfleisch mit Knochen, das Pfund 0,75 M.

Rindfleisch ohne jeden Knochen, das Pfund 0,90 M.

Hammelfleisch, das Pfund 0,80 M.

Frische Wurst, das Pfund 0,80 M.

Rauchwurst, II. Qual., das Pfund 1,20 M.

Rauchwurst, I. Qual., das Pfund 1,40 M.

Rauch- und Dauerwurst, das Pfund 1,00 M.

Kartoffeln, 100 Pfund = 1 Zentner 3,50 M.

Daß sich unter unseren Soldaten zahlreiche Helden finden, ja daß in gewissem Sinne alle Helden sind, ist uns Deutschen eine geläufige Rede.

Unsere Ulanen galten aber, wie erwähnt, ganz allgemein als rechte Helden. Bezeichnend für die Auffassung

im Volke war eine Wendung, die wir öfter zu hören Gelegenheit hatten: „Unsere Ulanen machen alles!“

Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir behaupten, unsere Ulanen haben eine Zeitlang die ganze große auf den Krieg lange vorbereitete russische Armee aufgehalten. Die Stallupöner Truppe wurde in kleine Patrouillen eingeteilt, die sozusagen überall auftauchten und den Gegner über die zunächst geringe Anzahl unserer Verteidigungsmittel täuschten.

Hätten die Russen eine Ahnung gehabt, wie die Sache zu Anfang bei uns stand, so wären sie sicherlich viel rücksichtsloser vorgeedrungen.

„So sind unsere Dohna-Ulanen!“ überschrieb die Stallupöner Lokalzeitung die Schilderung eines kleinen Heldenstückleins: „Ein 8. Ulan steht ganz allein Posten, sein Pferd hat er in einem Garten stehen. Er hat nur noch fünf Patronen. Da kommt eine russische Kosakenpatrouille von sechs Mann auf ihn zu. Er bleibt ruhig stehen und schießt, abgefessen natürlich. Er schießt den ersten runter, den zweiten, den dritten, den vierten. Die russischen Kerls haben nun bemerkt, daß er nur ein einziger ist. Sie wollen ihn also attackieren. Er schießt mit seiner letzten Kugel das Pferd eines von beiden runter, so daß der Russe unter das Pferd kommt; den letzten sticht er tot. Als der unter dem Pferd liegende hervorgekrabbelt ist, und auf ihn losgeht, sagt der brave Ulan (ein Rekrut übrigens): „Da ich keine Patrone mehr habe, muß ich dich totstechen!“ Gesagt, getan. — Der Mann ist sofort zum Unteroffizier befördert und zum Eisernen Kreuz eingereicht worden.“

Obwohl jenseits der Grenze bereits große Truppenmassen lagerten, gelang es unsern Ulanen-Patrouillen doch bis nach Wilkowitzki vorzudringen. Bei den Rekognoszierungsritten beteiligten sich übrigens auch der Oberarzt R. und der Oberveterinär F. aus Stallupönen.

Charakteristisch für die Stimmung unter den Soldaten ist eine Äußerung aus dem Munde eines unserer Ulanen: „Ich spick' sie alle tot; sonst fressen sie uns alles auf!“

Es war in unserer Bevölkerung bekannt geworden,

daß in dem von den Russen bereits besetzten Grenzort Gydtkuhnen in der Apotheke fünf verwundete deutsche Soldaten lagen. Eines Abends setzten sich ein Oberarzt und ein Sanitäter in ein Auto und fuhren durch die russischen Vorposten hindurch nach Gydtkuhnen. Dort luden sie die Verwundeten in den Wagen und eilten in wahn-sinnigem Tempo wieder zurück. Der Streich gelang. Ehe die russischen Vorposten sich aus den Chausseegräben aufrappelten, waren Auto und Insassen in Stallupönen geborgen.

Noch ein anderes Reiterstücklein kursorierte in unserer Stadt. Eine kleine Ulanenabteilung machte einen Ritt in Feindesland. Dabei stieß sie auf eine größere russische Patrouille. Es kam zum Gefecht. Das Pferd eines Ulanen wurde verwundet und stürzte. Der Reiter fiel kopfüber in ein Haferfeld. Die Russen, in der Meinung, der Ulan sei erledigt, stürmten weiter. Aber der Ulan ist wohltauf. Nur sein Pferd hat gelitten. Sieh da! In der Nähe steht ein Kosakenpferd. Der Ulan schwingt sich auf das fremde Tier; aber sein eigenes Pferd mag er nicht lassen. Wenn auch arg behindert, kommt er doch wohlbehalten in der heimischen Garnison glücklich an.

Wie anderwärts fehlte es auch auf unserm Ende nicht an Humor bei den Truppen. So brachte die Post uns eine Karte in's Haus, auf der ein Mittkämpfer seine neue Wohnung anzeigte. Er wohnte in „Schützengraben, Maulwurfbruhstraße Nr. 8.“

Natürlich gab es auch bei uns Verluste an Offizieren und Mannschaften. Der erste Offizier, dem wir das letzte Geleit gaben, war der Rechtsanwalt R. aus Pilsfallen, ein Stallupöner Kind. Bei einem Pferdetransport wurde er von seinem wildgewordenen Pferde gegen einen Baum gedrückt und abgeworfen. Innerlich schwer verletzt, wurde er in das Garnisonlazarett nach Gumbinnen geschafft, wo er verstarb.

Bald folgte ein Leutnant E. von dem 1. Dragonerregiment in Tilsit. Es fügte sich, daß bei diesem Begräbnis ein Teil der Offiziere seines Regiments, das gerade am Begräbnistage durch unsern Ort zog, teilnehmen konnte.

Am Grabe erdröhnten die üblichen Ehrensalven, die von Unteroffizieren abgegeben wurden.

Wir befürchteten, daß infolge dieser Schüsse in der Stadt neue Besorgnis entstehen könnte. Die Furcht war indes unbegründet. Bei der Unruhe des Kriegsgetriebes hatte man das Gewehrfeuer in den Straßen gar nicht gehört.

Wehmütig berührte es, als wir erfuhren, daß die Eltern des jungen Offiziers in der Ferne annahmen, daß ihr Sohn an einem unbekanntem Orte in Feindesland gefallen und dort bestattet worden sei. Selbstverständlich wurden die Angehörigen über ihren Irrtum aufgeklärt.

Einmal beerdigten wir neun Mann, Deutsche und Russen in dem gleichen Grabe. Da lagen die Gegner nun friedlich nebeneinander. Ein Gehilfe des Totengräbers ließ es sich aber nicht nehmen die Deutschen von den Russen durch ein zwischen sie aufgestelltes Brett zu trennen: „Herr Pfarrer, ich meine, sie sollen doch nicht ganz zusammen liegen!“

Die ersten Begräbnisse erfolgten in der im Frieden üblichen Weise: Die Toten wurden in Zink- oder sauber gearbeitete Holzsärge gebettet. Als sich dann die Zahl der Toten mehrte, wurden die Särge schnell aus einigen Brettern zusammen geschlagen und schwarz angestrichen. Später war auch das nicht mehr möglich. Es fehlte an Zeit, an Schreibern und an Brettern. So bestatteten wir die Toten fortan in der Weise, daß wir sie in saubere Bettücher hüllten und reichliche Mengen von frischem Laube über sie legten.

Frühzeitig gab es auch auf unserm engeren Kriegsschauplatz Ritter des Eisernen Kreuzes. Die Fliegeroffiziere, zunächst der Führer unserer Abteilung und zwei junge Leutnants, später sämtliche Offiziere prangten in diesem, von jedem Deutschen mit besonderem Respekt betrachteten Ehrenschild. Als ich einmal einen jungen Flieger fragte, wodurch er sich das Kreuz errungen hätte, gab er bescheiden zur Antwort: „Dadurch, daß ich 5000 Kilometer in Feindesland zurückgelegt habe.“

Weiter hörten wir von einem Stallupöner Ober-

Lehrer R., einem Amtsrichter R., einem Kaufmann W. usw., daß sie neben manchem Linienoffizier das Ehrenzeichen des deutschen Soldaten erhalten hätten.

Neben den Helden in des Königs Rock gab es aber auch Helden unter den Beamten und im Zivil. So haben besonders die Eisenbahnbeamten in schwerer, zuweilen lebensgefährlicher Lage in bewährter Treue ihres Dienstes gewaltet. Nur ein Beispiel. Eines Tages erschien auf einer kleinen benachbarten Eisenbahnstation ein Kosak, um mittelst einer Dynamitpatrone die Bahnanlage zu zerstören. Ein unbewaffneter Eisenbahnbeamter trat ihm entgegen und suchte es zu verhindern. Ein Säbelhieb über den Kopf war die Antwort. Der treue Beamte ist dann in unser Lazarett geschafft worden, wo er seiner Verletzung erlegen ist.

Und sollten wir der heldenmütigen Frauen vergessen? In der Nähe unserer Stadt, nicht weit von der Grenze, liegt ein besonders schönes Gut. Der Besitzer war bereits in den ersten Kriegstagen als Offizier eingezogen. Die junge stattliche Frau sagte sich: „Wenn ich fortgehe, verlassen auch meine Leute das Gut. Dann geht alles drunter und drüber. Also, ich bleibe!“

Was dieser Entschluß zu bedeuten hatte, können nur die ermessen, die, wie wir, erfahren hatten, welche Greuelthaten sich die Russen in immer größerer Zahl der Zivilbevölkerung gegenüber hatten zuschulden kommen lassen: Hier wurden Menschen von Haus und Hof, alte und junge, Männer und Frauen nach Rußland verschleppt, dort wurden Frauen und Mädchen vergewaltigt, nicht selten auch ward der eine oder der andere vor den Augen der Verwandten niedergeschossen oder erstochen.

Wir hatten anfangs an diese entsetzlichen Geschichten nicht glauben wollen. Aber nun war aller Zweifel verstummt.

Die Gutsbefiziersfrau hatte trotzdem beschlossen zu bleiben, und sie blieb.

Eines Tages erschienen auf ihrem Hof — wenn wir nicht irren, waren es 60 — russische Reiter. Die Dame stellte sich vor sie hin und sagte: „Ich bin hier allein; wenn Sie mich töten wollen, ich kann's nicht hindern.“

Die Antwort lautete: „Nein, das ist nicht unsere Absicht. Wir wollen uns nur die Gegend ansehen und, wenn Sie uns etwas zu essen geben wollen, so werden wir das mit Dank annehmen.“ Natürlich wurden Speise und Trank gebracht. Die Soldaten ließen es sich schmecken. Der Offizier legte die Hand an die Mütze und empfahl sich. Die Russen ritten davon.

Dieselbe Dame fuhr einmal, nur von einem Herrn begleitet, bis zur Kampflinie, um ihren Mann zu sprechen. Auch diese Fahrt lief gut ab.

Bezeichnend für die Stimmung in manchen Kreisen unserer Bevölkerung ist ein Ausspruch der genannten Dame, die vorübergehend verreist war und wieder nach Hause zu fahren beabsichtigte: „Wenn ich nicht das Kanonenschießen höre, werde ich einfach verrückt!“

Auch dem weiblichen Personal manchen Geschäftes, so z. B. unserer Buchdruckerei, ebenso manchem schlichten Dienstmädchen konnten wir unsere Bewunderung nicht versagen. Frei erklärten sie, sie wollten bis zum äußersten ausharren. Und es war keine leere Rede.

Noch eines ferneren Heldenstückes aus der Zivilbevölkerung sei gedacht. Der Schauplatz auch dieses kleinen Dramas war ein nahe an der Grenze gelegenes Gut. Auch in diesem Falle war der Besitzer ein Reserveoffizier, ein Hauptmann der Artillerie. Als er beim Kriegsausbruch aus dem Hause ging, nahm er den älteren Sohn als Kriegsfreiwilligen mit in's Feld. Der jüngere, er mochte sechszehn Jahre zählen, mußte dagegen seinem Vater in die Hand versprechen, unter allen Umständen auf dem Gute zu bleiben, auch wenn die Russen einbrechen sollten. Und auch dieser junge Mann blieb und hielt bei der ersten russischen Invasion standhaft aus. Später freilich mußte auch er, dem Zwange weichend, das väterliche Gut verlassen.

„Soll ich bleiben, soll ich von dannen gehen?“ Das war eine Frage, die nun an jeden Stallupöner herantrat.

Bei der Besprechung dieses Themas hörten wir später einmal das Urteil: „Man konnte machen, was man wollte, es war immer das Falsche.“ Dieses Wort enthält viel Wahrheit. Die Beantwortung der Frage war

insofern besonders schwierig, als man wußte, daß, im Gegensatz zum deutschen Heere, die russischen Truppen keinen einheitlichen Organismus darstellen. Während Offiziere aus den Leibregimentern sich zuweilen geradezu ritterlich benahmen, konnte man bei andern Soldaten auf alles gefaßt sein. Verbürgt ist die Tatsache, daß russische Offiziere vor ihren eigenen nachfolgenden Truppen gewarnt haben.

In einem Falle wissen wir, daß ein Pfarrer durch seine Anwesenheit seine Gemeinde gerettet hat; in einem andern hat das Bleiben des Geistlichen einer großen Anzahl seiner Gemeindeglieder direkt den Tod gebracht. Das kam so: Ein Pfarrer sitzt in seinem Amtszimmer. Es klopft. „Herein!“ Leute aus der Gemeinde: „Herr Pfarrer, jetzt kommen die Russen auch zu uns.“ „Das kann schon sein.“ „Herr Pfarrer, was sollen wir nun machen? Sollen wir bleiben oder sollen wir flüchten?“ Der Geistliche antwortet: „Ich will euch nicht raten zu bleiben; ich will euch nicht raten zu fliehen; macht, was ihr für richtig haltet! Ich bleibe!“ „Wenn Sie bleiben, Herr Pfarrer, bleiben wir auch.“

Als dann die Kosaken einbrechen, schießen sie 26 harmlose Zivilisten über den Haufen!

Mit Recht kann man sagen: Wäre der Geistliche bei Zeiten fortgegangen, so wäre zwar manche Habe verloren gegangen, aber 26 Menschenleben wären erhalten geblieben.

Für den Beamten und Geistlichen war nach unserer Ansicht die rechte Stellung in dieser Sache gegeben durch die Beantwortung einer andern Frage: „Kann ich durch mein Ausharren in meinem Amte etwas nützen oder nicht?“

Wir, meine Frau und ich, beschloßen zunächst unter allen Umständen auszuhalten und bei ihrem etwaigen Einfall die Russen zu empfangen. Das war denn auch der Grund, weshalb wir fast nichts von unserm Besitz gerettet haben. Selbst bares Geld, Schmucksachen und Tischsilber fiel in die Hände der Russen.

Inzwischen trug Stallupönen zum erstenmal einen eigenartigen Schmuck: Das Rote Kreuz auf weißem Grün-

de. Auf dem Dache des Kreislazarett's, der Kaserne, des Realgymnasiums, der Volksschule, der Apotheke wehte das Rote Kreuz. Dasselbe Zeichen schmückte das Rathhaus. Es war kein totes Zeichen. Wo es auftauchte, ob am Hause oder am Arm, da bedeutete es tätiges Leben. Damen vom Roten Kreuz fuhren auf einem Wagen umher zu den außerhalb der Stadt aufgestellten Wachtposten und brachten ihnen willkommenes Essen und erquickenden Fruchtsaft. Unermüdlieh regten sich fleißige Frauenhände, um die Not der Verwundeten zu lindern.

Schnell wurde von einem praktischen Arzte noch ein Kursus zur Ausbildung von Helferinnen vom Roten Kreuz in's Leben gerufen. Nicht alle jungen Mädchen, die sich zur Teilnahme meldeten, konnten aufgenommen werden, denn es waren ihrer zu viele.

Für Verwundete wurden Wäschestücke genäht. Damen mit der Binde um den linken Arm suchten die Lazarette auf, fragten hier nach besonderen Wünschen der Kranken, dort schrieben sie eine Feldpostkarte an die Angehörigen der Patienten, ein andermal boten sie den Kriegern ein Lesebuch oder die stets besonders gern entgegengenommene neueste Zeitung dar.

Später, als sich die Liebesgaben im Landratsamt und in der Turnhalle der Volksschule türmten, gab es wieder eine neue Aufgabe für die Mitglieder der Vereine, die das Rote Kreuz zu ihrem Wahrzeichen erhoben haben: Die angemessene Sortierung und Verteilung der übersandten Spenden.

Der Vaterländische Frauenverein für das Kirchspiel Stallupönen-Land hatte trotz seiner bescheidenen Mittel in einem benachbarten Dorfe eine Nähstube und eine „Kochküche“ für die kriegsvertriebenen Grenzbewohner eingerichtet.

Das Artilleriegefecht bei Stallupönen und die Beschießung der Stadt.

Während in den beiden ersten Wochen des Krieges der Kampf sich zumeist auf Patrouillengefechte und kleine Scharmügel jenseits und diesseits der Grenze beschränkt

hatte, formierte sich nun in einem gewaltigen Bogen nord-östlich, östlich und südöstlich von Stallupönen eine russische Artilleriefront. Sie mochte wohl eine Ausdehnung von 50 bis 70 km haben. Diese Artilleriestellung wurde nun, besonders im Süden, immer näher auf die Stadt vorgeschoben.

Wir haben im Laufe der Zeit so manches Bild von Gefechten gesehen, manchen hübschen Feldpostbrief, manchen packenden Zeitungsbericht gelesen, den Erzählungen verwundeter oder beurlaubter Soldaten gelauscht — o, sie können zuweilen sehr anschaulich erzählen — wir haben vielleicht das bewegte Bild einer Schlacht in kinematographischer Darstellung an uns vorüberziehen lassen, aber alles das vermag auch nicht annähernd eine genügende Vorstellung von einer wirklichen Schlacht zu geben.

Die brennenden Gehöfte, der rollende Donner der Geschütze, die kleinen Rauchwölkchen am Himmel, die tausenden Autos, die daherstürmenden Meldereiter, das blendende Aufblitzen der platzenden Granaten, bei denen man übrigens in der Luft sehr wohl die deutschen von den russischen unterscheiden konnte, die verschiedenartige Haltung des Publikums, das teils verwegen vordrang, teils aus der Ferne den Gang der Schlacht neugierig beobachtete, das sich bald voller Sorge, voll stumpfer Resignation, bald voll reifer Fassung zeigte, die eiserne Ruhe des Kommandeurs mit samt seinem Stabe und vieles, vieles andere mehr, das man mit Auge und Ohr vielleicht überhaupt nicht zu erfassen vermag, die „Stimmung“, die über dem Ganzen lagerte zwingen dazu, den Versuch zu unterlassen, die Schlacht zu beschreiben.

Recht bezeichnend für unsere Gemütsverfassung angesichts des Schlachtgetümmels erscheint die Äußerung einer Dame, die einmal sagte: „Ich muß mich zuweilen in den Arm kneifen, um mich davon zu überzeugen, daß ich das alles wirklich erlebe und nicht bloß träume.“

Eine gute halbe Stunde standen wir neben dem Kommandierenden General des I. Armeekorps. Erzellenz v. F. und sahen dem nie gesehenen Schauspiel zu. Von unserm Standorte aus ließ sich ein guter Teil der Gefechts-

Linie übersehen. Da der Stand der Schlacht sich längere Zeit nicht zu verändern schien, und da leichter Regen einsetzte, auch die Mittagszeit längst gekommen war, beschloß ich nach Hause zu gehen.

Wir haben die Teller zurückgeschoben. Meine Fran meint: „Es hört sich so an, als ob sehr nahe geschossen wird.“ Mir scheint es auch so: „Ich will einmal nachsehen,“ lautet meine Antwort und ich greife zum Hut. „Nicht allein, ich komme mit!“ Wir sind auf der Straße. Ein Strom von Menschen mit verängstigtem Blick eilt in wahnsinniger Hast in der Richtung auf uns zu mit dem Schrei: „Die Kanonenkugeln schlagen in unsere Häuser!“

Das erste Schrapnell traf den Bahnhof, auf dem Bahnsteig eine breite Spur der gelben Pikrinsäure hinterlassend. Ein Geschöß riß in der Nähe den dritten Teil des Daches eines Hauses fort. Ein Brauereikeller war wie besät von kleinen Tupfen, die die Schrapnellkugeln verursacht hatten. Die benachbarte Maschinenfabrik erhielt gleichfalls mehrere Schüsse. In das Kreislazarett flog durchs Fenster ein Geschöß, das, bereits matt geworden, zwischen zwei Soldatenbetten auf dem Erdboden liegen blieb, glücklicherweise ohne zu plazen. In der Nähe des Pfarrhauses schlug ein Schrapnell bei einem Glasermeister ein. Auch ein über unser Haus selbst sausesendes Geschöß wurde beobachtet.

Un uns jagt eine Haubizenbatterie vorüber. „Zurück, zurück, ruft uns der Hauptmann zu, die Russen stehen am Bahnhof!“ Noch ein Händedruck, noch ein Zuruf an den zufälligerweise verwandten Batterieführer — der sich übrigens bei Stallupönen das Eiserne Kreuz holte — und er ist unsern Blicken entschwunden.

Vor dem Laden, an dem wir Halt gemacht haben, steht ein mit einem Pferde bespannter Rollwagen. Auf ihm sitzt eine befreundete Dame. Sie wollte einen Silberkoffer noch zur Bahn schaffen. Doch wurde sie nicht mehr auf das Bahnhofsgelände gelassen. Nun ruft sie: „Frau Moszeit, Frau Moszeit, kommen Sie, kommen Sie, es ist höchste Zeit, daß wir uns in Sicherheit bringen!“

Wir wollen nach dem benachbarten Gut A. fahren. Dort will ich das Silber abliefern.“

Halb gezogen, halb geschoben, sitzt meine Frau bereits auf dem Wagen. Tränen stehen ihr in den Augen. „Ich fahre aber nur, wenn du mitkommst.“ Ich antworte: „Du mußt doch einsehen, daß ich nicht weg kann.“ Schon ist sie wieder an meiner Seite. „Nun ja, ich begleite dich bis zum Gut, fahre aber sofort wieder zurück!“ Es geschieht. In einer Stunde bin ich wieder daheim. Ich treffe meine Haubizzenbatterie vom Vormittag. Ich reiche meinem Hauptmann die Hand und gratuliere ihm. „Ja, wir sollen ja unsere Sache ganz gut gemacht haben, der Feind ist auf der ganzen Linie zurückgegangen — soeben ist aber der Befehl gekommen: Zurück!“

Meine Frau ist wieder daheim! Sie konnte es, ebensowenig wie ihre Begleiterin, auf dem Gute aus- halten. Mit einem Gutsfuhrwerk waren sie zurückgekehrt und mühten sich um die ausgehungerten Truppen.

Von auswärts ist — Verwandtenbesuch gekommen. Es wird Familienrat gehalten und beschlossen, daß Frau und Dienstmädchen, wenigstens für die kommende Nacht, fortreisen sollen.

Ein Lazarettzug ist aus dem Zug geworden, der auf dem Bahnhof steht. Ein Offizier, den linken Arm in der Binde, leitet den Transport. „Abfahren!“ — „Noch einen Augenblick, Herr Leutnant, es kommt noch ein Verwundeter!“ „Gut!“ Dieselbe Sache wiederholt sich immer auf's neue, eine Stunde hindurch, bis schließlich der Offizier den Befehl zur Abfahrt geben läßt.

So bin ich nun allein. Die Stadt liegt in tiefem Dunkel. Mindestens die Hälfte der Einwohner ist im Laufe des Nachmittags abgereist.

Ich komme vor mein Haus. In der Allee stehen vor mir 3 Damen. „Meine Damen, Sie hier, zu dieser Stunde?“ Es war nachts 12 Uhr. „Wir wollen diese Nacht nicht in unsern Häusern zubringen; wir sind ganz allein.“ „Nun denn, kommen Sie in mein Haus. Meine Frau und mein Dienstmädchen sind zwar fort, aber wenn Sie irgendwo sicher sind, sind Sie es vielleicht am ehesten im Pfarrhause.“ „Ach nein, wir wollen doch lieber noch

einmal zum Bürgermeister gehen.“ „Schön, ich werde Sie begleiten.“

Der Bürgermeister ist noch auf. Einige Einwohner der Stadt sind anwesend. Später erscheinen noch Mitglieder der städtischen Körperschaften und fragen, was geschehen solle. Ich erneuere meinen Vorschlag an die Damen. Selbst totmüde, erkläre ich schlafen gehen zu wollen. „Jetzt schlafen,“ sagt eine Dame, „ich bitte Sie, wer wird heute schlafen gehen wollen?“ „Ich gehe schlafen und werde auch schlafen!“

Und ich schlafe, aber nur für Minuten, Sekunden. Die Nerven sind auf's äußerste angespannt, und draußen rattern die zurückgehenden Kanonen, die Munitionswagen, die Kolonnen. Kein Aufhören.

Es ist 3 Uhr geworden. Schrill klingt die elektrische Hausglocke in mein Ohr. Ich bin an der Tür: „Wer ist da?“ Mein Nachbar: „Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß wir abziehen. Die Bevölkerung wird sogleich alarmiert werden“, was auch geschah.

Die Müdigkeit ist dahin. Ich denke an die Verwundeten des in der Kaserne etablierten, von mir seelsorgerlich bedienten Lazarett's. Eine Nachfrage ergibt, daß sie abtransportiert seien.

Vollkommen ruhig gehe ich noch einmal durch mein ganzes Haus, vom Bodenraum bis zum Keller, in den ich noch die wichtigsten Aktenstücke schaffe. „Was könntest du auf deine Wanderung bis Gumbinnen — 25 km — mitnehmen?“ Ich finde nichts, was ich wählen möchte. Doch ja, eins: Auf dem Tisch liegt von der letzten Mahlzeit her ein halbes Brot. Ich schneide eine zweifingerdicke Scheibe herunter; das wirst du vielleicht brauchen können. Ich konnte es brauchen. Geld, Tischsilber, Kunstgegenstände, alles erschien im Augenblick ganz wertlos.

In einem Hotel war noch Leben. Die Zimmer voll Militär, das müde, hungrig und durstig war. Bier und Selter gab es nicht mehr, also wurde Wein getrunken, nur den Durst wollte man löschen und die Nerven auffrischen.

Auf einer Tragbahre brachte man einen durch einen Brustschuß verwundeten Oberleutnant ins Lokal, der bei

jeder Bewegung ächzte. — Die Wirtin schaffte Betten ins Nebenzimmer und ließ ihn hineinlegen.

Es wird mitgeteilt, der Stab und das Militär verlasse die Stadt — also wird es wohl zu Ende sein. — Nach einer halben Stunde tritt eine Ordonnanz ins Lokal und sagt: „Meine Herren, machen Sie sich bereit, die Stadt muß bis morgen geräumt werden!“

Nebenan liegt der Schwerverwundete — allein. Als man ihm die Nachricht bringt, hebt er sich röchelnd aus den Rissen: „Ach Gott, nicht allein lassen — mitnehmen — ich lasse mich nicht — von den Hunden — umbringen!“

Draußen werden zwei große Lastwagen bespannt, auf denen einige Gäste und das Hotelpersonal nebst den notwendigsten Sachen untergebracht werden. Auf den einen werden die Betten des Verwundeten geworfen, der taumelnd vor Schwäche, in eine Bettdecke gehüllt, herauskommt und röchelnd jammert: „Mitnehmen, mitnehmen!“

Als das Fuhrwerk abfährt, faust ein Sanitätswagen vorüber; er wird angehalten und angewiesen, den Kranken mitzunehmen¹.

Ich gehe auf die Straße, um einen besseren Einblick in die Situation zu gewinnen.

Alles ist auf den Beinen. Selbst solche, die ohne alle Prahlerei versichert hatten: „Wir bleiben, wir bleiben unter allen Umständen!“ sind unterwegs. Das machte der Alarm.

Bei dieser Sachlage erschien es tatsächlich gänzlich zwecklos noch weiter zu warten.

Ich mache meinen Freund Dobermann von der Kette los. Fröhlich springt er an mir in die Höhe. Ein wenig hatte er sich nun doch an uns gewöhnt. Ein alter mottenzerfressener Paletot — die guten Wintersachen lagen noch wohlverwahrt — schützt gegen die Kühle der Nacht. Das bereits von meiner Frau gepackte Känzlel wird umgehängt und dann geht's nach der Gumbinner Chaussee: Ich wollte mir diese Straße ansehen.

Dort formierte sich nun ein unabsehbarer Zug von Flüchtlingen aus Stadt und Land. Wo nur all' die

¹ D. Franz in d. Leipz. Ztg. vom 20. Sept. 1914.

Wagen und Pferde herkommen! Und was für Wagen! Leiterwagen, Rollwagen, Handwagen, Kutschen aller Art, zum Teil uralte Modelle. Alle Gefährte sind besetzt. In großer Hast hatte man noch einiges mitzunehmen getrachtet. Die Wahl war zuweilen recht wunderbar ausgefallen. An den Wagen hingen Emailleimer, Kochgeschirre. Hier steckte ein Schinken, dort ein riesiges Brot, dort wiederum eine Wurst heraus. Ich fühlte nach meiner Brotscheibe im Paletot, — sie war noch da.

An den Seiten Fußgänger, Radfahrer, Herren, Damen, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke.

So stand ich eine Weile mit wehmütigem Blick vor diesem schmerzlichen Bilde. Fast jedes Gesicht war mir bekannt.

Da fährt ein Rollwagen an mir vorüber. Ich erspähe noch eine Lücke — später waren wir 29 Personen auf diesem Gefährt. — Ich springe auf den Wagen und komme glücklich zu sitzen.

Langsam rücken wir vorwärts. Ich wäre lieber gegangen. Vor kurzem hatte ich mir aber den Fuß verletzt, und 25 Kilometer gehen? „Wer weiß, ob du durchhältst? Bleibe lieber sitzen!“

Rechts und links auf den Äckern unabsehbare Herden von gequältem Vieh.

Neben mir auf der Straße wandert ein Rentier. Er hat nun 25 Mark in seiner Tasche. Das ist sein Besitz. Vor ihm fährt man einen alten kranken Mann auf einem Handkarren.

Ein unheimlicher Ernst lagert auf allen Gesichtern. Alle haben etwas Abgezehrtes, Müdes, Welkes. Die Frische der Farben ist gewichen und nicht wiedergekommen, trotz des schönen Augusttages. Allenthalben stumpfe Resignation oder stille Ergebung in das furchtbare Geschick.

Langsam schiebt sich der Zug weiter. Zuweilen steht das Ganze; denn von rechts oder links kommen Truppen, die voran müssen. Da gilt es für uns zu warten.

Einmal legt der Dobermann, der solange neben meinem Wagen einhergelaufen ist, die beiden Vorderpfoten auf den Wagenrand und sieht mich mit tieftraurigem,

fast menschlichem Blick an. Armes Tier! Du tust mir leid. Aber für dich ist wirklich kein Platz mehr vorhanden!

Langsam, unsäglich langsam kommen wir vorwärts. Einem Wagenlenker hinter uns geht es zu langsam. Er will uns überholen und fährt flott zu. Dabei geraten die herabhängenden Beine zweier neben mir sitzenden Frauen in seinen Rastentwagen hinein. So sind sie in Gefahr von unserm Wagen herabgerissen zu werden. Ein lauter Aufschrei! Der fremde Kutscher blickt sich um. Er sieht die Gefahr und zügelt seine Pferde. Die Frauen kommen wieder in ihre bisherige Stellung.

Wir von der Grenze haben gar vieles an traurigen Bildern gesehen, haben so ziemlich alles gesehen, was der Krieg an Jammer und Elend bietet. Aber, was uns am wehmütigsten von allem berührt hat, war doch dieser viele Kilometer lange Flüchtlingszug!

Nach neun langen Stunden kamen wir mittags vor Gumbinnen an.

Da sich dort die deutsche Artillerie neu formierte, durften wir die nächste Straße nicht benutzen, mußten vielmehr auf einem großen Umwege zur Stadt fahren: Wir waren geborgen.

Teils zu Wagen, teils mit der Bahn strebten dann die Massen weiter nach dem Westen.

Als ich wiederkam.

Die Russen waren aus Ostpreußen vertrieben. Also zurück in die Heimat!

Da ich nicht zuverlässig wußte, ob ich ohne Hindernisse bis nach Stallupönen die Eisenbahn würde benutzen können, beschloß ich, die sich mir bietende Gelegenheit nicht zu verpassen und mit einer Stappenkolonne mitzufahren.

Die Kolonne bestand aus 17 Autos, bezw. Anhängewagen, die Knöpfe, Hosenträger, Taschenmesser usw. und eine Million Zigarren mit sich führte. Bis über die Grenze sollten die Waren.

Ich selbst fand Unterkunft in einem eleganten ehemaligen Berliner Vorstadtomnibus, der nun allerdings

kriegsmäßig zugerichtet war. So standen vor meinem Sitz zwei befestigte geladene Gewehre, an denen ich mich später auf der Fahrt bei Unebenheiten des Weges festzuhalten pflegte.

Unter all den verschiedenen Uniformen trug ich als der einzige den Rock des Bürgers. Der Titel „Garnisonspfarrer“ hatte mir zur Mitfahrt verholfen.

Meine Wagengenossen waren Proviandamtsbeamte und Kraftwagenführer, die letzteren wohl sämtlich Berliner, und verfügten als solche über den berühmten Berliner Mutterwitz.

Es war eine reizvolle Fahrt. Die Unterhaltung hätte sich freilich nicht in allen Teilen für die Ohren junger Mädchen geeignet. Hin und her fiel einmal auch ein derbes Wort. Es war eben Kriegszeit.

Die Verpflegung bestand aus vortrefflichem Büchsenfleisch, aus Speck und Semmeln. Wir konnten nicht klagen.

Für Autoverhältnisse ging es nur langsam vorwärts. Wie für alles beim Militär, so gab es auch für das Tempo dieser Fahrt eine Vorschrift.

So fuhren wir denn die große Heerstraße entlang von Königsberg nach Eydtkuhnen zu. Zuweilen galt es Notbrücken zu passieren, die von unsern Pionieren in bewundernswerter Weise an Stelle der gesprengten erbaut worden waren. Halb zerstörte Brücken hatte man in genial-einfacher Weise unter geschickter Benutzung des erhalten gebliebenen wiederhergestellt. Holz und Mauerwerk und Eisen ergänzten einander in seltsamer Weise.

Die ersten Soldatengräber! Gefällte Chausseebäume. Man hatte sie umgehauen, um ein freies Gefechtsfeld zu schaffen. Der Grummet stand in Hocken. Er sah recht mitgenommen aus. Hin und her tadellos bestellte Felder.

Bei der großen Autokolonne ging es natürlich auch nicht ohne Panne ab. Ein mit einem Schimmel bespanntes Fuhrwerk, das uns entgegen kam, hatte die ersten Autos ohne Schwierigkeit passiert. Die ungewohnten riesigen Lastwagen dagegen machten das Pferd scheu. Der Autoführer wollte es nicht überfahren. So bog er seinen Wagen zur Seite. Der geriet in gefährliche Nähe des

aufgeweichten Grabenrandes. Die ganze Kolonne stand. Aber in einer halben Stunde war alles wieder im Gang.

Besonders interessant gestaltete sich die Fahrt durch Tapiau. An Stelle zahlreicher Häuser standen hier nur noch die Ringmauern. Vom Dachrande hingen so lang, so dünn, und gedreht wie Gerstenzuckerstangen die ausgeglühten Dachrinnen herab. Aus andern, erhalten gebliebenen, aber verlassenen Wohnungen wehten wallende Gardinenstreifen durch die zertrümmerten Fenster bis zu uns auf die Straße hinaus.

Am Waldrande vor der Stadt muß ein großer Artilleriekampf stattgefunden haben. Man sah noch deutliche Spuren. Dicke Waldbäume mit angebrannten Kronen lagen auf der Erde, von den Geschossen wie von einem Riesen geknickt. Durch die Stämme leuchten die hellen Sandstreifen der Schützengräben und Artilleriestellungen. Vor dem Walde lagert eine Ebene. Es ist Moorboden, aber ein grüner Teppich verbirgt den dunkeln Grund. Nur wo Granaten in den Boden gefahren sind, klaffen große pechschwarze Löcher.

Wir fuhren weiter. Allüberall Spuren des Krieges. Fetzen von Uniformen, gelegentlich auch einmal ein ganzes Hemd, ein Riemen, ein zerbrochenes Rad, ein umgestürzter Wagen, eine Patronentasche. Zu Tausenden, vielen Tausenden lagen Flaschen und leere Konservenbüchsen umher, manchmal an 100 auf einer Stelle. Man konnte kaum einen Meter weit fahren, ohne in den Chausseegräben irgend eine Erinnerung an den Krieg anzutreffen.

Um ihre Soldaten über die ihnen bevorstehenden Marschleistungen zu täuschen, hatten die Russen von allen Chausseesteinen, an denen wir vorüberfuhren, die Zahlen ausgekratzt.

Wertvolleres Kriegsmaterial und auch Kadaver waren nur selten anzutreffen. Man hatte schon tüchtig ausgeräumt.

Nahezu alle Chausseebäume zeigten kleinere oder größere Verletzungen. Bei dem überstürzten Abmarsch hatten die russischen Wagen allenthalben die Bäume gestreift. Dort am Wege wieder ein Soldatengrab! Auf

dem Hügel ein Schrapnell, über dem eine kleine Fahne weht.

Wir achteten auf die Obstbäume, die sonst in dieser Zeit reich mit Früchten behangen zu sein pflegten. Nicht ein Apfel, nicht eine Birne. Kein Wunder, die hungern- den Russen hatten auch die letzte Frucht von den Bäu- men heruntergeholt.

In Kl. Stobingen bei Jnsterburg gab es eine Mit- tagspause. Obwohl wir unser Essen mitbrachten, war unsere Ankunft dem Wirten doch angemeldet worden. Während der Fahrt hatte der Kessel unserer Gulasch- kanone gebrodelt. Das Wasser war auf der Reise teil- weise wohl herausgespritzt. So blieb das Fleisch in einer kurzen, kräftigen Brühe übrig. Auch an einer Flasche Rotwein fehlte es nicht.

Ganz behaglich speisten wir so, und zwar in demselben Raume, in dem vor kurzem der russische Generalstab Unterkunft gefunden hatte.

Unserm Wirt traten noch die Tränen in die Augen, als er der Ruffenherrschaft gedachte. Auch er hatte durch sie alles verloren. Es waren, wie er versicherte, Millio- nen von Russen bei ihm durchzogen, „glauben Sie, nichts als Himmel und Russen.“

Die weitere Fahrt brachte uns nach Gumbinnen. Wohl war die große Maschinenfabrik am Bahnhof völlig niedergebrannt, wohl hatten die Russen im Postgebäude, in der benachbarten Filiale der „Norddeutschen Kredit- anstalt“ arg gehaust, wohl gab es auch in der Stadt einzelne Brandstätten, im großen und ganzen war aber die Regierungstadt verhältnismäßig gut weggekommen.

Anderß, ganz anders dagegen sahen nun die Orte aus, die mehr nach der Grenze zu belegen sind.

In Grünhaus fiel uns die zweistöckige Volksschule auf, auf die wohl Maschinengewehrfeuer gerichtet ge- wesen war, denn fast jede Dachpfanne war entweder zer- schossen oder wenigstens aus ihrer normalen Lage gebracht. Wie in Grünhaus, so lagen in dem nachfolgenden Grünhof ungezählte Häuser völlig in Trümmer und Asche.

Übermaß 10 Kilometer und wir waren in Stallu- pönen.

Kriegsberichterstatter großer Berliner Zeitungen hatten zwar übertrieben, wenn sie schrieben, „Stallupönen ist nicht mehr“; „Stallupönen existiert nur noch dem Namen nach.“ Aber arg genug sah es doch in unserer Stadt aus. 58 Grundstücke, darunter schöne, neue, besonders auch die größten Gebäude, waren bis auf die Erde ausgebrannt. Der kleine Markt ist hin. Die kurzen Seiten des alten Marktes fehlen. Von dem bekannten Cabalzarischen Hotel stehen nur noch die Ringmauern. In der Hauptstraße der Stadt, der Goldaper Straße, ist auf einer Seite nur ein einziges Haus erhalten. Auch die polnische Straße zeigt große Lücken.

Wutentbrannt hatten die Russen bei ihrem Rückmarsch die Häuser planmäßig angezündet und diejenigen mit dem Tode bedroht, die zu löschen versuchten.

Stallupönen hatte den Russen gut zugesagt, so gut zugesagt, daß die Äußerung über unser Städtchen fiel: „Ist es möglich, daß eine Stadt so schön sein kann wie Stallupönen?!“

Kirche und Gericht, Landratsamt und Rathaus, auch die Schulen und der Bahnhof waren unversehrt. In gleicher Weise war das Bronzestandbild der Germania auf dem Neuen Markte erhalten; nur der Lorbeerkranz, den die hochehobene Rechte emporhält, war leicht geöffnet.

Einzelne Häuser, so eines am Ausgang der polnischen Straße, ein anderes am Bahnübergang, zeigten deutlich die Spuren eines heftigen Straßenkampfes.

Auf den Höfen, in den Brandruinen lagerten nach mühevoller Arbeit aufgebrochene Geldschränke; im Landratsamt hatte man den dortigen Kassenschrank mit Dynamit aufgesprengt; hierbei war das Haus an zwei Stellen von oben bis unten geborsten.

Auf dem einen Marktplatze stand eine Sanitätskolonne, auf dem anderen eine Munitionskolonne, die uns daran erinnerten, daß der Krieg noch weiter gehen wird.

Außer einigen Soldaten gab es nur wenige Menschen auf der Straße. Die meisten Einwohner waren

noch nicht heimgekehrt. Andere hatten sich das Bild der Zerstörung angesehen und waren wieder von dannen gezogen.

Auch unser Haus stand noch.

Der Kriegsberichterstatter Rolf Brandt hatte während meiner Abwesenheit in unserem Hause sein Quartier aufgeschlagen. Dieses „Quartier“ hatte er in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ beschrieben. Das Haus war nicht genannt; die Schilderung war aber so anschaulich ausgefallen, daß die Zeitungsnummer uns von zwei Seiten zugesandt wurde: Man hatte unsere Wohnung nach der Beschreibung erkannt.

Aus dem trefflich geschriebenen, von allen Übertreibungen freien Bericht sei ein Stück hierhergesetzt: „Die ganze Wohnung, die in ihrer Anlage und ihrer Ausstattung für den Geschmack und den Sinn ihres Inhabers sprach, war eine Art Müllhaufen. Im Speisezimmer stand der Tisch voll mit den kostbaren Porzellantellern, auf denen Reste von den verschiedensten Mahlzeiten lagen, ein paar Bilder waren aus den Rahmen geschnitten, andere lagen in den mächtigen Haufen von Zeitschriften, Packpapier, Manuskripten, Briefen, die den größeren Teil des Salons ausfüllten. Die Türen zum Büffet waren eingeschlagen, der Schreibtisch erbrochen, ein paar Bronzefiguren waren niederträchtig verstümmelt. Ein merkwürdiger Geruch lag über dem allen. Es war das typische Bild unserer Quartiere in den verlassenen Wohnungen und Städten. Man sucht dann Ordnung zu machen und richtet sich in den fremden Stuben ein, so gut es geht. Es ist ein unheimliches Gefühl in fremde Welten so tief dabei blicken zu müssen, ohne jede Absicht Einblick in die Falten eines Ehelebens zu bekommen, rührende Kleinigkeiten zu sehen, die der Besitzer kaum dem besten Freund, wie viel weniger dem Fremden gezeigt hätte.

Da ist ein blondes Kinderbild eines Mädels von acht Jahren an der Wand. Ich räume Berge von Papier zurück, um den Schreibtisch benutzen zu können. Natürlich lege ich die Briefe ungelesen weiter, auf einen fällt noch ein Blick. Eine steile Kinderhand: „Mein lieber

Pappi!“ Ich muß doch zu Ende lesen, den Kinderbrief, und ich sehe dabei diese Wirtschaft, wie sie vorher war. Zwischen dem Briefplunder liegt eine blonde Locke Frauenhaar, sie ist aus einem Paket gefallen, das noch halb mit blauem Band verschnürt ist, „Briefe aus der Brautzeit“. Auf dem Boden zertreten und beschmutzt liegen lose Blätter aus dem Gastbuch. Darin darf man ja wohl lesen. Es muß ein sehr gastfreundliches und liebenswürdiges Haus gewesen sein, mein Quartier. Viele Fremde, die dem Berufsstande des Hausherrn angehörten, haben ihre Eintragung gemacht, weil sie ein, zwei Nächte aufgenommen wurden. Launige Verse aus dem Jahre 1905, Eintragungen von sehr lustigen Familientagen. Auf dem Gang finde ich noch zufällig das letzte Blatt. Eine Eintragung vom 17. Juli mit Dank für die Aufnahme und dem Versprechen im Mai 1915 wiederzukehren. Dann mit scharfer Schrift: Durch! In herzlichster Dankbarkeit für die so liebevolle Aufnahme der Einquartierung. P., Kriegsrat bei der Kavallerie-Division. Und die Schlusseintragung: „Ach daß es immer so bliebe! Gott schütze Haus und Bewohner! Mit Gott für König und Vaterland! Kriegsschauplatz Stallupönen 7. 8. 14. J., Felddivisionspfarrer der Kavalleriedivision.“

Als ich selbst mein Haus betrat, war mein erster Gedanke: „Schade! Schade, daß du davon nicht eine photographische Aufnahme machen kannst!“

Im Vorflur liegt eine Pauke, beide Felle zertrümmert, daneben eine Geldkassette. Da man das Schloß nicht zu öffnen vermocht hatte, hatte man die beiden kurzen Wände zerbrochen.

Von der Glastür sind etliche Scheiben eingeschlagen. Das Innere der Wohnung machte den Eindruck, als ob 100 Wahnsinnige zu gleicher Zeit gehaust hätten. Jedes einzige Schloß ist erbrochen, jeder Winkel abgesucht, jede Kiste, jedes Kästchen, jede Schublade geöffnet.

Daß man sämtliches Geld, alle Kleider, Pelze, Wäsche geraubt hatte, braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden. Natürlich fehlten die für die deutsche Einquartierung reichlich beschafften Vorräte an Speisen, Getränken, Zigarren.

Alles Tischsilber ist fort. Doch nein, da steht noch eine silberne Schale, ein Hochzeitsgeschenk, das mir immer besonders lieb gewesen war. Wir hatten es täglich im Gebrauch. Sie hat nur wenig gelitten. Als ich sie später zur Instandsetzung zu einem Juwelier brachte, erklärte er mir, sie sei — nicht echt! Die Russen hatten sie stehen gelassen, weil sie nicht aus Silber war. Ich habe 25 Jahre gebraucht, um dahinter zu kommen, daß sie nicht echt sei. Die Russen waren sehr viel schneller zu dieser Erkenntnis gelangt!

Aus einer Ecke hebe ich einen Armluchter auf. Was sich die Eindringlinge für Mühe gemacht haben! Die fünf Arme des metallenen Leuchters sind mit großer Kraftanstrengung in einen einzigen Arm zusammengedreht, so daß die fünf Lichttüllen nun dicht nebeneinander stehen.

Hoch vom Dachboden aus einer Kiste stammt eine Puppe, die nicht ohne einigen Humor mit aus gespreizten Armen und Beinen auf dem Sofa sorgfältig aufgebaut worden war.

Mit großem Bedauern hatte ich seiner Zeit von einer herrlichen Begaschen Bronzestatue Kaiser Wilhelms I. Abschied genommen. Ich glaubte, ich würde sie unversehrt nie wiedersehen. Sie war aber unberührt geblieben. Eine geschnitzte japanische Truhe, die sonst dicht neben der Büste gestanden hatte, fehlte, während eine weiße Marmorfigur mit Tinte besprüht worden war.

Die kleinen besonders wertvollen Stickerien sind gleichfalls geraubt. Die russischen „Damen“ hatten sich dieser Sachen in Liebe angenommen. Was ihnen zuviel oder unbrauchbar schien, wurde nach russischem Rezept zerstört: Eine Schicht Wäsche, eine Schicht Kompott oder Honig, eine Schicht Wäsche, dann wieder Eingemachtes darüber und sofort. Danach alles durcheinandergestampft!

Die Türschlüssel waren entweder abgezogen oder man hatte sie von innen in's Schloß gesteckt, damit die Einwohner nicht etwa eingeschlossen würden. Aus der gleichen Furcht vor einer Überraschung war auch die elektrische Glockenleitung zerstört.

Die elektrische Beleuchtung dagegen funktionierte.

Bei meinem Fortzuge hatte ich die Steckschlüssel sämtlich abgenommen. Man hatte über mein „gerettetes Gut“ gelacht. Jetzt kam es wieder zu Ehren. Ein Druck, die Lampen brannten!

Wenn ich auch nicht viel spenden konnte, ein Dach und warme Stuben konnte ich doch bieten. Und auch das schon war begehrt.

So nahm ich einige Herren zu mir in's Quartier. Es waren drei. Wir alle vier aber hatten zusammen kein einziges Kopfkissen — die waren unter den Sätteln der Kosaken — keinen Bettbezug, kein Laken, kein brauchbares Wäschestück.

Ich selbst rollte mir eine alte Bettvorlage zusammen. Sie bildete, mit einem Fellen bedeckt, mein Kopfkissen. Nachts deckte mich eine — Gardine. Zum Bettlaken hatte ich mir zwei Streifen vorgefundene, nicht aus meinem Hause stammenden Futterkattun zusammengenäht.

Übrigens sah es in fast allen Häusern, in Wohnungen Büros und Läden gleich aus. Wer ein Haus gesehen hatte, hätte die andern beschreiben können. Die Schilderung wäre zutreffend gewesen.

Ein Haus — es stand nicht in Stallupönen — war von den Russen unberührt geblieben. Wie das kam? Die elektrische Glocke war in Unordnung geraten. Tag und Nacht hatte es ununterbrochen geläutet. Da hatten die abergläubischen Russen an Teufelspuf gedacht und das Haus gemieden: Warum sollten sie in solch' ein Haus gehen, es gab zum Plündern ja noch andere genug. Niemand war mehr überrascht als der Inhaber der Wohnung selbst, als er sie genau so vorfand, wie er sie verlassen hatte.

Hätte ich diese Geschichte doch früher gekannt! Unsere Glocke hatte öfter, aber augenscheinlich zur Unzeit, die Neigung zum unbefugten Tönen gezeigt.

In gleicher Weise wie die Wohnung trug der Garten russische Spuren. In ihm war abgekocht worden. Noch standen die zusammengestellten Ziegeln. Dazu die bekannte Unordnung und Unsauberkeit. Auch hatte man nachgegraben, wie es schien, ohne Erfolg.

Mich erfaßte ein heftiger Schüttelfrost. Ich konnte

keinen Schlaf finden. Der Puls schien schnell zu gehen. Ich glaubte zu fiebern. Schöne Aussicht! Ganz allein zu Hause. Wie, wenn du ernstlich krank wirst?

Gegen Morgen stand ich auf und ging ins Lazarett, wo ich mich ohne alle Förmlichkeit in das erste beste Soldatenbett legte.

Eine Schwester kam. Ich bat um ein Fieberthermometer und um Kontrolle meines Pulses. Es war nichts. Es waren wieder einmal „nur“ die Nerven.

Ich kleidete mich an und ging heim. Jetzt galt es zu kochen. Das Feuer brannte glücklich im Herd. Tee war in meinem Ränzle. Aber in meiner 25 jährigen Wirtschaft gab es nicht einen einzigen brauchbaren Topf. Der Teekessel war in nicht wiederzugebender Weise verdorben: Aber da hing noch eine Puddingform. In ihr setzte ich mein Teewasser auf. Bald war es heiß. Aber wie bekommt man die runde heiße Form vom Feuer? Die Topfhandschuhe waren fort und wie sollte man das Wasser aus dem unsaßbaren Gefäß in eine Tasse gießen? Nun, es ging, denn es mußte gehen.

Als ich dieses kleine Erlebnis einmal in Gegenwart einer Dame, der es nicht viel besser ergangen war wie mir, erzählte, sagte sie: „Ich kann Ihnen ein Seitenstück dazu bieten“: „Ich habe mich aus einer Bratpfanne — gewaschen.“

Hin und her gab es in Häusern besondere Überraschungen. „Hilfe! Hilfe!“ rief ein Postbeamter, als er seine Wohnung betrat. Sein Blick war unter das Bett gefallen. Da lag ein — toter Russe.

Unangenehm berührte gegenüber all der wahrgenommenen brutalen Roheit der Russen die pietätvolle Anlage eines kleinen Soldatenfriedhofes an der Volksschule. Sauber geschnitzte orthodoxe Kreuze bezeichneten die russischen, andere die deutschen Gräber. Da ruhte auch ein preußischer Major.

Am Rande unseres städtischen Friedhofes trafen wir auf ein ferneres großes Kriegergrab.

Im Realprogymnasium hatte man ebenfalls einige Rücksicht walten lassen. Die großen dekorativen Ölgemälde, den ersten preußischen König und Kaiser Wil-

helm II. darstellend, hatte man zwar aus den Rahmen genommen, aber unverlezt gelassen, die Bildnisse selbst gegen die Wand gefehrt.

Gefangene Russen räumten die deutschen Straßen auf. Es sollte wieder Ordnung und Sauberkeit einziehen.

Die Kaufleute waren vielfach noch ohne Waren. Wie schnell aber fanden sie sich in die veränderte Situation. Manche hatten sich ein neues Lokal an Stelle des niedergebrannten beschafft. Die Ehefrauen waren zum Teil in großen Städten und schickten von dort in Postpaketen die notwendigsten Güter. Von Tag zu Tag besserten sich die Verhältnisse. Petroleum, Lichte und Streichhölzer waren rare Artikel. Aber man wußte sich zu helfen. So sahen wir ein Schaufenster in der Weise beleuchtet, daß man 2 brennende elektrische Taschenlampen zwischen die Waren gelegt hatte. Das reichte zur Not aus.

Schnell hatten israelitische Kaufleute ein Warenhaus auf dem Markte etabliert: Einen Tisch, daneben einen großen Koffer: Laden und Lager waren fertig. Diese Berliner machten gute Geschäfte, denn die Soldaten erhielten dort, was sie suchten: Zigarren, Zigaretten, Lampen, Schokolade usw.

Auch ein Fleischermeister wußte in übler Lage Rat. Sein früherer Laden war ausgebrannt. Aber sein Torweg stand noch. Bald war das Pflaster gediebt und ein Pappdach geschaffen. Selbst ein Ofen fehlte nicht in dem eigenartigen Lokal. Auch dies Geschäft florierte.

Von Stunde zu Stunde kamen Handel und Wandel vorwärts.

Zu Anfang war die Verpflegung freilich ein schwieriges Kapitel. Mir selbst wurden von der Intendantur die notwendigsten Lebensmittel offeriert. Dankbar nahm ich das Angebot an. Ich ließ mir einige Waren reservieren. Als ich sie dann abholen lassen wollte, waren sie freilich bereits anderweitig vergeben.

Eines Tages wurde ich auf der Straße von einem Auto aus angerufen. Der liebenswürdige Stappentkommandant Oberleutnant v. R., der mich von Königsberg nach Stallupönen mitgenommen hatte, hatte mich er-

kannt und hat um Quartier. Gern wurde er als Gast aufgenommen, um so lieber, als er mich in dieser schwierigen Zeit zuweilen verpflegte. Mehrfach wurde ich freundlichst ins Feldlazareth zu Tische geladen. Eine Zeitlang stellte dort übrigens ein erbeutetes russisches Bettlaken unser Tischtuch dar.

Auch ein anderes freundliches Haus öffnete mir gastlich seine Pforten. Als ich einmal des Abends heimging, empfand ich unangenehm die nächtliche Kühle. Um mich ein wenig zu erwärmen, begann ich zu laufen. „Halt! Werda?“ Schon habe ich ein geladenes Gewehr vor der Brust. „Warum laufen Sie?“ „Weil mir kalt ist!“ Doch ich will den Landwehrmann nicht reizen. Mit meiner Taschenlampe leuchte ich mir selbst ins Gesicht. Ich werde mit der Bitte um Entschuldigung entlassen.

Nun hörten wir auch, wie es dem einen und dem andern, die zum Teil von den Russen überholt, nach Stallupönen zurückgeschickt waren, ergangen war.

In dem Laden eines Stallupöner Geschäftsmannes war ein russischer Soldat erschienen und verlangte einen bestimmten Gegenstand. Der Inhaber sagte, er könne das Gewünschte nicht geben, es sei alles geraubt. Wütend legt der Soldat das Gewehr auf den Kaufmann an. In demselben Augenblick tritt ein Offizier in den Laden. Er erfasst die Situation und gibt dem Soldaten ein paar tüchtige Ohrfeigen. Dennoch kracht der Schuß; aber die Kugel fährt in den Ladentisch und in ein Regal.

Der Geschäftsmann aber wurde von den Russen fortan als eine besondere Respektsperson angesehen. Kam er auf seinen Hof, so standen die Soldaten vor ihm stramm.

Ein junger deutscher Bäcker hatte für die Russen backen müssen. Oft ging ihnen seine Arbeit nicht schnell genug. Dann gab es Kolbenstöße in den Rücken.

Anderere, wie z. B. ein Tischlermeister W., ein Böttchermmeister B., usw. wurden von den Russen mitgeschleppt.

Auch eine 65 Jahre alte Frau hatte man nach Rußland mitgenommen, später aber losgelassen. Sie fand sich aus dem fremden Lande wirklich heim, starb dann aber. Der Chemann, der das Begräbniß bei mir an-

meldete, gab als Todesursache an: „Meine Frau ist — verhungert.“

Die wirtschaftlichen Verhältnisse gestalteten sich in meinem Hause recht eigenartig. Ohne Frau und ohne Dienstmädchen mußte ich zunächst alle Arbeiten selbst verrichten, Wasser holen, Holz hacken, Kohlen tragen, Feuer anzünden, Töpfe reinigen, kochen, Bett machen usw. bis es mir gelang, ein Dienstmädchen anzuwerben.

Zwei Frauen hatten drei Tage, das neue Mädchen acht Tage fleißig gearbeitet, um wenigstens einige Stuben aufzuräumen. Nun sah es für Männeraugen menschlich aus. Tüchtige Hausfrauen würden freilich auch jetzt noch manches auszusetzen gehabt haben, denn Wasser und Staubtuch waren in den Zimmern noch nicht zur Verwendung gekommen.

Da die bei mir einquartierten Herren erklärt hatten, daß sie Kartoffelslizen außerordentlich gern äßen, lud ich meine Gäste zum Abendessen ein. Froh stellten sie eine Flasche Sekt dazu in Aussicht. Das geplante Festessen mußte indes ausfallen, da es in der ganzen Stadt, auch auf dem Wochenmarke, nicht gelang, die für erforderlich erachteten zwei Eier aufzutreiben.

Einmal dagegen hatte ich durch „Konnexion“ fünf Eier in die Hände bekommen. Es wurde ein Kriegsrat abgehalten zur Beantwortung der Frage, wie diese fünf Eier für drei Personen — der vierte Herr, ein katholischer Feldlazarettpfarrer — im evangelischen Pfarrhause — war nur sehr selten daheim — am besten zu verwerten seien. Der Dienstälteste, ein liebenswürdiger Stabsarzt S. wünschte, daß ein Kuchen gebacken würde. Das Backpulver versprach er selbst zu liefern, während das notwendige Mehl von meinem Dienstmädchen requiriert wurde, dem ich einen von den Russen zurückgelassenen Mehrest übergeben hatte. Der Kuchen geriet unter den kundigen Händen meiner Köchin tadellos. Reizvoller noch als dieser Kuchen waren aber die Kaffeekränzchen, die er im Gefolge hatte.

Abends vereinigten wir uns öfters zu einem überaus gemütlichen Grogstündchen. Dabei stand eine Granatenkartusche als Aschenbecher vor uns auf dem Tisch.

Der Verkauf von Rum und anderen starken Ge-

tränken war vom Stadtkommandanten im allgemeinen verboten. Auf ein schriftliches Gesuch hatte ich aber die Erlaubniß zum Einkauf einer Flasche Rum erhalten.

„Herr Stabsarzt, wenn der Krieg noch lange dauert,“ sagte ich einmal zu meinem ältesten Gast, werden Sie sich noch ganz gut an den „ostpreußischen Maitrank“ gewöhnen.“ „Hab' schon!“ lautete die Antwort.

Wie die Verpflegung sich erheblich geändert hatte, so war auch der äußere Mensch ein anderer geworden. Sonderbare Kleidungsstücke kamen zum Vorschein. Man wollte nichts Neues kaufen, und warnte die Verwandten brieflich, irgendetwas von Wert zu schicken. Meine Frau sandte mir trotzdem ein Paket mit neuer Wäsche. Die in Aussicht genommene Möglichkeit trat ein: Auch die zweite Aussteuer geriet später in die Hände der Russen.

Bei einem eiligen Ausgange hatte ich einmal vom Kleiderhaken ein hellgraues Damencape, eine Liebesgabe, erwischt. Ich wollte keine Zeit verlieren und kehrte, als ich meinen Irrtum bemerkte, nicht ins Haus zurück, sondern hängte das Ding um die Schultern. Es kam ja nicht darauf an. Es war Krieg, und niemand kümmerte sich um die Mode. Selbst Offiziere trugen bei Tische an Stelle der blendenden Wäsche feldgraue Pulswärmer. Mein Cape machte Effekt. Trotz meines schwarzen Hutes hielten Soldaten mich für einen Offizier. Mechanisch hoben sie angesichts der ausgedehnten entgegenkommenden grauen Farbfläche die rechte Hand an den Helm bis sie verwundert ihren Irrtum einsahen.

Auch unter diesen eigenartigen Lebensverhältnissen gab es zuweilen auswärtigen Besuch. So erschien einmal ein junger Reserveoffizier mit einem Freunde in meinem Hause. Vor Jahren weilte der erstere als Einjähriger aus Anlaß einer größeren Festlichkeit bei uns. Sie kamen nun mit Urlaub direkt von der Gefechtslinie und wollten wieder einmal baden.

Der Artillerieoffizier erzählte, daß er in einer seltsamen Lage gewesen sei: Fünf Geschütze seiner Batterie waren zurückgezogen worden; ihm fiel die Aufgabe zu, mit dem sechsten Geschütz die ganze Batterie zu markieren. Die Folge war, daß das Feuer der gesamten feindlichen

Artillerie sich auf sein Geschütz konzentrierte. Mein Freund behauptete, daß an 1000 Schüsse auf seine Stellung abgegeben worden seien. Trotzdem kamen Geschütz und Soldaten heil davon. Jede Kugel trifft nicht.

Als ich eines Nachmittags heim kam, fand ich vor meinem Hause ein dürftiges, mit einem Pferde bespanntes Gefährt stehen. Darauf ein Unteroffizier. „Was wünschen Sie?“ war meine Frage. „Hier soll eine Molkerei sein. Ich komme von den Schützengräben und wollte für mich und meine Leute Käse kaufen.“ „Die Meierei war einmal; die vielen Zentner Käse sind fort.“ „Gibt es vielleicht Schokolade?“ „Ich glaube kaum!“ „Ja, gibt es denn nichts zu essen?“ „Es wird schwer fallen, eine größere Menge von irgendetwas Eßbarem zu bekommen“. Recht verzagt fuhr er von dannen.

Ich stürzte ins Haus, in die Küche. Da lag ein ansehnliches Stück Speck, das ich erst kürzlich von einer befreundeten Familie geschickt bekommen hatte. Ich eile hinaus und gebe es dem Unteroffizier. Fast traten ihm die Tränen in die Augen. „Was kostet das?“ „Es kostet nichts.“ Die Dankesworte für die bescheidene Gabe kamen von Herzen.

Auch ein befreundeter Amtsbruder suchte mein Haus auf. Er hatte die Aufgabe erhalten, nachzuforschen, was aus einem bei Gumbinnen verwundeten Vetter geworden sei. Es war leider nichts in Erfahrung zu bringen.

Der in Ostpreußen wohlbekanntes Superintendent B. aus U., der mit seinem Sohne einen großen Liebesgaben-transport persönlich an die Front geleiten wollte, war ebenfalls bei mir eingekehrt. Sie hatten Schwierigkeiten. Hoffentlich ist ihnen ihr Plan gelungen.

Da die Eisenbahn nun wieder bis zur Grenze ging, so hatte ich den Wunsch, mir einmal das seiner Zeit heiß umstrittene Cydtkuhnen anzusehen. Ein guter Bekannter und ich machten den Ausflug gemeinsam. Unvergeßlich wird uns der Anblick des Cydtkuhner Marktplatzes in seinem damaligen Zustande bleiben. Wie oft hatten wir diesen Platz betreten. Aber wie anders sah er nun aus als sonst! Schon bei der umfangreichen Bahnhofsanlage mit all' ihren hölzernen Umladeschuppen war

viele zerstört, wenn auch das Empfangsgebäude selbst noch stand. Aber der Eydtkuhner Marktplatz war ein Ruinenfeld. Unheimlich schön ragte der gewaltige Bau des ehemaligen Warenhauses von Gebr. L. empor. Die Fassade fehlte und so blickte man unbehindert in all' die vielen leeren rosa getünchten Räume, in denen einst unübersehbare Warenmengen lagerten.

Wir gingen über die Grenze, die nun keine Grenze mehr war. Auch dort das gleiche, so oft gesehene, so oft beschriebene Bild der Zerstörung!

Überaus malerisch wirkten die Reste der umfangreichen, dicht an der Grenze belegenen Eydtkuhner Brauerei, die den Russen als Festung gedient hatte. 236 Schüsse hatte eine einzige deutsche Batterie auf diese Festung abgegeben, so hatte mir der Oberst v. S. früher einmal erzählt.

Eydtkuhnen war fast ganz leer. Kein Wunder. Nicht ein Stück Brot, nicht ein Schluck Wasser war zu haben. Nur ein Geschäftsmann suchte den Soldaten Ansichtspostkarten zu verkaufen.

Im Zollrevisionsaal hatte man noch 92 russische Gefangene. Ihnen fiel die Aufgabe zu, die Brandstätten notdürftig aufzuräumen, die Straßen zu kehren und die ungeheure Kriegsbeute nach Deutschland zu verladen.

Nun war die Tagesarbeit getan, und die Russen machten es sich, so gut es gehen wollte, in dem großen Saale zur Nacht bequem. Es war ein buntbewegtes Bild, das sich da vor unseren Augen entfaltete. Ein Gefangener, mit dem ich sprach, meinte, verwundert über die gute Behandlung der Russen: „Solche Leute wie die Deutschen müssen erst gefunden werden!“

Abendessenszeit war längst vorüber, als wir heimkehrten. Aber unser Lazarett bot uns doch noch ein schlichtes Nachtmahl. Man setzte uns Schmalzbrot und Tee vor. Es mundete vortrefflich, denn wir hatten guten Appetit mitgebracht.

Eine Zeitlang gab es kein Bier in Stallupönen. Aber die Flieger wußten Rat. Sie hatten sich zwei Fäßchen per Auto aus Insterburg holen lassen. Ich durfte

Gast sein. Es bot sich mir ein einzigartiger Abend. Meine Müdigkeit war in solcher Umgebung überwunden.

Diese jungen, gesunden, geschmeidigen, lebensfrischen, mutigen, fröhlichen Menschen! Ich dachte an meine Studentenzeit. Wie reizend das Verhältnis zwischen dem Hauptmann und seinen Offizieren! Unzählige heitere Witze flogen herüber und hinüber. Urkomisch wirkte es, wenn ein Leutnant, arge Besorgnis vortäuschend, plötzlich ausrief: „Wenn bloß nicht Krieg kommt!“

Es gab auch Reden, auch ernste Reden. Nachts 12 Uhr feierte man noch den beginnenden Geburtstag eines Fliegers. Neben dem Bier und Rognak kredenzte eine Ordonnanz nun auch noch ein Glas Grog.

Am nächsten Morgen war die ganze Abteilung auf dem Flugplatz wieder bereit den dreifach gefährvollen Dienst zu tun.

Ich hatte mich öffentlich bereit erklärt, Privatauskünfte über Stallupönen zu erteilen. Diese Erklärung kam entschieden einem Bedürfnis entgegen, denn ich erhielt allein an einem Tage 55 Briefe. Oft vier Bogenseiten Fragen! Und welche Fragen! Ob die Bücher noch vorhanden seien, ob die Bilder noch hingen, ob der Holzstall auch erbrochen sei usw.

Nun, ich habe alle Anfragen redlich beantwortet. Mühe und Arbeit kostete es freilich, da ich jede Wohnung besichtigen mußte. Das bereitete zuweilen Schwierigkeiten, weil manche Räume abgeschlossen waren, und es gelang nicht immer ganz leicht, den Besitzer der Schlüssel ausfindig zu machen.

Einmal hatte ich auf dem Magistrat zu tun. Der Bürgermeister lud mich in sein Zimmer. Als wir da unsere Angelegenheiten besprachen, schnupperte ein Hund an meinem Knie herum. Wegen seiner Zudringlichkeit schlug ich ihm auf die Nase. Als ich ihn mir dann etwas genauer ansah, erkannte ich meinen alten Freund Dobermann. Also auch er hatte die Kriegsnöte gut überstanden. Leute aus Stallupönen hatten ihn aufgefunden und dem Bürgermeister gebracht, der einen ähnlichen Hund eingebüßt hatte.

Meine Überraschung war nicht geringer als meine

Freude. Der Hund knurrte mich aber bereits wieder verdächtig an.

Neben all den geschilderten Beschäftigungen brachte das eigentliche Pfarramt auch in dieser Zeit manche Berufsarbeit. So hatte ich meine Konfirmanden gesammelt. Es war eine ganze Anzahl wieder zusammengekommen. Auch aus anderen Kirchspielen, wo die Pfarrer fehlten, hatten sich einige Kinder zur Einsegnung gemeldet.

Es sollte nicht mehr zur Konfirmationsfeier in der Heimat kommen. Den Tag derselben hatte ich zwar festgesetzt, freilich hinzugefügt: „Wenn nichts dazwischen kommt.“ Es kam etwas dazwischen.

Bereits während der letzten Unterrichtsstunde holten mir Mütter einzelne Kinder direkt aus der Kirche: „Herr Pfarrer, wir ziehen ab.“ „Warum denn, es ist doch keine Gefahr!“ „Herr Pfarrer, das wissen wir besser; es ist kein Mensch mehr im Dorfe, und die Granaten schlagen in unsere Felder ein.“ „Ich will Sie nicht halten.“

Mütter und Kinder waren fort.

Natürlich fehlte es auch an Begräbnissen nicht. In einem Dorfe war ein Kind gestorben. Ich trat an den Sarg. Der Mutter fiel es auf, daß mein Blick auf den am Kopfende des Sarges stehenden Lichten verweilte. „Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer,“ so redete sie mich an, „die Leuchter haben uns die Russen weggenommen, da haben wir zwei Granatenhülsen mit Sand gefüllt und die Lichter dahinein gesteckt. Was soll man machen?“ „O, es tut nichts.“ Dieses Kinderbegräbniß war wirklich ein kriegsmäßiges Begräbniß.

Ein andermal meldete sich ein Besitzer aus einem benachbarten Kirchspiel bei mir und bat mich, seiner verstorbenen Frau das letzte Geleit zu geben. Ich wandte ein: „Das ist ja gar nicht mein Kirchspiel! Ueberdies sollen ja in der Nähe Ihres Dorfes die Granaten niedergehen.“ „Das ist richtig, Herr Pfarrer, aber was soll ich tun? Ich kann doch meine Frau nicht so liegen lassen, und unser Pfarrer ist fort.“ „Ich werde kommen.“

Ich fuhr hinaus. Unheimlich grollte der Kanonendonner herüber. Tag und Nacht schossen die Russen, stets acht Schuß gleichzeitig, während von unserer Seite in

demselben Zeitraum vielleicht ein Schuß fiel. Das Getöse war in der letzten Zeit viel stärker als zuvor, denn die Russen „funkten“ jetzt mit schweren Geschützen, und ihre Stellung war weiter nach Stallupönen vorgeschoben.

Ich stand auf dem Kirchhof, mit dem Rücken gegen die russische Front. Es war im Augenblick keine Gefahr, denn es lag noch ein Stück zwischen den beschossenen Feldern und mir. Wer aber bot mir die Garantie, daß die folgenden Geschosse nicht auch meinen Standort trafen?

Als ich einmal von diesem unvergeßlichen Begräbnis sprach, meinte ein Zuhörer: „Herr Pfarrer, da wird Ihre Predigt wohl kürzer ausgefallen sein als sonst.“

Ich kann's heute nicht beurteilen, aber der Mann mag recht gehabt haben.

Am 5. November gab es wieder große Unruhe in der Stadt. Die Flieger hatten ihre Zelte abgedrochen. Die Feldbäcker backten nicht mehr. Die Kolonnen auf den Märkten standen Tag und Nacht bespannt da. Die Kriegskasse war — so sagte man — weggeschafft.

Mein alter Glöckner tritt in mein Amtszimmer: „Herr Pfarrer, ich habe drei Kriege mitgemacht, aber nun habe ich genug. Ich fahre nach Berlin und komme auch nicht eher wieder, bis der Krieg zu Ende ist.“

Mein neu angeworbenes Dienstmädchen verläßt mich ebenfalls. Ich mag sie nicht halten.

Auch die Lazarette sind geräumt. Es ist also Gefahr. In meinen Schränken stehen noch einige unversehrte wertvolle Glasfachen und etliches altes Porzellan. Hastig werden die Sachen eingepackt.

Frachtgüter werden nicht befördert. So mag die Last als Passagiergut gehen. Dazu muß ich Fahrkarten haben. Ich nehme vier Karten, bezahle sie und die Fracht für das Gepäck. Vor dem Bahnhof werfe ich sämtliche Fahrkarten fort. In aller Eile werden noch einige Kunstbronzen vergraben.

Die einfachen Leute hatten übrigens vielfach als ihren besonders wertvollen Besitz auch Kleider, Wäsche und Betten in der Erde verborgen.

Es wird Abend. Die Fenster klirren wieder von

den Schüssen. Ich spalte noch Holz und hole Kohlen, mache Feuer und koche für meine Herren und für mich ein Glas Grog. Es sollte der letzte gemeinsame sein.

Nachts um 4 Uhr weckt mich mein Stabsarzt: „Herr Pfarrer!“ „Ja?“ „Herr R. (der Stubengenosse des Stabsarztes) hat bemerkt, daß nun auch das schwere Geschütz zurück geht. Machen Sie sich fertig. Wir müssen fort! Wir wenigstens ziehen ab.“

Ich soll auf einem Bagagewagen mitfahren. Da mir aber bekannt wird, daß noch ein Lazarettzug abgelassen werden soll, wende ich mich an den Stabsarzt, der den Transport leitet. Er erlaubt mir mitzufahren.

Ich reise also um 8 Uhr mit Verwundeten und Kranken in einem Wagen IV. Klasse ab. Es ist bitter kalt. Aber man ist doch geborgen.

Später lasen wir dann in einer Zeitung aus der Feder des Kriegsberichterstatters Koschützky die folgenden Zeilen: „Stallupönen ist völlig von Einwohnern verlassen. Mancher von ihnen hegt den Wunsch, lieber eine Brandstätte wiederzufinden, als noch einmal eine durch die Russen verwüstete Wohnung.

Zuletzt war nur ein halbes Duzend von den Einwohnern zurückgeblieben: Der Bürgermeister, ein junger Oberlehrer, bei dem ich vor Wochen zwei Tage im Quartier gelegen, ein Polizist, ein Nachtwächter, ein Totengräber und ein Dienstmädchen. Außerdem zwei alte Leutchen, die es vorgezogen hatten, dieser kriegsdröhnenden Welt zu entfliehen, und deren Leichen nun in der Friedhofskapelle still und friedlich in den Särgen lagen. Indessen sollte sie der Feind hier nicht vorfinden; und da der Totengräber nicht imstande war, so rasch zwei Gräber auszuschaufeln, bewaffneten sich der Bürgermeister und der Oberlehrer (der letztere hatte mir übrigens früher einmal bei einem Begräbniß die Leiche tragen helfen) ebenfalls mit Hacke und Schaufel, um der gefrorenen Erde das letzte Lager für die beiden Himmelspilger abzugewinnen. Sie wurden hinabgelassen, eine kurze Ansprache gab ihnen die letzten Erdengrüße mit auf den Weg; dann wurde der Hügel darüber gebreitet, und das seltsame Grabgeleit „der letzten Stallupöner“ verließ den Fried-

hof. Jetzt fällt der Schnee über die Gräber wie über das ganze Land hier oben. Aber das weiße Wintertuch, von dem sonst ein Hauch von Weihnachtsstimmung und Frieden in die Seele zieht und dem Landmann und seinen Tieren das Ausruhen von der langen, schweren Sommerarbeit bringt, hat im Kriege nur neue Not und Bedrängnis zur Folge.“

Wir Ostpreußen von der Grenze haben viel verloren, mancher hat tatsächlich seine ganze Habe eingebüßt. Wir Grenzbewohner haben — man kann das ohne jede Überhebung sagen — mehr erlitten als viele, viele andere, die in dem geschützten Zentrum unseres Vaterlandes ihren Wohnsitz haben. Aber wir Ostpreußen lassen den Kopf nicht hängen. Wir wissen, daß der Einbruch der Russen in die Grenzbezirke für die große Sache des deutschen Reiches nur wenig zu bedeuten hat. Und die letzten Nachrichten — unsere Truppen stehen vor Warschau, haben einen großen Teil Belgiens im Besitz und sind tief in Frankreich eingedrungen; die Winterschlacht in Masuren ist geschlagen — geben uns ein besonderes Recht zu unserer Anschauung. Wir werfen unser Vertrauen nicht weg: Das deutsche Volk läßt sich nicht niedertreten!

Erlebnisse

des Pfarrers Danielowski in Mensguth, Kr. Ortelsburg,
während der Russentage

24. bis einschließlich 27. August 1914.

Am Montag, den 24. August rückten von Ortelsburg große Truppenmassen der russischen Narew-Armee in Mensguth ein, und dauerte der Anmarsch noch den nächstfolgenden Dienstag. Die Truppen bezogen auf den Feldern um das Dorf Biwaks und rückten dann weiter auf den beiden Chausseen über Szczepanken und Rummy nach Bischofsburg, Rothfließ und weiter in das Ermland vor. Im Kirchspiel Mensguth blieb ein russisches Armeekorps und eine Kavallerie-Division — meistens Gardetruppen — zurück. Es lag die Vermutung nahe, daß sich eine gewaltige Schlacht entwickeln würde. Im Dorfe hörte man wüsten Lärmen — die Russen plünderten die leer stehenden Geschäfte und Häuser, deren Bewohner in kopfloser Panik geflüchtet waren. Es waren nur wenige mutige Männer zurückgeblieben, darunter ich, mein Organist, sowie der hiesige Gemeindevorsteher. Da die kirchlichen Gebäude auf einem Berge abseits von dem Mittelpunkt des Dorfes liegen, kamen erst am Mittwoch vormittags 9 Uhr 4 russische Offiziere, von welchen der eine gebrochen deutsch sprach und den Dolmetscher spielen wollte, zu mir in das Pfarrhaus mit geladenen Gewehren resp. Revolvern in den Händen. Ich fragte, ob sie der polnischen Sprache mächtig wären, was dieselben freudig bestätigten — so brauchte ich zur Verständigung keinen Dolmetscher, auch späterhin nicht, da fast alle

Offiziere, auch die Generalität polnisch sprachen. Ich forderte die Offiziere auf, ihre Waffen in meinem Hausflur abzulegen mit dem Hinweis, daß ich mich vor denselben nicht fürchte, und daß bei unsern deutschen Offizieren dieses nicht üblich wäre — anstandslos kamen sie meinem Wunsche nach. Ich nötigte sie dann in mein Amtszimmer, und baten sie mich, ihrem General nebst seinem Stabe, im ganzen 10 Offizieren, ein Mittagessen bereiten zu lassen, und zwar um 2 Uhr. Es wäre mein Pfarrhaus das einzige Haus im Dorfe, welches sich dazu eignen würde, da die Gast- und beiden Gutshäuser von den Besitzern verlassen, infolgedessen von den Soldaten trotz aufgestellter Schildwachen leider geplündert wären. Meine Antwort war: was ich habe, will ich gerne geben: Hühnersuppe, Geflügel, eingemachte Früchte, und eine Tasse Kaffee nach dem Essen. Zu Tisch konnte ich nur Limonade reichen lassen, da den geringen Weinvorrat, den ich hatte, meine deutschen Offiziere bei den Einquartierungen vorher, ausgetrunken hätten, und ich in den Gasthäusern nichts zu kaufen bekäme. Die russischen Offiziere erwiderten mir, über den Wein brauche ich mich nicht zu sorgen, sie würden denselben selbst mitbringen. Das Mittagessen spielte sich nun in folgender Weise ab: Um 2¼ Uhr erschienen bei mir der russische General mit seinem Stabe, im ganzen 10 Offiziere. Den Namen des Generals konnte ich trotz Bemühungen nicht erfahren, ich glaube aber, daß es der russische General Zylinski war. Der General überreichte mir bei seinem Eintritt in mein Haus eine Flasche Wein, die er seinem Adjutanten abnahm, wie er sich ausdrückte „dargöscinny“ — als Gastgeschenk. Ein Russe trug ein Fäßchen Wein, welches ihm zwei jüngere Offiziere abnahmen und durch die Küche in mein Speisezimmer brachten. Nachdem ich den General und sein Gefolge in mein besseres Zimmer gebeten, welches neben meinem Amtszimmer liegt, nahm ich selbst mit dem General auf dem Sopha Platz,

die übrigen Offiziere verteilten sich in den anderen zusammenhängenden Zimmern des Pfarrhauses, deren Türen offen standen. Die Unterhaltung wurde in polnischer Sprache geführt, die alle bis auf zwei, die Stockrussen waren, fertig sprachen. Ich bat den General zunächst, doch die kirchlichen Gebäude, sowie das Dorf vor Brandschätzungen zu schützen, was er mir auch zusagte und gehalten hat. Plünderungen zu verhüten, könne er jedoch nicht garantieren, da leider fast alle Häuser von den Besitzern verlassen wären. Nach $\frac{1}{4}$ Stunde kam mein Dienstmädchen, welches mit einer alten Plätterin aus dem Dorfe das Essen zubereitet hatte, herein und meldete, daß gegessen werden könnte. Ich bot dem General meinen Arm und führte ihn zu Tisch, an welchem bereits 3 Offiziere Platz genommen hatten. Dieselben forderte ich auf, ihre Plätze zu verlassen, und sich an anderer Stelle zu setzen: oben saße ich, zu meiner Rechten würde ihr General sitzen. Die Offiziere standen auf, machten die Honneurs — die Russen machen dieselben auch ohne Kopfbedeckung — und setzten sich mit den Worten: prosze bardzo, merci (bitte sehr, danke) auf andere Stühle. Hierauf forderte ich die russischen Offiziere auf, sich zu erheben und die Hände zu falten, da sie sich im Pfarrhause befänden, und bei mir vor dem Essen gebetet wird. Sie taten es, und ich betete mit lauter Stimme in deutscher Sprache das übliche Tischgebet. Dann schöpfte ich dem General den Teller Suppe auf, ebenso mir, und forderte die übrigen Offiziere auf, sich selbst die Suppe zu holen. Alle mit Honneurs „prosze bardzo, merci“ taten es. An meine linke Seite hatte sich ein älterer Militärarzt gesetzt. Als die Teller mit der Suppe hingestellt waren, sahen mich alle erwartungsvoll an. Ich erriet ihre Absicht, lächelte und rief: bez trucizni moie panowie (ohne Gift meine Herren) und fing an zu essen. Dieselbe Antwort: „prosze bardzo, merci“. Von einem jüngeren Offizier wurde der Wein eingeschenkt

und von allen Seiten mit „prosit Pan pastor“ mir zuge-
trunken. Nach dem Mittagessen ließ ich gleich den Kaffee
reichen, zu welchem die Russen den Zucker wie Kuchen
verzehrten. Die Unterhaltung bei Tisch bewegte sich um
den Krieg, und sprachen der General sowie die übrigen
Offiziere ihr großes Bedauern aus, daß gerade mit
Deutschland der Krieg entbrannt wäre, da die Preußen
doch immer treue Waffenbrüder der Russen gewesen
wären. „Czernu, z jakéj pozyczyni“ (weßhalb?) — so
lauteten die Fragen. Ich: „carata winien (der Zar ist
Schuld)“. Lebhaftes Bedauern. „Boze bron cesarz nie-
miecki (Gott bewahre, der deutsche Kaiser). Ich lenkte
das Gespräch hierüber ab, zumal der General bat, mir
nunmehr als den „pastor luterski augsburgskéj confessii
(dem lutherischen Pastor augsburgischer Konfession) mili-
tärliche Anordnungen bekannt zu geben. Allgemeines er-
wartungsvolles Schweigen. Der General zeigte auf einen
älteren Offizier (nach Jahren zu urteilen Oberst) und
eröffnete mir: „Dieser Herr ist jetzt der Kommandant
dieser kleinen, schönen Stadt. Alle Polizei,“ sowie ge-
richtlichen Sachen wird derselbe führen, ebenso sind
irgend welche Beschwerden auch gegen russische Sol-
daten bei ihm anzubringen. Sie, Herr Pastor, stehen
uns dafür ein, daß auf russisches Militär nicht von der
Zivilbevölkerung geschossen wird. Undernfalls werden Sie
selbst erschossen, nebst allen männlichen Einwohnern, auch
der Ort selbst abgebrannt.“ Meine Antwort war: „Für
meine Leute — es sind nur wenige, die hier geblieben
sind — gebe ich die Versicherung ab, daß in dieser Be-
ziehung nichts geschehen wird, da dieselben überhaupt
keine Schußwaffen besitzen, jedoch könnte ich niemals die
Garantie für fremde vagabundierende Flüchtlinge über-
nehmen.“ Zugleich fügte ich lächelnd hinzu: „Sollte es
dazu wirklich kommen, daß ich erschossen werden sollte,
so hätte ich den Herrn General mich dann wenigstens
durch Offiziere erschießen zu lassen.“ Der General

streichelte meine Hand und erwiderte: „Es wird ja sicher nicht dazu kommen.“ Alsdann sprach ich zu dem mir als Kommandanten von Mensguth bezeichneten Oberst: „Sie sind also hier in Mensguth der Kommandant: „für wie lange werden Sie es sein?“ Antwort: czemu nie, zawsze, wszystkie te okoto lezace dobra sa masze (Warum nicht, immer, alle die hier herumliegenden Güter sind unser). Ich: Und unsere Soldaten? Er: Die sind alle in Frankreich, wir sind auf dem Wege nach Danzig, und dann sind wir bald in Berlin. Ich schwieg, um den Mann nicht zu reizen. Die Herrlichkeit seiner Kommandantur in Mensguth dauerte nicht 24 Stunden! Ich hob das Essen wieder mit Gebet auf, reichte eine Zigarre, und die Herren verabschiedeten sich, da sie noch für den nächsten Tag öffentliche Anschläge in russischer, deutscher, polnischer und französischer Sprache ausarbeiten wollten, mit Dankesworten: Dzieknie bardzo, merci, danki serrr! Dieses Elaborat hätte ich gerne gehabt — es kam aber dazu nicht. Der General fragte mich dann noch, ob er vielleicht bei mir zur Nacht logieren könnte, da es so schön still bei mir wäre. Ich erklärte mich bereit, ihm ein Zimmer in meinem Hause zur Nachtruhe fertig machen zu lassen. Der Adjutant würde dann noch um 5 Uhr bei mir erscheinen. Derselbe kam auch zu mir und fragte mich, wo sein General schlafen würde. Ich erwiderte ihm, in einem Zimmer eine Treppe hoch. Antwort: Geht nicht, Souterrain muß der Herr General schlafen. Ich: Im „Souterrain“, wo wir uns befinden, liegt mein Büro, „Salon“ und Speisezimmer, wie Sie ja vom Mittagessen her wissen; der Herr General muß oben schlafen; im übrigen schlafe ich selbst neben demselben in meinem Schlafzimmer auch oben. Antwort: „Merci, ich werde alles dem Herrn General bestellen.“ Der Herr General erschien aber nicht zur Nacht bei mir! Gegen Abend hörte man von den Chausseen Bischofsburg und Rummy aus großes

Getöse — die russische Artillerie trat ihren Rückmarsch aus dem Ermland nach Ortelsburg an. Die ganze Nacht durch rollten die Kanonen durch das Dorf, auch zogen gegen Morgen bereits russische Infanterie-Regimenter durch Mensguth nach Ortelsburg — die verlorenen Gefechte bei Bössau, Lautern und Heilsberg —, ebenso Donnerstag den ganzen Vormittag über. Dieser Donnerstag der 27. August war der furchtbarste Tag! Es war offenbar: Die Russen befanden sich auf der Flucht nach der Grenze. Gegen Mittag jagten russische Autos durch das Dorf und russische Flieger stiegen nieder, und hoch in der Luft umkreisten deutsche Flieger das Dorf, die nicht beschossen wurden, da bereits alle russischen Regimenter mit großem Lärmen und wilder Hast rückwärts marschierten. Um 12 Uhr mittags kam ein großer Wagenzug des russischen Roten Kreuzes und hielt vor meinem Hause — ein alter 66 jähriger Pope mit 5 russischen Militärärzten (alle Juden) kamen zu mir und erbaten sich bei der furchtbaren Hitze eine Erquickung. Sie erhielten Limonade und Apfel. Der alte Pope, der ebenfalls polnisch sprach, bat mich, auf meinem Kirchhof einen russischen Soldaten begraben zu dürfen. Ich sagte ihm, drüben im Dorfe wäre eine katholische Kirche und Friedhof — der hiesige katholische Pfarrer war lange vorher geflüchtet — und er möchte dort den Mann begraben. Der Pope fragte: „rö m i s c h = k a t h o l i s c h?“ und als ich dieses bejahte, rief er voller Entsetzen: „Boze bron (Gott bewahre!), streichelte mich und bat: „Herr Pastor, nehmen Sie doch auf Ihren Friedhof den Mann, die Römischen sind unsere Todfeinde, wir schätzen nur die Kirche Augsburgischer Konfession“. Dieses war mir interessant, auch neu zu hören. Ich gestattete das Begräbniß. Nach demselben kam der alte Mann zu mir und erhielt eine Tasse Kaffee, Apfel und eine Zigarre. Er bat mich, ihn in die Kirche zu führen, küßte die Stufen des Altars und den Altar selbst. Dann erzählte er mir, er wäre Militär-

oberpfarrer in Ostrolenka, heiße Wiczelinski und wäre bereits im 3. Kriege (Türkei, Japan und jetzt Deutschland). Dann bedauerte er immer wieder, wie am Tage vorher die russischen Offiziere, daß gerade unter uns der Krieg entbrannt wäre. Er fuhr dann in der Richtung Ortelsburg ab, geriet ins Granatfeuer und soll verwundet worden und gefangen genommen sein. Seine alten silbernen Abendmahlsgrte wurden mir vom Feldlazarett 15 nach 5 Tagen, als auf dem Schlachtfeld gefundene Kriegsbeute, übergeben. Gleich nach Abfahrt des Popen rückte ein Regiment Kosaken in das Dorf und machte Raub. Zum Glück kam der Kommandeur zu mir in das Pfarrhaus und fragte, ob ich ihm 2 Flaschen Rotwein und zwei Flaschen Bier verkaufen könnte, auch etwas Essen. Derselbe sprach fertig deutsch, und war — wie er mir erzählte — in Odessa zu Hause. Ich bedauerte ihm keinen Rotwein überlassen zu können, ließ ihm jedoch 2 Flaschen Bier und etwas Essen einpacken, gab ihm Limonade zu trinken und lud ihn zum Kaffee ein. Er blieb über eine Stunde bei mir, rauchte nach dem Kaffee mit großem Behagen eine Zigarre, nahm auch dankend noch 6 Zigarren von mir an. Auf meine Erzählung, daß bis jetzt unsere kirchlichen Gebäude, auch das Dorf und die Getreidestken vor Brandschtzungen verschont wären, sprach ich ihm weiter meine Besorgniß aus, daß seine Kosaken wohl nun brennen würden, und bat ihn um Schutz. Derselbe antwortete mir in fließendem Deutsch folgendes: „Herr Pfarrer, ich bin zwar Kosakenoffizier, aber meinen Leuten ist nicht zu trauen. Ich werde Posten aufstellen, auch vor Ihrem Hause am Ausgang zur Kirche zwei Offizier-Feldküchen zum Abkochen anfahren lassen. Sollten Sie sonst von meinen Kosaken irgendwie belästigt werden, so rufen Sie ihnen nur meinen Namen entgegen, ich heiße: „Nowossiltzoff“. Dankend bat ich ihn, mir doch seinen Namen auf einen Zettel aufzuschreiben, da ich denselben

nicht behalten würde, was er bereitwilligst tat. Hier-
auf wollte der Herr Nowossiltzoff bezahlen, was ich
ablehnte mit dem Bemerkten, daß ich von meinen
deutschen Offizieren für gebotene Gastfreundschaft auch
keine Bezahlung nähme. Dieses wollte er durchaus
nicht annehmen, worauf ich ihm eine Büchse mit
dem Roten Kreuz, in welcher ich Gaben sammelte, hin-
reichte, mit dem Anheimgeben, in dieselbe nach Be-
lieben eine Gabe hineinzutun. Er tat es und sagte:
„Ich habe einen Dreirubelschein in die Büchse geworfen,
nach Ihrem Gelde 10,50 Mark.“ Ich dankte ihm, bemerkte
aber gleichzeitig, daß bei uns jetzt der Rubel nur
1,20 Mark gilt. Nachdem mich der russische Offizier
verlassen, begab ich mich in meinen Garten, um von dort
nach dem Pfarrhof zu sehen. Ich fand meinen Garten
voller Kosaken, auch einen bereits damit beschäftigt, den
an meinem Hause liegenden Keller zu erbrechen. Bei
meinem Anblick machte ein Kosak seinen Karabiner fertig,
ich ging jedoch den Leuten entgegen und rief ihnen pol-
nisch zu: „Fort mit Euch, Ihr Hunde, bei mir im Hause
sitzt Euer Kommandeur Nowossiltzoff.“ Als die Kosaken
den Namen hörten, stoben sie in wilder Flucht ausein-
ander und den Kirchenberg herunter. Dieselbe Wirkung
übte der Name „Nowossiltzoff“ auf 2 Kosaken aus, die
mein Haus etwas später betraten, und in polnischer
Sprache Schnaps verlangten. — Unterdessen dauerte
die Flucht der Russen an: Artillerie-Regimenter, Fuß-
volk, Munitionskolonnen und Bagagezüge strömten mit
Lärmen und Geschrei der Grenze zu, wohin die Chaussee
nach Ortelsburg führte. Um $\frac{1}{4}$ 7 Uhr nachmittags zog
dann eine Kavallerie-Division mit reitender Artillerie und
Feldküchen die Chaussee nach Passenheim bei mir am
Pfarrhause vorbei, und die Flucht der Russen war be-
endet! Der die Nachhut bildende Zug der Kosaken jagte
dann noch am Pfarrhaus vorbei, und ein Kosak schoß
auf meinen Glöckner, der trotz meiner Warnung sich vom

Kirchenberg den Abzug der Russen ansah, fünf Schuß ab — traf Gott sei Dank den Mann nicht. Bald darauf dröhnten dann von unsrer die Russen verfolgenden Artillerie die ersten Kanonenschüsse vor dem Dorf. Voll Entsetzen stürzten die Leute zu mir, und ich brachte sie im Keller des Pfarrhauses unter, beruhigte sie auch, und machte ihnen klar, daß unsere Artillerie die fliehenden russischen Kolonnen beschieße, und die Granaten hoch über das Dorf gingen, da ja Gott sei Dank die russische Artillerie, welche an der Chaussee nach Bischofsburg Aufstellung genommen hatte, ebenso die schwere Feldhaubizen-Abteilung, welche neben dem Kirchhof und Pfarrhaus in Stellung lagen, bereits vor mehreren Stunden nach Ortelsburg zu abgerückt waren. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr hörte der Kanonendonner langsam auf, die deutsche Artillerie verfolgte die Russen und jagte durch das Dorf. Um 10 Uhr nachts waren dann heftige Gewehrsalven im Dorfe zu hören; es war ein Nachtgefecht mit einer russischen Munitions-Bagage und Roten-Kreuz-Kolonne, welche — wahrscheinlich verirrt — die Chaussee von Theerwisch nach Mensguth gezogen kam, und dem 2. Bataillon des Regiments Nr. 176 Thorn, welches in Eilmärschen in Mensguth ankam, in die Hände fiel. Die gesamten Kolonnen — ca. 60 Munitionswagen, ca. 30 Bagagefuhrwerke und 10 Rote-Kreuzwagen — wurden genommen und 62 Russen gefangen. Es fielen in diesem Nachtgefecht drei deutsche Soldaten und ein russischer Kanonier, die ich am 28. August vormittags mit kirchlichen Ehren begraben habe.

Gott der Herr hat geholfen und wird weiter helfen!

Insterburg unter russischer Herrschaft.

(Eine Episode aus den Sommertagen 1914.)

Von Superintendent R u h n, Insterburg.

Der abends rot gefärbte Himmel im Osten bezeugte uns schon am Montag, den 17. August, daß die Russen in Ostpreußen eingefallen seien. Einige Trupps Gefangener, die durch unsere Stadt Insterburg zogen, konnten uns nicht mehr den Ernst der Lage verbergen.

Die nächsten Tage sah man ganze Dörfer von der Ostgrenze auf Wagen durch die Stadt ziehen; den Hausrat, Frauen und Kinder aufgepackt, die Räder an die Leitern des Wagens gebunden, so suchten die Flüchtlinge Schutz, ohne zu wissen, wohin. Natürlich brachten sie auch die haarsträubendsten Berichte über die Grausamkeit der Kosaken, die Kinder auf dem Bajonett aufgespießt trugen, Männer ohne weiteres in die Gefangenschaft geführt und Frauen übel behandelt hätten. Allerdings hatte das niemand erlebt, aber bestimmt von glaubwürdigen Zeugen gehört.

Von diesen Flüchtlingen übertrug sich die kopflose Angst auf die Bewohner der Stadt Insterburg; die nach Königsberg abgehenden Züge wurden gestürmt, der Bahnhof war von Tausenden belagert, die selbst die Nacht auf der Straße blieben, um noch in einem Viehwagen ein Plätzchen zu ergattern. Am Freitag, den 21. August früh, hatte das Rote Kreuz Befehl zum Ausrücken gegeben; gleichzeitig durchschwirrten allerlei böse Nachrichten die Stadt. Die Russen sind im Anmarsch!

Nun gab's kein Halten mehr. Männer, die bisher

kühl lächelnd erklärt hatten, als die letzten aus der Stadt zu gehen, waren mit einemmal spurlos verschwunden. Auch das Oberhaupt der Stadt und die meisten städtischen Beamten konnte kein Auge mehr am Sonnabend entdecken.

Sonnabend schon erbrachen einzelne lose Leute, die die Morgenluft der Freiheit witterten, einige Kaufläden, und Sonntag sah man in der ausgestorbenen Stadt — es mag ein Fünftel, vielleicht nur ein Siebentel geblieben sein — Opfer des Alkohols in Menge, die die Schnapsläden sich selbst geöffnet hatten und dort dem Grundsatz huldigten: Bediene dich selbst! Die letzten kehrten vom Bahnhof nach tagelangem Warten um, da seit Sonnabend kein Zug mehr ging; nicht, ohne daß sie die Warteräume völlig zerstört hatten. Keine Polizei, kein Soldat weit und breit! Wie sollte das werden!

Montag mittag stiebt ein Häuflein Frauen und Männer nach allen Seiten auseinander: „Die Kosaken sind da!“ Und richtig, nun kamen sie wie die Mückenwärme so dicht, von Gumbinnen her, abenteuerliche wilde Gestalten auf ihren langschweifigen Rossen, die Lanzen in den Händen. Und nun hallte die Stadt Tag und Nacht wider von dem Getrappel der Pferde, dem Rasseln der Munitionswagen und Geschütze, von den Füßen der russischen Infanterie, soweit nicht auch diese zu Pferde saß. „Wir kommen wie eine Sintflut über Sie,“ sagte ein russischer Oberstleutnant zu einem Pfarrer der Stadt. Und in der Tat: „Das wollte sich nimmer erschöpfen und leeren.“ Die vielen Wagen gingen alle auch über die Herzen von uns Deutschen hin. Unwillkürlich gedachte ich des Frühlings 1888, als meine Heimat von den Nogatwassern auf viele Quadratkilometer überschwemmt war. Ähnlich trostlos war hier der Blick auf die Wege weit und breit. Im übrigen wollten sich die Russen gar nicht weiter aufhalten; sie waren froh, eine „so schöne Stadt eingenommen (!) zu haben“, und eilten nach Rönigsberg, um in 8—14 Tagen in Berlin zu sein.

Der Stadt wurde noch am ersten Nachmittag ein Gouverneur gegeben in der Person des Stadtrats Dr. Bierfreund, der schon vorher in dankenswerter Weise die Vertretung des fehlenden Oberbürgermeisters übernommen hatte. Die Stadt wurde unter den „Schuß“ eines russischen Kommandanten gestellt, der allerdings kein Wort Deutsch verstand; sie mußte täglich 3 Geiseln stellen, die mit ihrem Kopf für die freundliche Haltung der Bürger einzustehen hatten; sonst ward ihr keine Verpflichtung auferlegt. Man atmete erleichtert auf. Die Frauen und Mädchen drängten sich sogar abends an die Soldaten, die meist recht gutmütig von dem guten Schießen der bösen Preußen erzählten.

Über die Samtpfötchen der Russen zeigten auch bald die Krallen. Obwohl Waffen aller Art aus den Häusern den Russen ausgehändigt waren, glaubte die russische Hellsichtigkeit hin und her Schüsse aus Bürgerhäusern zu hören. So kam die Verwarnung, beim ersten Schuß werde das Haus, aus dem der Schuß gefallen, beim zweiten die betreffende Straße, beim dritten die ganze Stadt verbrannt. Recht tröstliche Aussichten für uns, die wir wie Mäuse in der Falle saßen!

Abgesehen hatten wir die „Ehre“, Seine „hohe Erzellenz,“ den General von Rennenkampf, den Großfürsten Nicolai und den Generalstab bei uns ihr Quartier aufschlagen zu sehen. Diese Ehre mußten wir teuer bezahlen. Da der Werkmeister das städtische Wasserwerk verlassen hatte, und ungeübte Kräfte den Dieselmotor bedienten, stieg das Wasser nicht in die höheren Stockwerke. Eines Morgens wurde dem Gouverneur der Befehl von oben, das Wasser habe bis Nachmittag bis in die höchsten Stockwerke zu steigen. In Gegenwart eines russischen Offiziers und zweier Soldaten begaben sich acht mutige Männer an das Werk, den Motor völlig in Betrieb zu setzen. Plötzlich ein gewaltiger Knall — und acht verbrannte Leichen lagen am Boden, der russische

Offizier verwundet, der Gouverneur durch den Luftdruck gottlob aus dem brennenden Hause geschleudert. Zunächst witterten die Russen einen Dynamitanschlag, verhafteten einen zufällig anwesenden Stadtrat und überhäufsten den Gouverneur mit Vorwürfen. Endlich gelang es, sie von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen. Die Zahl der Geiseln aber wurde fortan auf 18 erhöht.

Die russischen Soldaten, die zu Tausenden die Stadt belebten, verfügten über viel Geld. Da kauften sie die Geschäfte, die im Auftrag des Gouverneurs geöffnet waren, bald völlig aus. Nicht bloß Eßwaren, sondern auch Stiefel, Koffer, seidene Blusen fanden reißenden Absatz. Vielfach wollten die Russen handeln; oft bezahlten sie nach Gutdünken mit ihren Rubeln, die mit 2,50 Mark in Zahlung genommen werden mußten. Als ein Kaufmann einen Regenmantel nicht unter Preis verkaufen wollte, und er dem immer zudringlicher werdenden Offizier mit dem Kaiser Nikolaus drohte, erhielt er Faustschläge und wurde sofort gefangen genommen. Nach einigen Tagen wurde er sogar nach Gumbinnen mit anderen Gefangenen abgeführt und erst am fünften Tage freigelassen. Und nur freigelassen, weil der betreffende Offizier plötzlich erklärte, sich geirrt zu haben. Ein Freund des Kaufmanns hatte dem Offizier den „Irrtum“ auf bekannte russische Weise beigebracht. Das Brot, das der Kaufmann in der Gefangenschaft erhalten hatte, war ausgebacken, versalzen und bitter. Kein Wunder, wenn die russischen Soldaten aus den Insterburger Bäckereien alles Brot aufkauften.

Daß wir gefangen seien, bezeigten die Befehle, daß zwischen 8 Uhr abends und 5 Uhr morgens bei Todesstrafe kein Zivilist die Straße betreten dürfe; dazu durften die Straßen nicht beleuchtet sein. Aus welchem Grunde, ist nicht ganz klar. Einmal mag die unheimliche Furcht vor einem „Zeppelin“ diesen Befehl geboren haben, der tatsächlich am 10. September nachts 3 Uhr unter Kanonen-

donner und Gewehrknattern der Russen ruhig über die Stadt hinfuhr. Andererseits war es für schwache Seelen doch zu verlockend, den vielen leerstehenden Wohnungen nachts einen Besuch abzustatten. Das ist denn auch in ausgiebigstem Maße geschehen. Nicht gerade heldenmäßig haben sich die Plünderer eines Hauses gezeigt, die sich schleunigst ihrer Militärkleidung dort entledigt und in den Kleidern des Hausherrn den Weg nach dem „heiligen“ Rußland gesucht haben. Der reiche Weinkeller eines Arztes wurde mit der Begründung ausgeräumt, daß die Verwundeten im Lazarett das schlechte Leitungswasser nicht vertragen (!).

Eines Tages sollte ich ein Kindlein auf dem Lande zur letzten Ruhe geleiten. Wohl ausgerüstet mit einem russisch gestempelten Paß, aber ohne Taschenuhr und Kette bestieg ich den mir geschickten Wagen. Als ich dem Besitzer meine Verwunderung über die neuen, spindeldünnen Gänle aussprach, lächelte er verschmizt und sprach: „Die habe ich mir von den Russen für 20 Mark gekauft, und die spannen sie uns nicht aus.“ Und richtig, niemand hielt uns an; niemand fragte nach der Zeit. Dabei liefen die fleischlosen Gestalten wie der Wind; nie bin ich so schnell zu und von dem Dorfe gekommen. Bei der Beerdigung standen die Russen sich bekreuzigend dicht um den Kirchhofsbraum und störten uns nicht. Weiche Gemüter fanden das Benehmen ergreifend schön. Als wir aber von dem Kirchhof in das Trauerhaus zurückkehrten, und in der kurzen Zwischenzeit des Bauern beste Ruh aus dem Stall verschwunden war, schlug die Stimmung nicht zugunsten der „frommen“ Russen um.

Immer zudringlicher wurden die Russen. „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ Namentlich auf dem Lande nahmen sie, was sie gebrauchen konnten. Und was kann ein Russe nicht gebrauchen! Aber auch in der Stadt machte sich eine nervöse Unruhe bemerkbar, die sich in unverschämten Forderungen und Übergriffen Luft

machte. Ein brennendes Fabrikgebäude in der Stadt durfte nicht gelöscht werden, weil daraus Schüsse auf einen russischen Flieger gefallen wären. Womit sollten wir schießen, die wir nicht einmal eine Kinderpistole besaßen! Das Besteigen von Dächern und Türmen wurde verboten, weil einem deutschen Flieger zugewinkt sei. Die Leitungsdrähte mußten von Privathäusern beseitigt werden, weil sie Funkentelegramme auffangen könnten (!). Ein Zeppelin, der in der märchenhaft schönen Nacht zu Donnerstag den 10. Sept. um 1/23 Uhr morgens Bomben in das russische Feldlager mit Erfolg geworfen hatte und von 1000 Gewehrscüssen verfolgt wurde, schien den Feinden jede Besinnung geraubt zu haben.

Wir aber fühlten unsere Befreiung nahen. Schon in der Frühe des Freitag morgen drang aus der Ferne Kanonendonner zu uns herüber, der mit jeder Stunde deutlicher wurde, als am Nachmittag die flüchtigen Russen wie Hasen übers Feld hinsprangen, oft ohne Mühe und Stiefel, ängstlich den Weg nach „Gumbinn“ suchend.

Wie die schönste Musik tönte uns der unaufhörliche Donner in den Ohren, der nun die Kugeln bis an die ersten Häuser der Stadt warf. Die Stadt totenstill, kein Russe mehr zu sehen — der General von Rennenkampf, der von Gumbinnen hatte umkehren müssen, war in Zivilkleidung auf einem Kraftwagen im letzten Augenblick geflohen —, da sprengt die erste deutsche Patrouille — Ulanen — in die Stadt, und bald ist die Stadt voll unserer staubbedeckten, fröhlichen Truppen, begrüßt von nicht endenwollenden Hurras. Voran unser geliebter, hier stehender Divisionskommandeur von B., geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, dem sich hundert Hände entgegenstrecken. Mit Schwarzem und Trank, mit Blumen und Grün eilt die dankbare Bevölkerung aus den Häusern, um die Befreier zu begrüßen, während die Glocken von den Türmen der Stadt das Dankgebet gen Himmel tragen.

Kriegserlebnisse

von Superintendent Braun, Angerburg.

Beim Ausbruch des Krieges.

Der Sturm bricht los. Die ganze Weltgeschichte weiß nichts Ähnliches zu erzählen. Eine ganze Welt voll Feinden erhebt sich gegen uns. Ein bodenloses Meer voll Heuchelei, Falschheit, Lüge, Bosheit, Neid, Habgier, Mordsucht spritzt seinen zischenden Schaum gegen uns.

Und wir? — Eine solche Begeisterung ist noch nie gesehen. Alle Parteien verschwunden. Alle Deutschen eins. Ein Volk von Brüdern. Alle Herzen glühen. Alle Lippen jauchzen. Der stürmischen Begeisterung weist unser geliebter frommer Kaiser die rechte Bahn: „Kinder jekt geht in die Kirche, kniet nieder und betet für den Sieg unseres Heeres?“

Was aber bedeutete der Kriegsausbruch für unsere Krüppelanstalten? — Danach wurde zunächst nicht gefragt. Alle Sorgen wurden verschlungen von der großen patriotischen Frage:

Wie können unsere Krüppelanstalten
dem Vaterlande dienen?

Was können sie in dieser großen, schweren Zeit zur Rettung des Vaterlandes beitragen? — Die Antwort war bald gefunden: Verwundete pflegen und die orthopädische Nachbehandlung Verwundeter übernehmen! Wir hatten ja 55 Schwestern, die im Krankendienste wohlge-

übt waren, einen in der Chirurgie erfahrenen Arzt, medizinische Instrumente, orthopädische Gerätschaften, Röntgenapparat, künstliche Höhensonnen, Tiefenbestrahlung, elektrische Beleuchtung. Nur Raum mußte geschaffen werden, um Betten aufzustellen. Um Raum zu schaffen, wurde allen Krüppelkindern, die auf Ferien-Urlaub gereist waren — und das waren zirka 150, schnell geschrieben: „Kinder, bleibt noch zu Hause! Kommt noch nicht zurück! Wir brauchen eure Plätze für die verwundeten Vaterlandsverteidiger!“ Außerdem wurden die Plätze für die zurückgebliebenen Krüppel enger zusammengedrückt. Das Waschhaus, das bereits zum Wohnhaus für Krüppelkinder eingerichtet war, wurde belegt. So wurden 5 Häuser für Verwundete frei und ein

Reservelazarett mit 250 Betten

eingerrichtet. Und wenn es gelang noch schnell die neue Krüppelklinik zu vollenden, ließen sich noch weitere 400 Betten, im ganzen also 650 aufstellen. Die Militärverwaltung nahm unser Anerbieten freudig an. War es doch vorauszu sehen, daß die Kämpfe und Schlachten gegen Rußland an der nicht fernen Grenze stattfinden würden. Ach, wir fragten gar nicht: Haben wir auch die Mittel, so viele Verwundete zu ernähren? Sind auch Vorräte in Küche und Keller vorhanden? Haben wir auch die nötige Wäsche für unsere Vaterlandsgäste? Die glühende Liebe zum Vaterlande ließ solche kleinmütigen Sorgen garnicht aufkommen.

Bald jedoch redete der Krieg zu unseren Krüppelanstalten das furchtbar harte Wort: „Liebesgaben hören auf!“ — Selbstverständlich. Alles was die Liebe zu geben hat, gehört auf den Altar des Vaterlandes! Das Vaterland ringt um seine Existenz. Deutschland, das arme hinterlistig verratene Deutschland, ist unter die Mörder gefallen! Brutale Mörderhände zücken von allen Seiten ihre Dolche, um unserm teuren, geliebten Vaterlande den Todesstoß zu geben. In heiligem Zorn, in

gewaltiger Entrüstung schreit Deutschland auf. Nun heißt es: Alle Kräfte anspannen, alle Güter opfern für den einen, großen, heiligen Zweck: Für die Rettung des Vaterlandes! Wer hätte da noch Zeit oder Gedanken zum Opfern fürs arme Krüppelheim in Angerburg? — O doch, doch! Auch nach Ausbruch des Krieges konnten manche, treuen Freunde unserer Krüppelkinder nicht vergessen. Sie dachten mit Recht: Ach, die Armsten, werden in dieser Zeit Not leiden. Und so kamen wirklich noch im Anfange des Monats August einige wenige Gaben. Es waren Tröpflein zum Laben der Durstigen. Aber bald hörten auch diese Tröpflein auf. Die Post durfte in der Nähe des Kriegsschauplatzes keine Postanweisungen annehmen, sondern mußte sie als „unzulässig“ zurücksenden. Es waren nur Geldbriefe gestattet. Und das wußten die freundlichen Geber nicht.

Bald zeigte sich in der ganzen Stadt ein großer Mangel an Lebensmitteln. Die Kaufleute hatten ihre Waren der Militärverwaltung geliefert. Es konnten an die Bewohner nur geringe Quantitäten verkauft werden. Da konnten auch die Anstalten nicht große Vorräte einkaufen. Etwa 14 Tage lang hatte die Stadt eine Einquartierung von 6000 Soldaten, anfangs mit eigener Verpflegung, dann mit Verpflegung durch die Bürger. Mit Freuden wurde das Letzte denjenigen mitgeteilt, die in den blutigen Krieg auszuziehen sich bereit hielten. Wie sicher fühlten wir uns alle im Schutze unserer braven Soldaten!

Und wir in unseren Krüppelanstalten waren so froh, so glücklich, unser Reservelazarett eingerichtet zu haben. Es wurde immer voller, zuerst von Kranken, bald auch von verwundeten Soldaten. Ihnen gehörten die ersten und besten Bissen. Dann kamen die Krüppel an die Reihe. Die lieben Schwestern legten sich selbst, um die Vorräte zu schonen, das Darben auf. Erstaunlich ist, was die Liebe kann. Die Schwestern haben in jenen Tagen keinen

Happen Fleisch gegessen. Ihren Pfleglingen gaben sie reichlich, was Küche und Keller nur bieten konnten. Sie selbst begnügten sich beim Mittagsmahl mit Brot und Suppe.

Der Krieg redete zu uns gleich beim Ausbruch eine harte Sprache.

Die Betriebe in der Krüppellehranstalt stockten.

Es hörten alle Aufträge und Bestellungen auf. Die Dampfwäscherei bekam keine Wäsche. Die Schusterei, Schneiderei, Korbflechtere, Schnitzerei, Tischlerei, Buchbinderei hatten keine Arbeit. Und die Gehälter mußten doch den Meistern gezahlt werden. Die Krüppellehrlinge mußten doch satt werden. Da kam ich auf den Gedanken, wenigstens die Druckerei so zu beschäftigen, daß eine reiche Einnahmequelle fließen konnte. Also drucken, drucken, drucken! — Was denn? —

Ich hatte mehrere Predigten beim Ausbruch des Krieges gehalten, und war von den tief ergriffenen Zuhörern gebeten worden, dieselben zu veröffentlichen, um den Glauben und das Gottvertrauen vieler zagenden Gemüther zu wecken und zu stärken. Ich hatte darin zugleich jener allgemeinen tiefen Entrüstung des Volkes, dem heiligen Zorne Deutschlands, besonders gegen den russischen Lügen-Zar, als den Beschützer der serbischen Mörder und freveln Urheber des Krieges Ausdruck gegeben — denn das treulose England und das japanische Raubgesindel hatten ihre Heuchelmasken noch nicht abgelegt. — Ich hatte voll Begeisterung Lieder gedichtet und Andachten für Kriegsgebetsstunden verfaßt — davon einige Proben am Schluß. Auch für den Trostbund in Berlin hatte ich Trostblätter für Verwundete, Kranke, die hinterlassenen Eltern der auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden und die Witwen derselben verfaßt. Das hatte ich in den nächstlichen Stunden getan. Denn am Tage gab

es tausenderlei anderes zu tun: Kriegstraunungen und Gebetstunden halten, die ängstlichen Menschen auf der Straße beruhigen, einquartierte Offiziere bewirten und für die herbeiströmenden Flüchtlinge sorgen.

Nun wurden alle diese Kriegsschriften in unserer Anstaltsdruckerei gedruckt. Bis in die tiefe Nacht wurde gearbeitet. Etwa 30 Tausend davon wurden an die Herren Geistlichen zur Verbreitung in ihren Gemeinden versandt. Schnell, schnell! Sobald der Donner von den Schlachten bei Goldap und Darkehmen ertönte, hieß es plötzlich: Pakete werden von der Post nicht mehr befördert. Viele bereits abgeschickte Pakete kamen zurück, weil die von den Russen an der Grenze überfallenen Gemeinden mit ihren Geistlichen in die Flucht getrieben waren. Viele Pakete fielen in die Hände der Russen.

Mitten in dieser Arbeit wurde mein Gemüt durch das Elend der Flüchtlinge aufs tiefste erschüttert. Meilenlange Züge, Züge ohne Ende. Alle Wagen hoch besetzt. Kinder, Greise, Frauen, Hausgeräte, Kochtöpfe, Lebensmittel, Hühner, Schafe, Ziegen, Kinder, Kälber, Schweine, — kurz, alles was zuvor in Haus und Hof gelebt und gewohnt, war auf die Wagen gepackt oder keuchte langsam hinter denselben. Und dann die großen Viehherden von den Gütern. Hunderte von Kühen und Schafen. Alles in dicke Staubwolken gehüllt. Rings um die Stadt und in der Stadt ein großes Heerlager. Es waren Hunderttausend, die aus den benachbarten Grenzkreisen Goldap, Marggrabowa, Löben, Lyck herbeiströmten. Sie hielten Ungerburg für sicher und wollten am liebsten hier bleiben. Das Platzkommando duldete es nicht. Sie mußten weiter gen Westen ziehen. Die Kranken und Schwachen, die gebärenden Mütter mit ihren Kindlein ließen sie in unseren Anstalten zurück. In der neuen Krüppelklinik, die noch keine Dielen und teilweise keine Fenster hatte, richteten sich mehrere Hunderte häuslich ein, fütterten Pferde und Vieh von unserem Futter,

kochten ihre Speisen von dem Holz der Gerüstbretter und nahmen sich Kartoffeln und das Gemüse aus unseren Gärten. Die Ärmsten! Hunger tut weh. Als die Polizei ihnen den Befehl gab, auszugehen und ihre Flucht fortzusetzen, reisten die Meisten weiter. Einige Familien blieben dennoch und haben sich darin selbst während der Russenzeit in den öden Räumen des großen Gebäudes verborgen gehalten.

Unser e Flucht.

Angerburg war leer geworden. Unser Reservelazarett mit allen Verwundeten, Schwestern und Arzt hatte den Befehl bekommen, jenseits der Weichsel Zuflucht zu suchen. Ein Versuch, auch die Krüppelkinder fortzuschaffen, war vergeblich gewesen. Die letzten Bergungszüge waren so überfüllt, daß niemand mehr mitkommen konnte. Die Post und alle Behörden waren fort. Alle Läden und Wohnhäuser geschlossen. Die Straßen leer. Hier und da begegnete man einem alten Mütterchen. Ich, meine Frau und unser getreuer Mitarbeiter Kantor Passarge waren alle fest entschlossen, bei unseren Anstalten mit zirka 600 Pfleglingen, 25 Schwestern und 7 Anstaltsmeistern zu bleiben und dem Russeneinfall entgegen zu sehen.

Offiziere, die bei uns in Quartier gewesen waren, hatten uns in letzter Stunde auf das Anrücken der Russen aufmerksam gemacht. Der eine, der mit russischen Sitten bekannt war, hatte mir den dringenden Rat gegeben, die einziehenden Russen mit Kreuzifix im Salar feierlich zu empfangen und mit: „Christus was kresz!“ (Christus ist auferstanden!) dem gewöhnlichen Gruß der russischen Kirche, zu begrüßen. O wehe! Das sollte ich tun? Vor diesem Barbarenvolk, dessen Kaiser ich so in geharnischten Worten der Wahrheit gemäß als Lügenfürsten geschildert, sollte ich mich so tief demütigen? Gerade dieser

wohlgemeinte Rat erschütterte mein Gemüt auf's tiefste. Ich hatte eine schlaflose Nacht. Eine meiner Kriegspredigten hatte zum Thema Psalm 119, 10—13 „Im Namen des HErrn will ich sie zerhauen“ gehabt. Ja, Deutschland, unser Vaterland, wird im Namen des HErrn alle seine Feinde zerhauen! Schlaflos wälzte ich mich die Nacht hindurch auf meinem Lager hin und her. „Die Russen werden mich zerhauen. Meine Kriegspredigt haben sie überall finden und lesen können. Mein Schicksal ist besiegelt. Wenn sie in unsere Stadt kommen und niemand töten, ich allein werde nicht geschont werden. Ach, wenn ich doch diese Kriegspredigten nicht hätte drucken lassen! Ach, ich wollte durch den Druck Mittel für die Anstalt schaffen und sie aus der Not retten! Ach, hätte ich's doch nicht getan, so könnte ich unbefangen den Feinden entgegentreten!“ — Ich seufzte und betete. Ich wollte auch schon gerne sterben. Wenn sie nur mich totschießen und nicht vor den Augen meiner Frau lange quälen möchten!

Das waren meine Nachtgedanken. Am frühen Morgen besprach ich die Sache mit meinem Sohn, den Oberschwestern, dem Vorstandsmitglied Rantor Passarge und dem Hausvater. Alle rieten mir und meiner Frau zur Flucht. Schon hatten sich in dieser Nacht vom 22. zum 23. August die ersten Kosakenpatrouillen in der Nähe des Bahnhofs gezeigt, waren aber wieder zurückgesprengt. Gleich darauf hatte der Bahnhofsvorsteher Herr Hase mit allen Eisenbahnbeamten den Bahnhof im letzten Bergungszuge verlassen. Die russische Armee mußte also im Laufe des Tages hier sein.

Während wir, d. h. meine Frau, unser Dienstmädchen und ich die nötigsten Sachen zur Flucht ausersahen, klopft es. Rektor Obrikat aus Kutten, einem benachbarten Kirchort, tritt ein und fragt ängstlich: „Was soll ich tun? Ich bin gestern mit meinem Fuhrwerk und Rutscher in die Stadt gekommen, um mich nach der Kriegs-

lage zu erkundigen, finde die Stadt leer und kann jetzt nicht mehr nach Hause zurück. Die Russen sind schon dort!“ Ich sagte: „Fliehen Sie! Ich tue es auch.“ Er spricht: „Ach Herr Superintendent, wie freue ich mich, daß Sie mitkommen. Ich habe sehr gute Pferde. Steigen Sie mit ihrer Frau auf meinen Wagen! Ich will Sie fahren. Ihr Mädchen mit dem Gepäck kann auf einem Leierwagen der Anstalt, den mein Kutscher führt, Platz nehmen.“ — Bald darauf kommt blaß und verstört eine Gemeindegewesener aus dem Kreise und erzählt, daß sie in der Nacht 24 Kilometer längs der Bahnstrecke geflohen sei. 2 Kosaken hätten sie in einem einsamen Hof überfallen und ihr Gewalt antun wollen. Sie hätte aber entsetzlich geschrien, sich ihren Armen entwunden und sei dann in die dunkle Nacht hinausgestürzt, bis sie die Bahnstrecke gefunden. Dann sei sie ohne Rast die Nacht hindurch bis hierher gelaufen. Ich bot ihr an, sie mitzunehmen. Bald kam noch der Hausvater der Lehranstalt und hat seine 16 jährige Tochter mitzunehmen, so waren wir sieben, die zusammen flohen.

Die Glocken läuteten von Krüppeln gezogen. (Alle Kirchenbeamten waren fort.) Mein Sohn und seine Frau nahmen von uns Eltern Abschied. Ein tränenvoller, sehr erschütternder Abschied. Mein Sohn ging zur Kirche, den Gottesdienst abzuhalten. Wir sieben rafften zusammen, was zur Flucht not war. Die Abfahrt verzögerte sich einige Stunden. Wir mieden die große Straße, weil diese mit Flüchtlingen dicht besetzt war. Es ging über Felder oder auf einsamen Feldwegen. Nach 2 Stunden waren die Pferde müde. Auf einer Wiese wurde den Pferden Hafer hingestreut, den sie vom Boden aufsaßen. Wir essen unser Mittagsmahl: Butterstullen und Wasser.

2 Meilen hatten wir zurückgelegt. Wir waren nach dem Dorfe Groß Guja gekommen. (Von diesem Dorfe sind jetzt nur noch Trümmerhaufen zu sehen. Die Russen

haben es völlig zerstört.) Da tönt uns vom Ende des Dorfes ein kräftiger Gemeindegang entgegen. Bald darauf predigt eine laute Stimme: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht weichen und der Bund meines Friedens nicht hinfallen, spricht der Herr dein Erbarmer.“ Ein großer Menschenhaufe lauscht andächtig mit entblößtem Haupte.

Wer mag nur der Prediger sein? Wer hält diesen ergreifenden Gottesdienst im Freien vor verzagten, weinenden Flüchtlingen ab? —

Wunderbare Fügung! Es ist unser eigner Schwiegersohn, der Pfarrer Rudloff in Olschöwen. Als die Glocken am Vormittag zum Gottesdienst in Olschöwen läuteten, war niemand gekommen. Alle waren geflohen. Ein Wägelchen war schnell besorgt, und der gute Nachbar Gastell hatte ihm ein Pferd geliehen. Da hatte er seine Frau, unsere Tochter Lenchen, nebst Kindern draufgesetzt, auch die Kuh hinten angebunden und war seiner flüchtigen Gemeinde nachgefahren. Er hatte noch nie im Leben ein Fuhrwerk gefahren. Wenn ein steiler Berg kam, war er abgestiegen. Dann hatte er seine Gemeinde in Groß Guja eingeholt und gesagt: „Kinder, kommt, wir wollen unsere Flucht durch Gottes Wort weihen, Gottes Schutz auf uns herabfließen und unsere verzagten Herzen trösten.“

Und mitten im Gottesdienst hatte er uns, die Eltern, gesehen und gesagt: „Liebe Gemeinde, mir ist eben eine große Freude widerfahren. Dort sehe ich meine Schwiegereltern. Uns ist bange um ihr Schicksal gewesen. Jetzt haben wir uns zusammengefunden.“ Und dann fuhr er zu predigen fort: „Es sollen wohl Berge weichen usw.“

Ja unser seltsames Zusammentreffen bei diesem Gottesdienst war der erste große Trost, den uns Gott bescherte.

Unsere Kinder und Kindeskinde blieben fortan unsere Fluchtgenossen.

Wohin wir fliehen sollten, wußte ich nicht. Rechts nach dem Städtchen Nordenburg war nicht ratsam. Von dort hörten wir Geschützdonner. Dort waren schon die Russen. Also zunächst nach Drengfurt. Vor Drengfurt sahen wir zur Rechten den großen Wald, die Marschalls-Heide. Da sprengen aus einer Entfernung von einigen hundert Schritt 3 Reiter aus dem Wald hervor und jagen im Galopp auf das Gütchen, an dem wir vorüber fahren. Es war eine Kosakenpatrouille. Angstlich fragt mich Rektor Obrifat: „Sind das nicht Kosaken?“ — Ich wollte meine Reisegefährten nicht beunruhigen und suchte allerlei Gründe, um zu beweisen, daß es keine Kosaken sein konnten. Unsere Pferde aber wurden mit der Peitsche zu hastiger Eile angespornt. Ach so manchem Flüchtlinge ist's in der That sehr schlecht ergangen, wenn sie von Kosaken eingeholt und überfallen wurden. So dem Lehrer aus Partsch bei Rastenburg. Er hatte seine Familie auf die Flucht vorausgeschickt. Als er den Seinen nacheilte, haben ihn die Kosaken mit ihren Lanzen zerstoßen und als Toten am Wege zurückgelassen. Aber er war nicht tot, sondern ist ausgeheilt, trägt nur an seinem Leibe und am Gesicht gräßliche Narben. Vielen Flüchtlingen ist's noch schlimmer ergangen.

Drengfurt war von Flüchtlingen aus meiner Gemeinde voll. Sie empfangen uns mit großem Jubel. Alle Gesichter strahlten. Was hatte das zu bedeuten? — Auf dem Postamt war eben ein großer Sieg im Westen gemeldet. 5 französische Armeekorps sollten vernichtet sein — „Ja, das wird auch für die Russen eine Schreckensbotschaft sein. Nun wird der Krieg bald aus sein. Nun werden auch die Russen sich bald aus Ostpreußen zurückziehen. O, vielleicht gleich! Vielleicht kommen sie überhaupt garnicht nach Ungerburg“ — so redeten wir in freudigem Hoffen.

Wir fahren weiter nach dem Kirchdorf Wenden. Dort, wo ich die heilige Taufe empfangen und meine erste Kandidaten-Predigt gehalten, wo auf dem Friedhof Water

und Mutter zum letzten Schlummer gebettet sind, wollte ich mit den Meinen Zuflucht für einige Tage nehmen und dann heimkehren. Im idyllischen Pfarrhause bei dem treuen guten Freund, Pfarrer Malletke fanden wir die freundlichste Aufnahme. Das tat so wohl! Meine Seele war tief in den Staub gebeugt. Die Angst um meine Anstalten, um meinen Sohn und seine Familie, wenn sie in die Gewalt der Russen kämen, und die bittere Reue, daß ich geflohen — marterten mein Herz. Ich wollte nächsten Morgen umkehren, Freund Malletke riet davon ab. Mein Leben sei am meisten gefährdet, ich sollte es erhalten. Des Nachts hatte ich einen entzückend schönen Traum. Ich sah im Traum die Meinigen und die Krüppel, alle gesund, frisch, lachend und jauchzend. Ich umarmte meinen Sohn, der mir sagte: „Die Feinde konnten uns nichts tun, weil Gott ein zu helles Licht auf uns strahlen ließ.“ —

Am nächsten Morgen, als ich noch überlegte, wie den Meinen Hilfe zu bringen sei, ob es vielleicht möglich sei, von Rastenburg aus noch einen letzten Bergungszug unter militärischem Schutz zu erlangen, oder einen Dampfer aus Löben, der sie auf die Insel Upalten im Mauersee brächte — es war ja möglich, daß die Russen Angerburg noch nicht besetzt hatten — da kommen Flüchtlinge zu Rad aus Angerburg ins Dorf mit der Hiobsbotschaft: „Gestern nachmittag ist ein großes Heer von Russen in Angerburg eingerückt und haben 8 Personen erschossen!“ Sie selbst hätten ihr Leben nur dadurch gerettet, daß sie sich nachts aus der Stadt geschlichen. Auch gegen Drengfurt seien Kosaken schon im Anzuge. —

Zugleich wurde die Post in Wenden geschlossen und die Kleinbahn stellte ihren Betrieb ein — da blieb nichts übrig als weiter zu fliehen. Unser Freund, Pfarrer Malletke blieb. Kantor Danjel und Frau stiegen bei uns ein und kamen mit. Unterwegs überall dasselbe Bild. Alle Straßen voll Flüchtlingen zu Fuß und zu Wagen.

Große Viehherden. Alles in Staubwolken gehüllt. Die Dörfer menschenleer. Hier und da standen noch Leute vor einer Thür, aber auch sie rüsteten sich zum Abzug. Nach 12 stündiger Fahrt nachts um 1 Uhr langten wir in Heilsberg an. Alle Gasthäuser waren mit Flüchtlingen überfüllt. Die Meisten nächtigten auf dem Markte oder vor der Stadt im Freien. Wir fuhren beim evangelischen Pfarrhaus vor. Pfarrer Hildebrandt war noch wach. Sein ganzes Haus war voll Flüchtlingen. Auch uns gab er gastliche Herberge. In seinem Stall fanden auch unsere Pferde Quartier. Hier hörte ich, daß auch die Nachbarstädte Bischofsstein und Bischofsburg von den Russen eingenommen seien, und ganz Ostpreußen und Westpreußen bis zur Weichsel den Russen preisgegeben werden sollte. O wehe, wehe! Unsere Seele war sehr betrübt. —

Am nächsten Morgen legte mir Pfarrer Grözbach aus Bischofsburg, der auch geflohen war, 12 Mark, die letzten Liebesgaben aus seiner Gemeinde für die Krüppel in die Hand. Wie rührend! Ich seufzte gen Himmel um 12 Legionen Engel für die Schutzlosen.

Am dritten Fluchttag kamen wir nicht vorwärts. Den Pferden fehlte neuer Hufbeschlag. In ganz Heilsberg war kein Schmied, alle beim Militär oder geflohen. Pfarrer Rudloff war mit seinem Wagen über ein Hindernis gestürzt. Der Wagen zertrümmert, aber er und die Seinen unverletzt. Da wurde der Wagen im Stich gelassen; er mit den Seinen bestieg den Leiterwagen mit den Gepäcken, und spannte sein Pferd als drittes an diesen Wagen.

Es ging durch Wälder und tiefen Sand. Alle Personen stiegen ab und wanderten zu Fuß. Die Sonne ging unter. Bis Wormditt waren noch 6 Kilometer. Die Pferde waren furchtbar müde. Wir bogen vom Wege ab und kehrten auf einem Bauernhof ein. Die Leute wollten uns nicht beherbergen, angeblich weil sie selbst

sich zur Flucht rüsteten. Aber sie gestatteten uns die Pferde in den Stall zu stellen, und uns

ein Nachtlager auf der Tenne

in der Scheune zu bereiten. Auch durften wir einen Tisch und Stühle aus dem Zimmer auf den Hof tragen, um draußen unser Abendessen, Butterstullen mit Kaffee, einzunehmen. Dann trugen wir von dem großen Strohhaufen vor der Scheune, neben dem eine gewaltige, bissige Dogge ihr Lager hatte, Stroh auf die harte Tenne. Der böse Röter zeigte die Zähne und wollte es nicht dulden. Ihm wurde geschmeichelt und Brot gespendet. Da war er so gnädig, nicht zu beißen. Das Stroh war feucht und muffig. Auf der Tenne war es stockfinster. Licht durften wir nicht anzünden. Ein jeder suchte sich ein Plätzchen. Herrschaft und Gesinde auf gemeinsamem Strohlager! Die Scheunentür wurde zugemacht. Ich hielt laut das Abendgebet. Dann hieß es: Gute Nacht! — Es war keine gute Nacht. Wir hatten wegen des bissigen Hundes zu wenig Stroh hineingetragen. Das Lager war zu hart. Und das Stroh zu modrig. Ach Gott, alles schön, alles herrlich, wenn nur die Unsrigen in Angerburg von den Russen verschont würden!

Am vierten Fluchttage ging es über Wormditt. Dort trat uns ein Gastwirt aus seiner Tür entgegen und rief höchst erregt uns zu: „Die Russen sind ganz in der Nähe. Kehren Sie schnell bei mir ein. Ich will Sie verstecken!“

Unser lieber Fuhrherr Rektor Obrifat, gehorchte und fuhr in die Einfahrt. Ich merkte die Absicht. Die stolzen, wertvollen Rosse unseres lieben Rektors, mit welchen wir fahren, hatten dem Wirt verraten, daß wir nicht arme Flüchtlinge seien, und ein gutes Geschäft mit uns zu machen sei. Ich gab die Weisung aus der Einfahrt umzukehren und in der Nähe der evangelischen Kirche die Pferde rasten zu lassen, um dann weiter zu fahren. Ich

stieg ab, um unser zweites Fuhrwerk mit den anderen Reisegenossen zu suchen, die uns im großen Flüchtlingsstrom aus den Augen gekommen waren. Endlich fand ich sie in der Nähe des Pfarrhauses. Ich ging ins Pfarrhaus, um dem Amtsgenossen guten Tag zu sagen. Ich fand die Wohnung verlassen. Da begegnete mir an der Haustür ein Knabe von etwa 14 Jahren, nach seinem Anzuge und der bunten Mütze zu schließen, Tertianer einer höheren Schule. Der Knabe ruft mir in höchster Erregung zu: „Herr Pfarrer, kommen Sie, kommen Sie schnell! Eben ist ein Spion gefangen! Ein Vaterlandsverräter!

Der soll sofort erschossen werden!“

Ich folge dem Knaben und er führt mich an unseren Wagen, wo Rektor Obrikat umringt von einem Menschenhaufen mit einem Polizisten verhandelt. Der Knabe zeigt mit abscheudollen Mienen auf Obrikat und ruft mir zu: „Das ist der schändliche Spion!“ — „Junge,“ sage ich, „das ist ja unser lieber Rektor Obrikat aus Rutten, der uns auf die Flucht mitgenommen!“ Auch der Polizist, der ihn scharf geprüft hatte, ging lächelnd fort, als er den Ausweis des Rektors gelesen hatte.

Wie war nur unser lieber Rektor in den Verdacht der Spionage gekommen? — Zunächst waren verdächtig seine feinen Pferde, die nicht so elend wie die andern Flüchtlingspferde aussahen. Solche Pferde könnte nur der besitzen, der reichen Verrätersold bezieht. Und dann der Havelock, der englische Mantel, den er trug. Unter solchem großen Mantel lassen sich verschiedene Bomben verstecken. Drittens aber hatte er einige Frauen auf der Straße nach dem Wege gefragt, der nach Mühlhausen führt. Ein Flüchtling fragt doch nicht nach dem Weg, sondern fährt dieselbe Straße, die Hunderttausende ihm voranziehen. Daher hatten die Gefragten geantwortet: „Wir wissen den Weg, sagen's aber nicht.“ Und eine

von ihnen war schnell auf die Polizei gelaufen mit dem Schreckensruf: „Ein Spion, ein Verräter! Kommt! Greift ihn!“ —

Als wir hinter Wormditt im langen Flüchtlingszuge weiterfahren, kommt ein elegantes Fuhrwerk vorüber. Der Herr, ein Graf aus jener Gegend, erkennt mich, grüßt und streckt seinen Arm mit dem Zeigefinger gen Himmel. Dabei rollten ihm die Tränen aus den Augen. Ich verstand ihn: „Der im Himmel sucht uns heim. Der im Himmel wird uns retten!“

Wir kamen in die Grafschaft Schlodien. In einem Wirtshaus speisten wir. Das erste warme Mittagessen seit fünf Tagen. Alle zusammen mit Knecht und Magd an einem Tisch. Alle sind jetzt gleich, arme, unglückliche Flüchtlinge. Hinter Schlodien weideten auf großem Klee-feld etwa 2000 zusammengetriebene Rinder, die Rühe größerer, flüchtiger Gutsbesitzer. An dem armen Vieh geschah eine große Barmherzigkeit. Die Rühe wurden von Frauen gemelkt und so von ihrer Qual erlöst. Die Milch wurde auf die Erde ausgegossen. Die vorübergehenden Flüchtlinge hatten ja meistens hinter ihren Wagen ihre eigenen Rühe und keinen Bedarf an Milch. Wir hielten an und ließen uns einige Becher frischer Milch reichen. Ich bot den Melkerinnen ein Geldstück. Sie nahmen es nicht an und hielten es für eine Sünde, von Flüchtlingen Geld zu nehmen.

Das Städtchen Mühlhausen fanden wir geflaggt. Ein neuer Sieg war in Frankreich errungen. Ach, wenn doch auch schon die Russen besiegt und aus Ungerburg fort wären!

Am fünften Fluchttag ging es nach Elbing. Wir hatten unterwegs vorher gehört, daß Elbing für Flüchtlinge gesperrt und die ganze Gegend unter Wasser gesetzt sei. Da komme niemand durch. Es war nicht so. Wir kamen durch die Stadt und die Elbinger Niederung glücklich hindurch. Auch war von den Pionieren

für die Flüchtlingsfuhrwerke vorsorglich eine Notbrücke über die Mogat geschlagen. Im Städtchen Siegenhof kehrten wir ein. Superintendent Polenske gewährte uns gastfreundliche Aufnahme. Da in seinem Hause nicht für alle Platz war, nahm Realschuldirektor Rupp mich und meine Frau auf. Wie wohl tat hier unserem zerschlagenen Gemüt die teilnahmevolle Freundschaft.

Hier begrüßten mich auch Flüchtlinge aus Drensfurt, dem benachbarten Städtchen bei Angerburg. Meine erste Frage war: „Habt ihr etwas gehört von Angerburg? Wie steht's dort?“ — „Ja, wir haben von Leuten aus Angerburg unterwegs gehört, daß sämtliche Anstaltshäuser mit allen Krüppeln

von den Russen in die Luft gesprengt sind!“ — „Das ist nicht wahr,“ schrie ich, „das kann nicht geschehen. Das läßt Gott nicht zu!“ —

Aber die Schauerwär verfehlte nicht ihre Wirkung. Meine Unruhe und Angst steigerte sich. Jeder Gedanke, den ich fortan denken konnte, war nur ein Schrei gen Himmel: „O Gott! erbarme Dich!“

Ich ließ darauf Rektor Obrifat, Schwiegerohn, Tochter, Enkel mit ihren Fuhrwerken in Siegenhof zurück, fuhr mit meiner Frau auf der Eisenbahn nach Danzig und telegraphierte dort ein langes Telegramm mit 100 Worten an die Kriegskommission im Ministerium nach Berlin, worin ich um Schutz und Hilfe für meine Anstalten flehte. Hierauf fuhr ich nach Berlin, meine Frau in Schwedt bei unseren Schwiegertöchtern, deren Männer, unsere Söhne, als Offiziere im Felde stehen, zurücklassend.

Es war Sonntag, den 30. September. Ganz Berlin war im Freudentaumel über die großen Siege Hindenburgs bei Tannenberg. Ich fand das Ministerium geschlossen. Ich ging zum Abendgottesdienst im Dom und ließ mich durch Gottes Wort trösten, die fröhlichen Men-

ſchenmaſſen auf der Straße konnten das nicht. Abends ging ich zum Hofprediger Döhring, ihm mein Leid zu klagen. Vielleicht konnte er bei Ihrer Majeſtät der Kaiſerin etwas auswirken, damit meinen Schutzloſen in Ungerburg bald Hilfe gebracht würde. Wie? Auf welche Weiſe? — Ich wußte es nicht. Am nächſten Tage ging ich aufs Miniſterium und trug mein Anliegen vor. Dort wußte man auch keinen Rat und meinte: Der Sieg Hindenburgs bei Tannenbergs wird auf die Kriegslage bei Ungerburg einwirken. Ob aber Hindenburg auch die ruſſiſche Nordarmee ſchnell verjagen kann, ſei nicht voraus zu wiſſen. 14 Tage würde es doch mindestens dauern. Ich erzählte von der Schauermär, daß die Ruſſen meine Anſtalt in die Luft geſprengt hätten. Ein Geheimrat meinte: „Möglich iſt es ſchon. Den Ruſſen iſt alles zuzutrauen.“ Ich antwortete: „Ich kann es nicht glauben.“

Dann fuhr ich nach Schwedt, tröſtete meine Frau und die beiden Schwiegertöchter, die ſchon lange keine Nachrichten von ihren Männern aus dem Felde erhalten hatten und um ihr Leben hangten. Dann fuhr ich wieder ins Miniſterium nach Berlin zurück, ob nicht ſchon dort etwas über das Schickſal Ungerburgs bekannt ſei. Und als ich wieder nichts erfahren konnte, trieb mich die Angſt zur Heimreiſe.

Was? Nach Hauſe, unter die Ruſſen, in ihre brutalen Mörderhände? — Die Zeitungen freilich berichteten über ſie

ſchreckliche Dinge.

Sie hatten die Beamten von Lyck, den Landrat, den Bürgermeiſter, die Geiſtlichen, unter ihnen den ſchwer kranken Superintendenten Bury in die Gefangenſchaft geſchleppt, Pfarrer Horn in Scharenken durch Bruſt und Lunge geſchoſſen. Sie hatten den Pfarrer Werner in Santoppen, Kr. Rößel, und ſeinen bei ihm weilenden Schwager, den Profeſſor Kallweit aus Rößel, neſt allen

männlichen Personen des Kirchorts aus der Kirche herausgeschleppt, an die Wand aufgestellt und erbarmungslos totgeschossen, weil zu einem Begräbniß die Glocken geläutet waren. Sie hatten das große Blutbad in Abschwangen bei Domnau angerichtet und schuldlose Männer in Gegenwart von Frauen und Kindern gemordet. Mehr als tausend solcher Mordtaten an unschuldigen wehrlosen Menschen waren ihnen einwandfrei nachzuweisen. Das alles hatte ich in den Zeitungen gelesen und wollte doch, doch zurück. Die Angst um die Meinen in Angerburg ließ mir keine Ruhe. Sie trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt zurück. Waren sie von den Russen gemordet, so lag mir auch nichts mehr an meinem Leben.

Meine Frau bat dringend, ich sollte noch nicht heimkehren. Ich versprach ihr äußerste Vorsicht. Ich wollte so weit fahren, als die Eisenbahn verkehrte und dann mich zu Fuß nachts durch die Wälder schleichen. Ich nahm nichts als einen Stab mit.

Die Eisenbahn war mit Truppentransporten belegt. Es ging sehr langsam. Erst nach 40 stündiger Fahrt ohne zu schlafen, und unter Benutzung von Militärzügen im Viehwagen mit Soldaten zusammen erreichte ich Allenstein. Hier hörte der Bahnverkehr auf. Ich kehrte bei meinem alten Freunde, dem teuren Superintendenten Hassenstein ein. In seinem Hause verlebte ich recht erquickliche Stunden. Er wußte mich so schön zu beruhigen und von der gefährlichen weiten Fußreise — es waren noch etwa 140 Kilometer bis Angerburg zurückzuhalten. Die umliegenden Wälder waren von Kosaken noch nicht gereinigt.

Mein Plan, mir eins von den in der Schlacht bei Tannenberg in großer Zahl erbeuteten Russenpferden, die in Allenstein billig feil waren, zu kaufen, dazu ein passendes Wägelchen, scheiterte daran, daß ich selbst im Fahren völlig unerfahren und einen Rutscher zu finden unmöglich war. Auch erfuhr ich auf der Redaktion der Allensteiner

Zeitung, daß eben eine große Schlacht bei Angerburg an den masurischen Seen im Gange sei. So faßte ich mich in Geduld und blieb 3 Tage bei meinem Freunde. In dieser Zeit entwickelte sich vor unseren Augen das neue Schauspiel des Flüchtlingselends. Trotzdem, daß in der Schlacht von Tannenberg vom 26.—28. August 92 000 Russen gefangen und etwa 50 000 gefallen waren, so daß die meisten Bewohner des Kreises Ortelsburg sorglos in ihre Heimat zurückgekehrt waren, hatten gerade an demselben Tage, an dem die Schlacht bei Angerburg zu toben anfang, russische Truppen von Polen aus Ortelsburg wieder angegriffen. Nun flutete der Strom der Flüchtlinge aus Ortelsburg zum zweitenmal nach Allenstein. Die ganze Stadt, der Bahnhofsplatz und der Bahnhof war voll Flüchtlingen. Auch mehrere Allensteiner Familien ergriffen wieder die Flucht.

Am Freitag, den 11. September früh ging ein Militärzug mit Proviant von Allenstein nach Rastenburg. Es gelang mir mitgenommen zu werden. Unterwegs sah ich die niedergebrannten Bahnhöfe von Bischdorf und Rößel. Auf den Feldern aber ackerten friedlich die Landleute, als sei kein Krieg. Auch Rastenburg hatte keine Brandschäden. Hier wie in Rößel hatten sich die Russen mit einer Kriegsteuer von 30 000 Mark zufrieden gegeben. Nur hatten sie aus Rastenburg und Umgegend mehrere Hundert alter und junger Leute in die Gefangenschaft nach Rußland geschleppt, unter ihnen auch den alten Professor Dr. Ed. Schmidt aus Löben, der sich von Steinort aus in einem Kahn nach der Insel Upalten im Mauersee hatte retten wollen und dabei von den Russen beschossen und gefangen worden war. (Prof. Schmidt ist nach Tobolsk in Sibirien gebracht. Welch ein Verstand, einen harmlosen, alten Gelehrten fortzuschleppen!)

In Rastenburg begegnete mir ein altes Fräulein aus Angerburg, die Zuflucht in Rastenburg gesucht hatte. Ich fragte sie: „Wie steht's in Angerburg?“ — Sie

antwortet: „Seit drei Tagen ist dort eine furchtbare Schlacht und man erzählt, daß die ganze Stadt und besonders Ihre Anstalten völlig zerstört sind.“

Ich eile in die Stadt und suche ein Fuhrwerk zu mieten. Ach, eine so gefährliche Fahrt will niemand mit mir machen. Endlich gelingt es mir, um einen sehr hohen Preis, ein Fuhrwerk zu mieten. Zwei alte Männer werden mir zum Schutz mitgegeben. Bald begegnet uns ein Haufe russischer Gefangener, alle Zigaretten rauchend, und sehr fröhlich darein schauend. Dann folgt eine lange Wagenreihe mit Verwundeten. Ich frage die Transportführer: „Wie steht's in Ungerburg?“ — Sie wissen es nicht. Gerne wäre ich wie ein Vogel die 5 Meilen bis Ungerburg geflogen. Ach, die alten Gäule laufen so langsam. Geduld, Geduld! Wir fahren an Hunderten schwer beladener Probiantwagen vorbei, oft begegneten wir Batterien der schweren Artillerie, die aus der Schlacht kamen.

Sobald wir in den Kreis Ungerburg kamen, änderte sich das Aussehen der Landschaft. Überall Trümmer niedergebrannter Bauernhöfe und Güter. Und der liebliche Rosengarten ein großer Trümmerhaufe. Selbst das Gräflich Lehndorff'sche Waisenhaus Schutt und Asche. Nur Pfarrhaus, Kirche und ein einziger Bauernhof sind erhalten. Ich frage den Besitzer, wie es in Ungerburg steht. Er zeigt in die Richtung von Ungerburg. Dort am Horizont rote Feuerglut. Er erzählt von der Zerstörung des Kirchdorfes. In der Nähe hatte ein Kampf zwischen deutschen und russischen Patrouillen stattgehabt. Neugierig hatten die Bewohner dem Kampf zugeschaut. Zur Strafe dafür hatten die Russen das Dorf zerstört.

In der Nähe der Kirche begegne ich zwei Feldgeistlichen, einem evangelischen und katholischen, die in brüderlicher Eintracht durch das zertrümmerte Dorf gehen. Auch sie wissen nichts von Ungerburg. Sie teilen mir nur mit, daß sie eben eine große Zahl Gefallener zu Grabe geleitet hätten und das ganze Pfarrhaus mit Verwundeten belegt sei.

Es geht weiter. Neben der Straße auf den Ackerfeldern frische Massengräber. Eins beseh' ich genau. Da steht 18. Inf. Reg. Ach, in diesem Regiment stehen ja meine Söhne, der eine als Hauptmann, der andere als Adjutant, und auch unser Enkel Claus als junger Leutnant! —

Als ich nach Stobben komme, ist's schon Dämmerung. Im Schulhause brennt eine Lampe. Ich steige ab und will eintreten. Die Türe ist verschlossen. Ich rüttele daran. Da erlösch' das Licht und ich höre jemand aus dem Hause auf den Hof fliehen. Ich gehe um das Haus an das Hoftor und rufe in die Scheune, wo es raschelt, hinein: „Bitte kommen Sie doch heraus! Ich bin kein Russe. Ich bin der Superintendent aus Ungerburg. Bitte, bitte, kommen Sie doch heraus!“ Alles still! — Als ich dann auf den Wagen steigen will, ist die Person da. Es ist die Frau Lehrer. Ihr Mann war noch auf der Insel Upalten, wo er vor und während der Schlacht einen wichtigen Dienst geleistet hatte. Von dieser Insel aus war gekämpft. Die Frau war allein daheim geblieben. Ich fragte sofort: „Wie steht's in Ungerburg? Leben mein Sohn, meine Tochter, meine Krüppel?“ — „Jawohl!“ sagte sie. „Ihr lieber Sohn, der Herr Pfarrer Braun, ist der Stadt und den Anstalten zum Segen und Schutz gewesen. Er hat mit dem russischen General Rennekampf verhandelt; ja er soll sogar mit ihm gespeist haben!“

Meine Freude war unbeschreiblich. O, Gott du Allgnädiger, wie soll ich dir nur danken für dieses selige Glück!

Dann ging's durch den Stobber Wald. Dort konnten sich noch zerstreute Kosaken aufhalten. Ich sagte dem alten Kutscher: „Gebt den Pferden die Peitsche! Laßt sie im Galopp durch den Wald laufen!“ —

Wir kamen dem roten Feuerschein von Ungerburg immer näher. Endlich sehe ich, was es war. Tausende von Kubikmetern auf dem Bahnhose aufgehäufter Kohlen, ferner ein großer Speicher und mehrere Scheunen brannten.

Wie das Wiedersehen mit den Meinen gewesen und was sie in den 18 Tagen der Russenherrschaft durchlebt haben, wird im nächsten Kapitel Pfarrer Lic. Braun selbst erzählen.

Unter den Russen.

Von Lic. theol. Pfarrer Braun, Angerburg.

„Unsere Soldaten verlassen Angerburg! Die Stadt muß von den Einwohnern geräumt werden!“ so lautet die Hiobsbotschaft, die am Freitag, den 21. August durch Angerburg eilte. Wir konnten, wir wollten es noch nicht glauben und liefen auf die Straße. Überall schreckensbleiche Angesichter, grenzenlose Verwirrung. In der Straße, die nach Drengfurt führt, stauten sich die Fuhrwerke von Flüchtlingen, die oft stundenlang warten mußten, ehe sie wenige Schritte weiterfahren konnten. Hunderte eilten auf den Bahnhof, der für die Zivilbevölkerung zunächst gesperrt war. Nur Truppen wurden befördert. Manche Flüchtlinge haben 48 Stunden Tag und Nacht auf dem Bahnhof gewartet, bis der letzte Zug abging, der alles mitnahm, was sich dort eingefunden hatte. Die Behörden, Landratsamt, Stadtverwaltung, Reichsbank, Landschaft, alle Beamten packten. Das Postamt wurde geschlossen. Auf dem Hofe loderte ein großer Scheiterhaufen, die eingegangenen Postfächer wurden verbrannt.

Am folgenden Tag dasselbe Bild. Überall kopflose Flucht. „Fort! fort! gleichgültig wohin! Die Russen kommen.“ Viele waren schon vor einer Woche und länger geflohen. Jetzt entvölkerte sich fast die ganze Stadt. Das Militärlazarett in unserem Kinderkrüppelheim 2 (Kinderhilfe) sollte auf Anordnung des Generalkommandos in Königsberg mit dem Arzt, den Schwestern, den Ver-

wundeten, nach Elbing geschafft werden. In mehreren Leiterwagen wurden alle zur Bahn gebracht, auch die in der Kinderhilfe noch befindlichen 50 Krüppelkinder. Abends kam der Rutscher mit einem Leiterwagen voll Krüppelkinder zurück. Die Bahn hatte dieselben von der Weiterbeförderung ausgeschlossen. Sie wurden von uns im Kinderkrüppelheim 1 untergebracht.

Sonntag der 23. August war wohl einer der schrecklichsten Tage, die Angerburg erlebt hat. Strahlender Sonnenschein aber Angst und Sorge im Herzen! Die Straßen tot wie ausgestorben. Der Rutscher ist mit unsern besten Pferden und allen seinen Sachen in der Nacht geflohen. In der Frühe kommt mein Vater mit den Schwestern zu uns ganz niedergeschlagen und sagt: „Wir müssen auch fliehen. Wir können keine Nacht mehr schlafen. Mutter grämt sich zu Tode. Wenn wir hier bleiben, ist mein Schicksal besiegelt. Ich habe die geharnischte Predigt gegen den Zaren „Im Namen des Herrn will ich sie zerhauen“ veröffentlicht, und in vielen 1000 Exemplaren in den Grenzbezirken verbreitet. Wenn die Russen mich hier finden, so werden sie vielleicht das Wort an mir wahr machen und mich in Stücke hauen. Ich fürchte den Tod nicht, aber um Mutters willen kann ich mich diesem schrecklichen Schicksal nicht aussetzen.“

Ich sehe ein, daß hier die schwerwiegendsten Gründe zur Flucht vorliegen. Mein Vater möchte am liebsten uns alle sowie sämtliche noch in den Anstalten verbliebenen 690 Krüppelkinder und Siechen mitnehmen. Wir überlegen. Es geht nicht. Die Bahn verkehrt nicht mehr. Der letzte Zug ist in der Nacht abgegangen. Woher die vielen Fuhrwerke für Krüppel und Sieche nehmen? Und viele, ja die allermeisten, sind garnicht transportfähig. Ich sage sofort: „Ich bleibe hier bei den Krüppeln.“

Meine Frau hängt sich in meinen Arm: Und ich bleibe, wo mein Mann bleibt. Auch unsere lieben Hausgenossen, Frau Walter, eine treue Wohltäterin unserer

Anstalt, Herr Kantor Passarge, der für die Russenzeit mit seinem Mädchen zu uns gezogen ist, Frä. Bürgereit, die Vorsteherin der Dampfwäscherei und Frä. Klippbahn, eine treue Seele, die zu uns aus Marggrabowa geflüchtet und während der ganzen schweren Zeit uns den Haushalt geführt, wollen uns nicht verlassen.

Die Glocken läuten. Ich halte den Gottesdienst, während die Eltern, von denen wir vorher noch tränenreichen Abschied genommen, zur Flucht rüsten. Es war ein erschütternder Gottesdienst. Etwa 700 Personen sind anwesend. Lautes Schluchzen und Weinen geht durch den Kirchenraum. Wir liegen alle auf den Knien und flehen zu Gott um Schutz. Ich fordere die ganze Gemeinde auf, am Schluß mit mir das heilige Abendmahl zu nehmen. Und sie kommen alle, alle, wie ein Mann. Getröstet und gestärkt gehen wir aus dem Gotteshaus. Eine wunderbare Ruhe ist über uns gekommen. Deutsche Patrouillen jagen durch die Straßen und melden: Der Feind ist ganz in der Nähe, etwa 10 Kilometer von Angerburg. Am Nachmittag wird er wohl einziehen.

Der zurückgebliebene Pöbel hat am Vormittag einige verlassene Kaufläden geplündert. Es muß Ordnung geschafft werden. Polizei ist nicht da. Wir müssen uns selbst schützen. In unserer Anstaltsdruckerei lasse ich Zettel drucken, verteilen und überall anschlagen:

„Bürger Angerburgs!

Heute nachmittags 5 Uhr findet in der Kirche eine Bürgerversammlung zwecks Wahl eines Stadtoberhauptes sowie Polizeischutzes für die Zurückgebliebenen statt.

Der Einberufer.“

Als Bürgermeister nehmen wir den Stadtverordneten und Kaufmann Sieß in Aussicht. Während wir noch alles in der Krüppellehranstalt besprechen, kommt die Botenschaft, die Russen sind im Anrücken. Ein Gehöft bei Angerburg sehen wir in Flammen aufgehen. Leiterwagen

jagen querfeldein. Wir eilen nach Hause. Es ist $\frac{3}{5}$ Uhr. Ich will zur Versammlung gehen. Als ich zum Fenster heraussehe, ist die ganze Chaussee nach Darkehmen von Staubwolken eingehüllt. An der Litauer Brücke stehen viele Neugierige. Welch sträflicher Leichtsinn! Was nun folgt, ereignet sich mit solcher Geschwindigkeit, daß ich es so schnell nicht niederschreiben kann. Auf der Brücke sollen zwei unreife Burschen von 14 und 15 Jahren mit geraubten Pistolen mehrere Schüsse auf die anrückenden Russen abgegeben haben. Die Russen sprengen schußbereit auf die Menge, die auseinander stiebt. Sie schießen. Ich weiß nicht mehr, wie ich aus dem Giebelzimmer heruntergekommen bin. Ich stehe am Fenster der Amtsstube. Draußen laufen flüchtende Menschen vorüber. Mehrere eilen in unser Haus in die Keller. Vor der Gartenpforte stehen einsam zwei deutsche Soldaten. Sie wollen nicht laufen. Es geht wohl gegen ihre Ehre. Schon sehe ich den ersten Russen im vollsten Galopp heransprengen. Einer von den deutschen Soldaten macht unsere Gartenpforte auf. Ich reiße das Fenster auf und schreie hinaus: „Um Gottes willen Sie gefährden unser ganzes Haus.“ Noch einmal muß ich rufen. Endlich, endlich — mich dünkt's eine Ewigkeit — geht er langsam zurück. Nun kommen noch mehr russische Reiter angesprengt. Laufende, keuchende Menschen vor ihnen. Schüsse krachen. Wir sehen nichts mehr. In der Diele haben wir uns alle zusammengefunden. Es rüttelt jemand an der Tür. Zaghaft öffnen wir: Fräulein Bürgerleit. Sie ist mit knapper Not dem Tode entronnen. Ein Russe hatte auf sie schon angelegt. Nur dem Umstande, daß dem Reiter ein Mann in die Quere kam, den er erschoss, dankt sie ihr Leben. Noch immer ertönen Schüsse meist drei, vier hinter einander. Wir wagen uns kaum zu rühren. Nur im Flüsterton reden wir. Wir ringen die Hände und beten. Flinker, unser Hund, hat sich durch die Tür gezwängt und erhebt wüthendes Gebell an der Gartenpforte. Wir suchen ihn hinein-

zulocken. Vergeblich. Im Keller wimmern Kinder der Flüchtlinge. Wir suchen sie zu beruhigen; Susi und Crissa, unsere beiden Mädchen von 3 und 4 Jahren, haben den Ernst der Lage noch nicht begriffen. Sie wollen singen und spielen. Wir berufen sie und fahren sie schließlich hart an. Verschüchtert sitzen sie in unserem Schoß, die Händchen gefaltet. — An einem Nachtlämpchen, das wir noch mit Vasen und Papier verschattet, essen wir Abendbrot. Aber der Bissen bleibt uns im Halse stecken. Wir beten zusammen den 91. Psalm mit Vaterunser und Segen. Dann gehen wir zu Bett. Die Frauen in Kleidern. Vom Schlaf ist wenig die Rede.

Am andern Morgen erfuhren wir erst, was sonst noch am Sonntag Abend in der Stadt geschehen war. Die Bürgerversammlung hat wirklich in Gegenwart der Russen stattgefunden, nachdem auf Befehl des Generals von Rennenkampf die Kirchenglocken gezogen und es durch Ausklingeln noch bekannt gemacht war. Der General hat eine Ansprache gehalten, die etwa folgenden Wortlaut hatte: „Es ist von der Bevölkerung auf das Militär geschossen worden. Ich hätte das Recht, die ganze Stadt in Brand schießen zu lassen, will aber noch Gnade für Recht ergehen lassen. Die Einwohner sollen sich ruhig verhalten. Nach 7 Uhr abends darf sich niemand auf der Straße zeigen. Ich habe meinen Soldaten befohlen, der Bevölkerung kein Leid zuzufügen, auch nicht zu plündern. Die Forderungen des Militärs müssen erfüllt werden. Ihr wollt euch ein Oberhaupt wählen, weil der Bürgermeister, der Landrat mit allen Behörden geflohen seien. Ein Grund dazu hat nicht vorgelegen. Wir wollen mit den preußischen Soldaten Krieg führen und nicht mit der friedlichen Bevölkerung. Wir möchten gerne kämpfen mit den preußischen Soldaten, aber wir sehen sie nicht. Ich weiß nicht, ob sie so wenig tapfer oder schwach sind.“ (Die letzten Worte sprach er mit ironischem Lächeln.)

Man schritt zur Wahl: Kaufmann Tieg wurde einstimmig zum Bürgermeister und Landrat gewählt. Beim Nachhausegehen wurde dem Apotheker Kademacher die goldene Uhr mit Kette von einem Russen aus der Tasche gerissen.

General Rennenkampf erließ folgende Bekanntmachung, von welcher ein Exemplar auf seinen ausdrücklichen Befehl am Granitsockel des Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Kirchenplatz angeklebt wurde.

Bekanntmachung.

Seit dem 7. August haben die russischen Truppen die Grenze Ost-Preußens überschritten und befindet sich die Provinz in unserer Gewalt und seid ihr Untertanen Sr. Majestät des russischen Kaisers, des Herrscher aller Rußen, welcher die Untertanen will schonen.

Infolge der mir allerhöchst anvertrauten Stellung mache folgendes bekannt:

1. Jeder von Seiten der Einwohner dem russischen Heere geleistete Widerstand wird schonungslos ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters bestraft werden.
2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das russische Heer verübt wird, oder in denen den Verfügungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.
3. Falls die Einwohner Ostpreußens sich keine feindlichen Handlungen zuschulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und der Betreffende, sowie sein ganzes Eigentum verschont und in Schutz genommen werden.

Von Rennenkampf,
Kommandirender General.

Wir hörten auch von den blutigen Opfern, die der Einzug der Russen unsere Stadt gekostet. Ganz in unserer Nähe bei der neuen Klinik sind 3 Männer von den Russen

erschossen. Ferner wurden in unsern Anstalten 3 verkrüppelte Sieche, darunter ein Geisteschwacher, von den auf den Hof sprengenden Reitern getötet, eine taubstumme Frau durch einen Schuß in die Schulter verwundet. Die Siechen saßen harmlos auf einer Bank an der Stalltür. In der Kirchenstraße standen 2 Männer und mehrere Frauen auf der Steintreppe eines Hauses, als die Russen vorbeizogen. Der Anführer rief: „Die Männer runter von der Treppe.“ Ein Reiter schrie: „Stoi“ (steh)! Mehrere Schüsse knallten und zwei Menschen wälzten sich in ihrem Blute. Der eine war der 80-jährige jüdische Produktenhändler Schaul. Er hat im Kreiskrankenhause noch 24 Stunden gelebt. Der General hat den Angehörigen sein Bedauern über diesen Vorfall ausgedrückt. Was hilft's, es macht den Toten nicht lebendig. Dem anderen Erschossenen Sobottka raubten die Russen 50 M. aus der Tasche. Am Litauer Thor wurde ein Unbekannter erst nach vielen Tagen erschossen vorgefunden, wahrscheinlich ein Flüchtling. Nicht weit von Ungerburg sind zwei radfahrende Briefträger erschossen. Ganz naht lag eine tote Frau nicht weit von der Neumannschen Sägemühle. Welch unbeschreiblicher Jammer!

Ich ging gleich am Montag Vormittag in schwarzem Rock und Zylinder zum General und bat um Schutz für die Anstalten, der mir auch zugesagt wurde. Der General, eine stramme Erscheinung, saß, von einem Stabe von Offizieren umgeben, vor der Tür des Deutschen Hauses, wo er Quartier genommen. Er hielt es nicht für nötig, sich zu erheben, sondern legte nur nachlässig einen Finger an seine Mütze. Ich berichtete von einem nächtlichen Überfall russischer Soldaten in unserer Anstaltsbäckerei, bei denen die Schwester und 2 Mägde sich haben flüchten müssen. Seine Antwort lautete: „Das ist mir sehr bedauerlich zu hören, mir noch mehr, als Ihnen, denn ich kann nur mit gut disziplinierten Soldaten kämpfen. Zeigen Sie mir die Soldaten, so werden sie streng

bestraft. Natürlich gibt es bei jeder Truppe schlechte Elemente. Ihre Soldaten sind noch viel schlimmer als unsere. Ich bin in Ihre Dörfer gekommen, wo noch keine russische Soldaten vorher gewesen sind. Die Häuser waren geplündert. Wer hat's getan? Dann heißt's: die russische Soldaten. Nein, die deutsche Soldaten sind's gewesen." Ich wagte den Einwurf: „Nicht die deutschen Soldaten, sondern der Pöbel.“ Er zuckte die Achseln: „Kann sein, kann nicht sein.“ Bezüglich meiner seelsorgerischen Tätigkeit sagte mir der General, „Sie können tun, was Ihres Amtes ist. Niemand wird Sie hindern.“

In den nächsten Tagen hatte ich die Leichen der von den Russen unschuldig Gemordeten zu bestatten. Wir wagten nicht die Glocken läuten zu lassen. Die Toten wurden auf einem einspännigen Arbeitswagen zur Gruft gefahren. Wie schwer ist es mir geworden, den Angehörigen Trost zu spenden! Sie umklammerten den Grabhügel und schrieten zum Himmel. Der Jammer war herzbrechend.

Den zuerst in Angerburg eingerückten russischen Reitern unter General Rennenkampf müssen wir das Zeugnis ausstellen, daß sie, abgesehen von dem beim Einzug von ihnen angerichteten Blutbad, sich manierlich betrugten. Sie bezahlten sogar bar mit russischem Geld. Aber es sollte anders kommen. Schon am Nachmittag des 24. August rückte die russische Kavallerie wieder fort auf demselben Wege, den sie gekommen. Andere russische Truppen Infanterie, Artillerie, Kosakenregimenter, Bagagewagen in buntem Wechsel und schier unendlichen Zügen kamen und gingen. Schon äußerlich stachen sie von den ersten Gardereitern sehr unvorteilhaft ab. Schmutzig und zerlumpt zogen sie einher und führten geraubte Güter mit sich. Nun wurden auch die von den Kaufleuten verlassenen Läden sowie die Privatwohnungen geplündert. Selbst die zurückgebliebenen Einwohner waren vor diesen Garden nicht sicher. Sie nahmen, was ihnen nicht gutwillig überlassen wurde, und leider — leider — unser Pöbel hat ihnen

dabei geholfen! So oft ich in die verschlossene Wohnung meines Vaters kam, fand ich neue Spuren der Tätigkeit plündernder Soldaten, die durch die zertrümmerten Verandafenster eingestiegen waren. Alle Schubladen aufgerissen, die Sachen, die sie nicht brauchen konnten, überall zerstreut, den Geldschrank erbrochen, wahrhaft Greuel der Verwüstung. Wir retteten, was noch zu retten war, in unsere Wohnung, vor allem die Kirchenbücher, Dokumente, Kleider, Betten, Silbersachen. Im Keller waren alle Weinflaschen geraubt, auch aller Kirchenwein. Zuweilen waren wir in der Superintendentur, während noch Soldaten drin weilten, die sich in einzelnen Räumen eingeschlossen hatten, um ungestört zu sein. Einmal fand ich im Badezimmer das Wasser laufend, die Badewanne bis oben gefüllt, die Dielen überschwemmt. Ich verhütete durch Abstellen der Wasserleitung größeres Unheil.

Der zweite Kommandant von Ungerburg war der General von Scheidemann, der in unserer Krüppellehranstalt folgende Proklamation drucken und überall anschlagen ließ.

„Ich wende mich an die Bevölkerung Ostpreußens, das von meinen Truppen besetzt ist, ermahne sie in ihre Behausung zurückzukehren und die Wälder und Schlupfwinkel zu verlassen. Ich werde alles mögliche tun, um durch meine Soldaten Euer Eigentum zu schützen, aber es ist sehr schwer, dies durchzusetzen, wenn die Bewohner nicht zu Hause sind.

Kommandierende General vom 2. Armeekorps.
General der Kavallerie
von Scheidemann.

Wie der General sein Versprechen hielt, das Eigentum der Bewohner zu schützen, steht auf einem andern Blatt. Wir sahen es an dem Feuerschein der ringsum aufloodernden Gehöfte. In den letzten Tagen zählten wir oft 10 bis 15 Feuerherde auf einmal.

Die Schlimmsten waren die Führer der Bagagewagen und die Sanitätskolonnen, die sich in unsern Anstalten eingenistet hatten. Sie plünderten die verlassene Kinderhilfe, raubten uns die Futtervorräte. Leute, die auf dem Felde ihre Kartoffeln ausgraben wollten, wurden beschossen. Niemand durfte aus der Stadt gehen ohne einen Erlaubnisschein des Kommandanten. In der Anstaltsbäckerei, die während der Zeit betrieben wurde, wurden die halb rohen Brote von den Soldaten aus dem Ofen gerissen und mit Säbeln durchstoßen. Auch in unsere Wohnung sind oft Soldaten eingedrungen, oder haben mit Gewehrkolben an die Türen geschlagen, so daß wir fürchten mußten, daß die Türfüllungen uns eingeschlagen wurden. Obwohl ich einen Schutzbrief vom Kommandanten hatte und auch eine Rote Kreuz-Binde tragen mußte, drang einmal ein betrunkenener zerlumpter Kerl von der russischen Sanitätskolonne in mein Haus und bedrohte mich mit der Faust, die er bedenklich meinem Gesichte näherte. Wir besänftigten ihn mit Zigarren und Äpfeln. Laut schimpfend ging er davon und nahm zum Abschied meinen schönen Eichenstock aus dem Schirmständer mit. Als er dann immer wiederkam und an unserer Haustür rüttelte, ging ich zu dem deutsch-russischen Arzt, einem Pastorensohn aus Libau, der im Kinderkrüppelheim 1 logierte, und bat um Schutz. Glücklicherweise hatte ich mir den Kerl genau angesehen, auch die Regimentsnummer gemerkt, sodaß ich ihn sofort beim Abschreiten der Front bezeichnen konnte. Er kriegte 25 Rnutenhiebe. Ich ging schnell fort, um nicht Zeuge des Strafvollzuges sein zu müssen. Ein andermal statteten zwei Russen mit Gewehren unserm Hühnerhof einen unerwünschten Besuch ab, aber die Hühner waren schlauer als die Russen. Sie flogen eilig aus dem Auslauf durch das Mauerloch in den verschlossenen Stall. Die Russen mußten mit langer Nase abziehen. Wir standen am Küchenfenster und freuten uns darob. Während der alte

Kreisarzt a. D., Medizinalrat Dr. Bremer — er ging während der ganzen Russenzeit ohne Furcht in seiner Stabsarztuniform umher — viele russische Verwundete im Kreiskrankenhaus verpflegte und heilte, plünderten und demolierten Soldaten seine Privatwohnung. Der Kommandant, den Dr. Bremer in seine Wohnung führte, war selbst entrüstet und prügelte eigenhändig mit einer Peitsche zufällig am Hause vorübergehende Soldaten, ohne viel zu fragen, ob sie an der Verwüstung schuldig waren.

Wir waren auch in den Anstalten vor Plünderung seitens russischer Soldaten nicht sicher. Aus dem Stall des Kinderkrüppelheims wurden uns sämtliche Futtevvorräte geraubt. Als die Oberschwester sich darüber beklagte, hieß es: „Sie müssen eine Rote Kreuz-Fahne auf den Stall setzen, dann nehmen wir nichts fort.“ Dabei hatte v. Kennenkampf mir Vorwürfe gemacht, daß beim Einzug seiner Truppen auf den einzelnen Anstaltsgebäuden noch die Rote Kreuz-Flagge wehte, trotzdem dort keine verwundeten Soldaten sich befänden. Ich konnte nur erwidern, daß die Gebäude in der Tat als Kriegslazarett gedient hätten, aber nach Räumung der Stadt durch die deutschen Truppen die Fortnahme der Fahne vergessen wäre.

Daß die Russen unter Umständen auch rasche Justiz übten, beweist folgender Fall. In die Wohnung unseres Tischlermeisters Spottka aus der Krüppellehranstalt drangen betrunkene russische Soldaten ein, um nach Frauenzimmern zu suchen, mit denen sie sich hatten einlassen wollen, die aber sie gefoppt hatten und geflohen waren. Aus Ärger darüber, daß die Weiber ihnen entkommen waren, schlugen sie alles kurz und klein und zündeten die Wohnung an, welche ganz ausbrannte. Das weitere Umsichgreifen des Feuers wurde durch die schnell herbeigeeilten Bürger verhindert. Eine Patrouille nahm einen von den Attentätern gefangen und führte

ihn zur Kommandantur, wo der Stellvertreter des Kommandanten, Kapitän Szhanangon, nachdem er die Anklage vernommen, und der Angeklagte sich frech benahm, nur das eine Wort sprach: „Stryczek!“ (Strick) und mit der Hand die Bewegung des Aufhängens machte. Kurz darauf hing der Kerl in einem Stall auf dem Wittkowschen Hofe. Tischlermeister Spottka, der zum Militär eingezogen ist, hat seine ganze Habe verloren.

Viel verdankt Ungerburg dem erwählten Bürgermeister Tiek, der mit Treue und Umsicht oft unter persönlicher Lebensgefahr die Interessen der Stadt wahrgenommen hat. Durch möglichstes Entgegenkommen gegenüber den Wünschen der russischen Truppen, aber auch dadurch, daß er auf strenge Zucht und Ordnung in der Stadt hielt, hat er Schweres abgewandt. Zu den um das Wohl der Stadt in ernster Zeit verdienten Männern gehören ferner Apothekenbesitzer Rademacher, Kaufmann Preuß, der städtische Gasmeister Steuernagel, Kantor Passarge u. a. m., die alle treu auf ihren Posten ausgeharrt und schon durch ihr Dasein viel zur Beruhigung der Bevölkerung beigetragen haben.

In einer Bürgerversammlung, die am 25. August stattfand, wurde eine Bürgerwehr errichtet, die in der Nacht von 8 Uhr an, alle 3 Stunden wechselnd, in der Stadt umherpatrouillierte und die Aufsicht führte. Eine Feuerwehr wurde organisiert. Ferner wurde beschlossen, die in der Stadt herrenlos umherwildernden Hunde, die in Gefahr standen, toll zu werden und Menschen anzufallen, durch Gift zu beseitigen. Die Versammlung mußte sich jedoch schnell wieder auflösen, weil der Bürgermeister plötzlich zum russischen Kommandanten befohlen wurde.

18 Tage voll Angst und Schrecken haben wir die Russenherrschaft ertragen müssen. Während der ganzen Zeit hielt ich Gottesdienst an jedem Sonntag in der Stadtkirche, am Mittwoch in der Anstaltskirche. Oft wohnten russische Soldaten mit ihren Gewehren dem Gottesdienst

bei, betrogen sich jedoch manierlich. So oft ich den Namen Jesus Christus aussprach, bekreuzten sie sich. Im übrigen beschränkte sich meine Tätigkeit darauf, Tote zu beerdigen, Kinder, die auf der Flucht geboren, zu taufen, Kranke zu besuchen. An manchen Tagen habe ich bis zu 14 Tote beerdigt, Soldaten und Zivilpersonen. In unserm Kinderhilfsgarten ruhen 5 russische in unserm Lazarett verstorbene Soldaten. Die Gräber auf dem Kirchhof konnten an dem Tage nicht fertig gemacht werden, weil der Totengräber mit seinen Leuten von Russen beschossen wurde, und sich nur durch einen Sprung in das Grab retten konnte. Ein russischer Rittmeister wurde auf dem städtischen Kirchhof begraben. Ohne jemand zu fragen, wurden dabei die Glocken der evangelischen und katholischen Kirche geläutet. Die Leiche wurde im offenen Sarge durch die Straßen gefahren. Vor dem Sarge gingen Popen in prächtigen Ornaten, hinten Offiziere und Gemeinde. Bei der Rückkehr vom Kirchhof rasten die Kosaken mit dem Leichenwagen unserer Anstalt in derartigem Tempo durch die Straßen, daß wir nur Trümmer wieder bekamen. Niemand dachte auch nur daran, uns den Schaden zu ersetzen. Unsere Leichen müssen wir nun im gewöhnlichen einspännigen Arbeitswagen zum Friedhof fahren.

Doch wer kann alles erzählen, was diese Tage uns an Leid und Freud gebracht. Ich weiß nicht, wo anfangen und aufhören. Ich habe wenigstens das Wichtigste in mein Tagebuch geschrieben, das ich später veröffentlichen will. Nur von den letzten Tagen des Russenregiments und von unserer wunderbaren Errettung aus größter Bedrängnis will ich etwas ausführlicher berichten.

Wir merkten bald, daß die Russen in einer Falle steckten. Gleich in den ersten Tagen hatten sie nicht weit von der Stadtkirche, bei dem Feuerwehrturm, eine Funkentelegraphiestation eingerichtet. Ein Deutschrusse erzählte dem Glöckner, daß sie keine Verbindung mit Ruß-

land bekämen. Der Glöckner, welcher mit seiner Familie und noch einigen anderen Ungerburgern nach der Insel Apalten im Mauersee geflohen und mit dem Rahn herübergerudert war, berichtete dies Offizieren aus Lözen, als diese mit einem Dampfer von Lözen auf die Insel kamen. Merkwürdigerweise haben die Russen nie versucht, die Insel zu besetzen, weil sie dort deutsche Artillerie vermuteten. In der That haben von dort aus zwei Geschütze aus Lözen, wenigstens in den letzten Tagen bei der Eroberung der feindlichen Stellungen bei Engenstein, mitgewirkt.

Bald merkten wir auch an den russischen Truppenbewegungen, daß die Sache für unsere Feinde schlimm stand. Ganze Regimenter rückten an dem einen Tage nach einer Richtung aus, um am nächsten Tage zurückzukehren und einen anderen Weg einzuschlagen. Russische Offiziere gaben selbst zu, daß sie wie in einem Sack steckten. Aber, fuhren sie drohend fort, wenn wir hier heraus müssen, wird vorher noch alles niedergebrannt. Russische und deutsche Flieger kreisten täglich über Ungerburg. Die deutschen wurden von den Russen mächtig beschossen. Aber keine Kugel traf unsere einem Adler gleich in den Lüften schwebenden tapferen Flieger¹.

Vom Montag, den 7. September ab, hörten wir deutlich den ersten deutschen Kanonendonner. Mit Freuden haben wir ihn begrüßt, denn so oder so mußte die Entscheidung fallen und dem schrecklichen Hangen und Bängen in peinvoller Ungewißheit ein Ende bereitet werden. Am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag donnerten die Kanonen ganz in unserer unmittelbaren Nähe. Die Fenster klirrten. Es wurde, wie wir von unserer obersten Dachbodenluke beobachten konnten, auf zwei Seiten geschossen, im Westen an der Seecke bei Stobben und

¹ übrigens — als Kuriosum sei's erwähnt — haben die Russen beim Fortzug in Venkheim (bei Ungerburg) drei ihrer eigenen Flieger heruntergetrafft. Die Trümmer liegen noch dort.

Engelstein, und im Süden bei Possessern und Ogonten. Den Einwohnern war angesagt, daß sie sich möglichst in Kellern aufhalten sollten. Am Montag Abend aber wurde uns ein großer Schrecken bereitet. Ein Fräulein Schröder aus der Stadt kam aufgeregt und bleich zu uns und berichtete: Der Kommandant hat den Befehl gegeben, alle Häuser in Angerburg sollen niedergebrannt, alle Männer erschossen werden, Frauen und Kinder sollen geschont werden. Alle flehentlichen Bitten weinender Frauen haben nichts gefruchtet. Wann der Befehl zur Ausführung käme, sollte noch ausgeklüngelt werden. Grund: es ist zu wiederholten Malen auf die russischen Truppen geschossen worden. Das war eine infame Lüge. Man suchte nur nach einem Grunde, um auch die noch bewohnten Häuser vor der Brandlegung zu plündern. Wenn überhaupt von Jemand geschossen ist, so sind es sicher Russen selbst gewesen, von denen viele in geraubten Zivilkleidern umherliefen. In einem Fall ist festgestellt, daß eine von Soldaten verlorene Patrone durch einen darüber fahrenden Wagen zur Explosion gebracht wurde. Was half's? Wenn man den Hund hängen will, findet man auch einen Strick. Beben des Herzens legten wir uns schlafen. Welch furchtbares Schicksal konnte der nächste Tag uns bringen. Am Dienstag blieb alles ruhig. Wir hörten, daß der Kommandant, der im alten Seminar logierte, mit dem größten Teil seiner Soldaten nach Possessern in den Kampf gezogen sei. Am Nachmittag jagten mehrere Kavallerieregimenter und Bagagekolonnen fluchtartig durch die Stadt auf verschiedenen Wegen, auch über Felder, doch alle Richtung Goldap. Hinter sich ließen sie Spuren brennender Gehöfte.

Unsere Not stieg auf den höchsten Gipfelpunkt. Es waren keine Lebensmittel mehr da. In der Anstaltsbäckerei hatte die Schwester den letzten Zentner Mehl verbacken. Meine Bitte beim Kommandanten um Proviant war abgeschlagen worden. Am Mittwoch Nachmittag

kam dieselbe Sanitätskolonne, die schon einmal hier gewesen war, mit über 100 Verwundeten her. Ich räumte ihnen die Rinderhilfe ein. Den deutsch-russischen Arzt, der den Transport anmeldete, fragte ich, mich harmlos stellend, was denn der fortwährende Kanonendonner zu bedeuten hätte. Er gab die klassische Antwort: „Die letzten Tage von Lözen.“ Ob er wirklich sich in diesem holden Wahn befand, oder mich für so dumm hielt, um mir so etwas vorschwindeln zu können?

Donnerstag, der 10. September, der letzte Tag der Russenherrlichkeit in Angerburg, war wie der Tag ihres Einzugs, ein Schreckenstag und doch wie herrlich sollte er enden, daß wir nur die Hände falten konnten zu dem Bekenntnis: Der Herr hat alles wohlgemacht.

Um 9 Uhr begann eine wilde Flucht von Russen aus der Stadt. Es ging durch die Straßen im Galopp zu Pferd, im Wagen und zu Fuß, oder auch quer über die Felder. Um 1/2 10 Uhr kam Oberschwester Mathilde aus dem Krüppelheim ganz aufgeregt zu uns mit der Meldung: Die russischen Ärzte sind über alle Berge. 2 Leichen und 58 Schwerverwundete haben sie in der Rinderhilfe einfach liegen gelassen. Wir liefen ins Kreisfrankenhaus, um den dortigen russischen Arzt zu holen. Dieselbe Geschichte, der Arzt ausgekniffen, 70 Verwundete zurückgelassen, die zum Teil noch ächzend im Korridor lagen. Welch' feige pflicht- und ehrvergessene Bande! Bei der Rückkehr begegneten uns viele flüchtende Soldaten, ganze Kompagnien. Eine dicke Rauchwolke stieg in der Richtung nach dem Kirchhof auf. Der Wolf'sche Speicher brannte lichterloh. Die Russen hatten ihn angezündet, als Abschiedsgruß, nachdem sie vorher tagelang das Getreide daraus fortgeschleppt. Was hatten sie nicht mitgenommen? Selbst Betten und Wäsche aus den Häusern. Offiziere entblödeten sich nicht, goldene Uhren aus den Läden zu stehlen. Ich lief in den Keller, um die Gasähne abzusperren, weil ich vermutete, daß

halb die Gasanstalt an die Reihe kommen würde. Und richtig, schon brannte das Dach. Jetzt folgte eine Detonation nach der anderen. Die Eisenbahnbrücken flogen in großen Stücken in die Luft, nun die Gasbehälter. Scheunen hier und da flammten auf, die ganze Gegend war in einen Dunstnebel von schwarzem Rauch gehüllt, sodaß wir die Fenster schließen mußten. An das Mittagessen werde ich denken, so lange ich lebe. Fortwährend sprang einer von uns auf und lief ans Fenster, um ein neues Feuer zu entdecken. Fast alle Scheunen der Litauerstraße, darunter die Anstaltscheunen, brannten nieder. Am Nachmittag beerdigte ich die beiden Russen im Kinderhilfsgarten. In der ganzen Stadt ertönten Flintenschüsse. Nicht weit vom Kinderkrüppelheim wurde ein Mann von einem vorbeireitenden Kosaken erschossen, am Garten Sanssouci acht Männer, die die Russen gefangen geführt, auf einmal. Man hatte sie mit einem Strick zusammengebunden und so lange in den Haufen hineingefeuert, bis keiner mehr lebte. Über 50 sollten noch erschossen werden, die schon seit einigen Tagen als Gefangene im Keller des alten Seminars schmachteten. Aber die Russen kamen nicht dazu, die Mordarbeit auszuführen. Die Gefangenen wurden befreit.

Der von den Russen gleichfalls in der Dachstube des alten Seminars gefangen gesetzte Bürgermeister Diek wurde durch Apotheker Rademacher mittels eines Beils befreit. Beide retteten sich nach hinten raus, indem sie durch den seichten Fluß wateten. Im ganzen wurden bei mir 13 Todesfälle durch Erschießen beim Auszug der Russen gemeldet.

Ein Tag des Schreckens und doch der unbeschreiblichen Freude. Noch um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr sahen wir einen Trupp russischer Soldaten längs der Bahnstrecke laufen. Um 5 Uhr hörten wir auf der Straße Hurra schreien. So wie wir gingen und standen liefen wir in die Stadt. An der Pödehl'schen Ecke hielten 2 schwarze Husaren hoch

zu Roß, die Karabiner gespannt. Wir jubelten ihnen zu, die Tränen schossen uns in die Augen. Dort stehn auch 2 Infanteristen, darunter ein Sergeant, von Menschen umringt. Wir drücken ihnen die Hände. Am liebsten möchten wir sie umarmen. Hurra! Hurra! unser stolzes Militär. Engel vom Himmel können nicht freudiger begrüßt werden, als diese unsre Retter in höchster Not. Wir fragen, wir rufen: „Kommt noch mehr Militär?“ „Ja, ja, Tausende!“ Nun danket alle Gott! Überall in den Straßen haben sich Gruppen von Menschen gebildet. Dort werden drei Russen gefangen genommen. Sie knien auf dem Straßenpflaster, die Hände flehend erhoben, zerbrochene Gewehre zu ihren Füßen. Man fällt sich in die Arme und beglückwünscht einander. Frauen und Männer schluchzen laut und schämen sich der Tränen nicht. Wir hören, daß noch kurz vor der Stadt, am Löhner Tor 2 Husaren von fliehenden Russen erschossen sind. Reiterpatrouillen durchstreifen die Stadt und suchen nach versteckten Russen. Wieder ertönen Schüsse. Es schreckt uns nicht mehr, denn es gilt ja unsern Folterknechten. Der Krieg macht hart und grausam. Laß sie sterben und auf der Straße verenden. Sie haben's tausendmal verdient. Im Himmel lebt ein gerechter Gott.

Wir eilen nach Hause. Flaggen heraus. Mit fiebernden Händen wird die deutsche Fahne, an der schon gestern gearbeitet ist, fertiggestellt. Um 6½ Uhr hisse ich sie an unserer Flaggenstange. Stolz bläht sie sich im Winde. Ein feierlicher Augenblick:

Dir woll'n wir treu ergeben sein,
Getreu bis in den Tod,
Dir woll'n wir unser Leben weih'n
Der Fahne schwarz-weiß-rot.

Horch! Horch! Pferdegetrappel dröhnt auf dem Steinpflaster. Hurrageschrei! Sie kommen, sie kommen. Ich nehme beide Kinder an die Hand und laufe, meine Frau hinterdrein. Schon an der Straßenecke blihen uns

die ersten deutschen Bajonette entgegen. Hoch schlägt unser Herz. Welch' stolzer Anblick. Wie frisch und fröhlich unsere Soldaten drein schaun, ganz anders als die russischen Strauchdiebe! Wie sauber ihre Uniform trotz tagelanger Märsche!

Wir stehen in der Bahnhofstraße vor dem Nickelschen Hause. Die Ungerburger haben in hellen Haufen Spalier gebildet. Sie winken, sie rufen Hurra. Einige verteilen Liebesgaben, hier einer Zigarren, mit vollen Händen nimmt er sie aus Kisten. Junge Mädchen werfen Blumen zu. Frauen schneiden große Schnitten Brot und teilen sie aus. Ein armes Frauchen hat ihr letztes Brot an die Soldaten gegeben. „Ich kann mit meinen Kindern auch Kartoffeln essen, wenn nur unsere lieben Soldaten Brot haben“, sagt sie leuchtenden Auges. Susi und Crissa sitzen auf dem Arm, jauchzen und winken unermüdlich. Crissa erklärt: „Das sind die hübsen Soldaten, nich die bösen.“ Für die hübsen Soldaten betet sie jeden Abend: „Lieber Gott, behüt auch die hübsen Soldaten!“ Und sie ziehen vorüber endlos — endlos immer mehr, immer mehr quillt die Straße herauf — Fußvolk, Kanonen, Reiter. Scherzworte zwischen Soldaten und Zuschauern hin und her: „Na, lebt ihr noch?“ „Ja, Gottlob noch ein bißchen.“ „Nun könnt ihr ruhig schlafen.“ „Wir werden's besorgen.“ „Die Hunde haben wir ordentlich vertobakt.“ „Das habt ihr brav gemacht.“ Ein Soldat schwenkt triumphierend eine russische Fahne, ein anderer zeigt schmunzelnd sein Pfeisken mit Tabak und ruft: „Russisches Fabrikat!“ Dort ein Offizier mit dem Eisernen Kreuz, in heißem Kampf erstritten. Ein dreimaliges Hurra, dem tapferen Sieger. Ein junger Offizier hält dicht vor uns ein Weilchen sein Roß an: „Sie wissen wohl noch gar nichts davon. Vor 2 Wochen bei Tannenberg = Soldau großer Sieg, 92 000 Russen gefangen?“ „Nein, nein, seit 3 Wochen leben wir hier wie auf einer Insel.“ Gott sei gedankt! 92 000 Russen

gefangen! so pflanzt es sich von Mund zu Mund fort. Wir stehen und stehen. Der Arm wird müde vom Winken. Wir weichen nicht.

Wir hören auch manches Traurige: Ein Soldat erzählt, daß Possessern, mit Kirche und Pfarrhaus ein Trümmerhaufen sei, von unseren eigenen Truppen beim Vertreiben der Russen zerstört. Die Bewohner hausten in Kellern. Nur ein krankes Mütterchen lag auf ihrem Bett im Dachstübchen. Wie durch ein Wunder ist gerade dies Haus verschont geblieben. Rings um das Haus liegen Berge von Leichen und Pferdefkadavern.

Die Pflicht ruft nach Hause. Aber vor der Gartentpforte stehen wir noch einmal still. Alle übrigen Hausgenossen sind dort versammelt. Fräulein Bürgereit mit den Krüppelmädchen hat schon den ganzen Garten der Blumen beraubt und manches Soldatenherz erfreut. Herr Rantor hat seine und meine Zigarren verteilt. Meine Frau holt Speckschnitte und Brotscheiben.

„Sie haben viel versäumt“ ruft Herr Rantor. „Ihr Nefse, Leutnant Gettwart, war hier und hat nach Ihnen gefragt und Grüße bestellt. Ein anderer Offizier hat im Vorübergehn gerufen: „Viele Grüße von Gebrüder Braun.“ Schade! Aber man kann nicht überall sein. Ein Soldat fragt scherzend auf die an meiner Hand auf einem Bein hüpfende Crissa deutend: „Wann kann man denn die Kleine zur Frau kriegen?“ Na, das fängt ja schon früh an mit den Schwiegersöhnen.

Der Magen knurrt und will sein Recht haben. Während wir am Abendbrottisch sitzen, ziehen immer noch Truppen an unsern Fenstern vorüber. Ein ganzes Armeekorps soll es sein. Bis in die sinkende Nacht hören wir Pferdetrappeln und Wagenrollen. Auf dem Markt singen Soldaten die Wacht am Rhein. Ja, „lieb Vaterland magst ruhig sein.“ Die da singen sind unsere Jäger zu Pferde.

Wir sitzen wieder in der Diele. Hell klingen die

Gläser, gefüllt mit Wein, auf das Wohl aller Frauen und Mütter unserer tapferen Soldaten. Jetzt singen wir noch: „Nun danket alle Gott.“ Dann gute Nacht. Ein ereignisreicher Tag ist zur Rüste gegangen.

Am Freitag, den 11. September abends stand plötzlich Vater vor unserer Haustür. Das war eine unbeschreibliche selige Freude. Die schreckliche Angst und Unruhe um unser Ergehen hatte ihn nach Hause getrieben. Was er alles mit Mutter auf seiner 5-tägigen Flucht auf dem Wagen durch ganz Ostpreußen erlebt, und hernach in Berlin, wo er alle Behörden bis zum Ministerium in Bewegung setzte, um uns Hilfe und Rettung zu bringen, und wie er dann heimgekehrt, das alles läßt sich nicht im Rahmen dieses Büchleins erzählen. Es ist eine Geschichte für sich. —

Die schrecklichen Ruffentage sind zu Ende. Gebe Gott, daß sie nicht wiederkehren. Uns ist, als läge die Ruffenepisode schon viele Wochen hinter uns und es sind doch erst Tage. Das macht, man erlebt, sieht und hört soviel. Jeden Tag neue Gesichter, neue Einquartierung. Allmählich kehren auch die geflüchteten Einwohner zurück. Einige Züge verkehren schon wieder auf der Eisenbahn, auch die Post nimmt ihren Betrieb wieder auf. Wir bekommen Briefe und Zeitungen, die oft fünf Wochen alt sind, Telegramme, die vor 14 Tagen aufgegeben sind. Freilich, die Folgen der Ruffenbesetzung machen sich noch immer sehr schlimm bemerkbar bei uns. Die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse sind in der Stadt nicht aufzutreiben. Es fehlt Zucker, Salz, Mehl, Butter, Eier, Tabak. Wer gar ein Stückchen Schokolade sein eigen nennt, hütet es als einen kostbaren Schatz. Ganz besonders traurig ist es bestellt um unsere Anstalten mit ihren 600 Insassen. Für einige Tage ist noch gesorgt. Der Herr Landeshauptmann hat uns auf meines Vaters dringende Bitte einen Waggon Lebensmittel aus

Königsberg geschickt. Als der Wagen nicht kam, fuhr ich in voriger Woche selbst mit der Bahn hin. Der Waggon war zwar abgegangen, aber in Rastenburg liegen geblieben. Ein Hauptmann hatte dort einen Theil der Lebensmittel für seine Truppen requiriert. Den Rest haben wir mit Fuhrwerk abgeholt. So wollen wir auch nicht ängstlich sorgen und fragen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?“ Wir wissen: Er, der treue, barmherzige Gott und Vater im Himmel, sorget für uns!

Nach der Schlacht an den Masurischen Seen.

Von Superintendent Braun, Angerburg.

Sonntag, den 12ten September konnte ein Dankfest für den herrlichen Sieg und die gnädige Errettung aus der Gewalt der Feinde hier gefeiert werden. Die Orgel freilich konnte noch nicht mitwirken. Kantor und Balgentreter waren noch nicht von der Flucht daheim. Aber eine tief bewegte Gemeinde füllte die Kirche. Die Krüppel und Siechen aus den Anstalten, der zurückgebliebene Rest der Stadtbevölkerung, einige Soldaten. Pfarrer lic. Braun, der während der ganzen Russenzeit die Gemeinde als treuer Seelsorger mit Gottes Wort versorgt hatte, hielt die Liturgie. Schon in der Liturgie füllten sich alle Augen mit Tränen der Freude und des Dankes. Ich hielt die Festpredigt, in der ich den Empfindungen meiner seligsten Freude über das Wiedersehen und die Rettung meiner Gemeinde Ausdruck gab. Da ging in Erfüllung das Psalmwort: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein.“ Ja, der

Herr hat Großes an Ostpreußen getan. Ein Heer von einer halben Million Feinden war bei Tannenberg und an den Masurischen Seen wie die Spreu vom Sturme hinweggefegt. Es war ein Wunder der rettenden Gottesgnade. Noch nie in den 46 Jahren meines Amtes habe ich eine Gemeinde so tief bewegt gesehen.

Über nicht nur Freudentränen, sondern auch Schmerzstränen flossen in diesem Gottesdienst. Es waren 18 von den Russen unschuldig Erschossene aus der Stadt und Umgegend, deren Angehörige das hier übliche Totengebet („Dankgebet für Verstorbene“) wünschten. Da war ein junger Mensch von 16 Jahren erschossen, weil die Russen im Hause seiner Mutter, einer Witwe, die Uniform des Vaters, eines verstorbenen Gendarmen gefunden hatten. Ein Postbote, weil er seine Beamtenuniform getragen, junge Leute, Männer, Greise, weil sie fliehen wollten — sie alle hatten ihr Leben durch die Mörderhand der Feinde lassen müssen. Und beim Gebet für ihre Seelen kamen aus den zerrissenen Herzen ihrer Angehörigen tiefe Seufzer und Schmerzenslaute.

Schwere arbeitsvolle Nächte

bereitete die Aufnahme der Verwundeten dem Anstaltsgeistlichen, Pfarrer lic. Braun, und seiner Frau. Die Russen hatten bei der Flucht eine Anzahl ihrer schwer Verwundeten in unseren Anstalten zurückgelassen. Nun kamen 2 Uhr in der Nacht vom 11. zum 12. September auf Wagen noch etwa 200 unserer Verwundeten an, Stockdüstere Nacht. Strömender Regen. Die Pfarrersleute wurden geweckt. Das Erste war Licht schaffen! Die Gasanstalt lieferte, von den Russen durch eine Explosion schwer beschädigt, kein Gaslicht. Elektrische Lampen gab es zwar in der Anstalt, aber keinen elektrischen Strom. Der Monteur, welcher die Vermehrung der elektrischen Batterien und Aufstellung einer Dynamomaschine ausführen sollte, war bei Beginn des Krieges zum Militär

eingezogen. Sein Nachfolger, der die Arbeit fortsetzen sollte, hatte beim ersten Kanonendonner seine Arbeit im Stich gelassen und die Flucht ergriffen. Alle Lichter waren von den Russen geraubt. Nun galt es in finsterner Nacht die Verwundeten betten. Alle Lichtstümpfe und Petroleumlampen im Pfarrhause wurden requiriert. Die Schwestern aus dem Krüppelheim 1 wurden geweckt und herbeigeholt. Denn die Schwestern aus dem Anstalts-Reserveelazarett und der Anstaltsarzt hatten ja beim Anrücken der Russen mit den Verwundeten auf militärischen Befehl jenseits der Weichsel fliehen müssen und waren noch nicht wiedergekommen. Da mußten nun die zur Pflege der Krüppel zurückgebliebenen Schwestern auch diese große Mehrarbeit der Pflege der Verwundeten übernehmen.

Sie alle, die Pfarrersleute und ihre Hausgenossen samt den Krüppelschwestern haben, brennende Lichtstümpfe oder Petroleumlämpchen in der Hand, in jener schauerlichen Nacht den Verwundeten in ihr blasses Antlitz geleuchtet, selbst gehoben, getragen, gebettet und den Stöhnenden tröstlich zugesprochen.

Und solche Nächte wiederholten sich. Es war unsere allergrößte Freude, die Verwundeten nicht nur zu pflegen, sondern auch durch Gebet, Andacht und Gottesdienst trösten, auch manchem Sterbenden die Augen zum letzten Schlummer zudrücken zu können. Wie dankbar waren unsere verwundeten Helden gerade für die geistliche Versorgung!

Eine große Freude war für uns auch die baldige Rückkehr unseres Anstaltsarztes Dr. Göz und dann auch der in aller Welt zerstreuten Schwestern unseres Reserveelazarett's.

Auf die Verwundeten-Transporte folgten täglich riesige Gefangenen-Transporte, alle von Norden, aus der Darkehmer Gegend her. Zu-

erst 500, dann 1000, dann 2000, dann 4000, zuletzt 5000. Alle zogen an unseren Anstalten vorbei. Wie die grauen Schafherden. Alle vergnügt. Nur die Offiziere und ein kleiner Pope in ihrer Mitte zeigten finstere Gesichter. Der letzte Haufe von 5000 füllte unseren ganzen großen Markt aus. Sie schienen müde zu sein und legten sich auf die Erde. Ich wunderte mich über die geringe Zahl unserer sie bewachenden Soldaten. Doch war wohl nichts zu befürchten. 5000, die so glücklich sind, durch die Gefangenschaft allen Todesgefahren und dem Hunger entronnen zu sein, sind nicht so töricht, davonzulaufen. Manche dieser Gefangenen waren in Ungerburg wohlbekannt. Hier hatten sie wie im Paradies gelebt und nach Herzenslust geraubt und geplündert. Hier waren sie die großen Herren gewesen, vor denen schutzlose Bürger gezittert hatten. Schnell war ihre Herrlichkeit erbلاßt. Jetzt wiesen selbst schwache Krüppelkinder auf sie und lachten die gewaltigen Herren aus — „Herr Superintendent, sehen Sie doch, jener große Kerl, das ist der General, der Bösewicht, der hier war und uns arme Frauen so schwer gekränkt hat!“ sagte eine arme Frau zu mir und zeigte auf einen russischen Offizier. Ich fragte: „Was hat er denn Ihnen getan? Ich will es ihm jetzt vorhalten!“ Sie erzählte: „Niemand durfte von uns auf die Straße gehen, ohne einen Erlaubnißschein von diesem General. Als ich mit andern Frauen mir einen solchen Erlaubnißschein holte, — wir waren morgens um 8 Uhr bestellt — da ließ er uns vor der Türe 4 Stunden lang warten und stand erst um 12 Uhr mittags auf. Und als wir endlich den Erlaubnißschein bekamen, hat er geschimpft und geflucht!“ — Eifrig lief sie in ihr Haus und holte den russischen Ausweis. Ich beruhigte sie: 4 Stunden warten ist im Kriege nicht das Schlimmste. — Manche aus der armen Bevölkerung räsonnierten und zankten laut, als unter die gefangenen Russen Brot verteilt wurde: „Wir müssen hungern und unsere Peiniger bekommen Brot.“

— Und was tat da der gutmütige, deutsche Soldat, der den Gefangenen Brot reichte? Er reichte solches auch den klagenden Frauen. Da waren sie still und froh.

Auf die Gefangenen-Transporte folgten

die Durchmärsche

großer deutscher Truppenmassen. Die Eisenbahnstrecken von Ungerburg nach 3 verschiedenen Richtungen waren unfahrbar. An verschiedenen Stellen waren die eisernen Geleise von Bomben verbogen oder es waren die Eisenbahnbrücken zerstört; so die Bahnbrücke in Ungerburg über die Ungerapp von den Russen bei ihrer Flucht. Da mußten unsere Truppen statt mit der Eisenbahn zu Fuß vorwärts eilen. Sie marschierten von hier nach Rastenburg an einem Tage. Das sind 38 Kilometer. Welche erstaunliche Leistung! Einige Truppen, welche die Russen auf ihrer Flucht über die Grenze getrieben hatten, marschierten zurück — niemand wußte wohin — um an anderer Stelle verwendet zu werden. Andere Truppen marschierten wieder durch an die Grenze, die Verfolgung der Russen fortzusetzen. Bei ihrem Durchzuge hier waren viele unserer Soldaten durstig und baten um Wasser. Ach, die Wasserleitung, die von den Gaswerken betrieben wird, lieferte seit der Russenflucht kein Wasser, da die Gaskessel durch Russenbomben schwer beschädigt waren. Der Gasmeister arbeitete Tag und Nacht an der Reparatur der zersprengten Kessel, aber es gelang nicht so schnell. Und nun mußten unsere lieben Soldaten dursten. Nicht einmal Wasser konnte ihnen geboten werden. Auch was sonst ein marschierender Soldat so gerne hat, Schokolade, Zigarren, ein Tulpchen Bier — nichts davon konnte man in der ganzen Stadt finden.

Eines Morgens kommt

ein junger Offizier

auf diesen Durchmärschen in unsere Wohnung. (Ich wohnte im Pfarrhause bei meinem Sohn.) Wer ist's?

— Unser lieber Enkel Klaufz Gettwart. Ich hatte seit Kriegsausbruch nichts von ihm gehört. Ich wußte nicht, ob er noch lebte. Welche Freude! Er hatte schon 11 Schlachten mitgefochten, ohne verletzt zu sein. Er war zum Besuch seiner Großeltern auf einen Tag beurlaubt und hat jetzt um eine Flasche Rotwein, die er gerne seinem Hauptmann spenden möchte. Liebesgaben hätte sein Regiment bisher noch nicht empfangen. Da war guter Rat teuer. Ob in ganz Angerburg noch eine Flasche Wein existierte, war zweifelhaft. Hatten doch die Russen meinen ganzen Weinvorrat, dazu ein großes Faß Kirchenwein, 200 Flaschen Apollinaris und sämtliche eingemachten Früchte gestohlen. Dasselbe hatten sie in allen Häusern getan.

Über Kaufmann Sieh, der während der Russenzeit den Landrat und Bürgermeister vertreten hat, ist ein heller Kopf und wird wissen, ob es in der Stadt noch Rotwein gibt. Lächelnd führt er mich auf seinen Hof und zeigt mir einen hochgebauten Hühnerstall, aus dessen Fenstern einige Hühner ihre Hälse gackelnd herausstrecken: „Wissen Sie was das ist?“ — „Ein Hühnerstall“ — „Ja, ein Hühnerstall und zugleich mein Weinversteck. Dort habe ich meine besten Sorten, besonders meinen teuren Champagner, vor den Russen versteckt.“ Dann zeigte er mir den Bergungsort für seine besten Zigarren: unter seinem Bett hinter Stiefelknecht und Schlorren in alte Bettwäsche eingewickelt.

Bald traf ich einen Feldgeistlichen, der mir sein Fuhrwerk lieh, um meine Liebesgaben, eine ganze Kiste mit Wein und mehrere Kisten Zigarren für das Regiment meines Enkels und ihn selbst in das Feldlager nach Sabelack hinzuschaffen. Die Freude und die Dankbarkeit der Offiziere für diese ersten Liebesgaben nach schwerer, blutiger Schlacht, war groß. Wo dieses Regiment hingezogen ist, habe ich erst 4 Wochen später erfahren, als ich die betrübende Nachricht erhielt, daß mein Enkel in der Schlacht vor Warschau einen Schuß durch die Lunge

erhalten hätte. Er hatte mehrere Stunden verwundet in der Feuerlinie auf dem Erdboden gelegen. Sein bester Freund und Kamerad findet ihn, bückt sich über ihn, um zu sehen, ob Klauß noch lebe, dabei erhält er auch einen Schuß durch den Kopf und ist tot. Klauß wird vom Arzt verbunden und in eine Scheune getragen. Als die Scheune mit Granaten beschossen wurde, schleppte er sich heraus und suchte Schutz im Wirtshaus des nahen Dorfes. Als auch dieses von Granaten getroffen wurde, kriecht er auf die Landstraße. Bald kommt ein vornehmer Herr im Auto und bringt ihn zur nächsten Bahnstation. In Berlin ist seine durchschossene Lunge geheilt.

Eines Morgens bekamen wir wieder Besuch von unserm Sohne Kurt, der als Reservehauptmann seine ausgebildeten Rekruten in die Schützengräben nach Rußland brachte. Wieder große Freude. Wie er mir später schrieb, hat er dort 4 Wochen in den Gräben gelegen. Ein Kampf in diesen nassen Gräben bei strömendem Regen hatte 3 Tage und 3 Nächte gedauert. Er selbst hatte, um sich zu erwärmen, mit seinen Leuten mitgeschossen, und in einer Nacht 100 Schüsse abgegeben. Nach diesem Kampf richtete er sich eine unterirdische Wohnung mit Ofen, Herd, Sopha, Tisch und Stühlen ein, und war stolz auf seine Villa, bis er sie verlassen mußte, um bei Stallupönen einige Tausend Russen fangen zu helfen, und dann nach Polen zur Hindenburgschen Armee zu reisen.

Bald nach seiner Heimkehr bereifte ich

die Schlachtfelder im hiesigen Kreise, um nach den Gemeinden zu sehen, Gottesdienste zu halten, die Zurückgebliebenen und die bald zurückkehrenden Flüchtlinge an den Trümmerstätten ihres Heims zu trösten. Ach, was sah ich da für Verwüstungen und Elend! Was hörte ich da für erschütternde Geschichten aus dem Munde der Unglücklichen.

In Possessern fand ich die Hälfte des großen 1500 Seelen zählenden Dorfes als Trümmerhaufen. Das Pfarrhaus, das ich vor 24 Jahren gebaut, in dem meine Enkelkinder geboren waren, worin dann mein lieber Freund Pfarrer Haugwitz mit seiner Familie viele Jahre so friedlich gewohnt, war völlig niedergebrannt. Vor dem Hause lagen mehrere halbverbrannte Schweinekadaver. Im Pfarrgarten hatten die Russen ihre Batterien aufgestellt und waren von den Unseren beschossen worden. Der ganze Garten war von Granaten zerwühlt. Vom Kirchturme aus hatten die Russen unsere Stellungen beobachtet und ihr Oberst hatte dort einen Telegraphen aufgestellt, um den Kampf zu lenken. Da hatten deutsche Granaten den Turm durchlöchert und den Schlachtenlenker erschossen. Das Kirchendach war zertrümmert.

Das Pfarrhaus in Kruglanken war von einer Granate getroffen, ebenso der Kirchturm durchlöchert. Die vom Feuer verschont gebliebenen Häuser, besonders die Pfarrhäuser, waren innerlich völlig verwüstet und sahen unsaubere Schweineställen ähnlich. In den besten Stuben des Pfarrhauses zu Buddern hatten die Russen ihre Ochsen geschlachtet und die blutigen Felle, Köpfe, Eingeweide liegen lassen, sodaß ein schrecklicher Verwesungsgeruch das ganze Haus erfüllte. Die Betten hatten sie ihren Pferden als Streu untergeworfen, die Hausgeräte zertrümmert, die Wäsche zerschnitten. Im Pfarrhaus zu Bentheim hatten viele Tage die unbeerdigten Leichen ihrer eignen Flieger, die sie selbst aus Versehen heruntergeschossen hatten, gelegen, da sie bei ihrer schleunigen Flucht keine Zeit zur Beerdigung hatten. Wohin man auch kam, überall dasselbe Bild: Zerstörung, Verwüstung, Schutt, Trümmerhaufen.

Die zurückgebliebenen Bewohner hatten Furchtbares durchlebt. Immer in Todesangst. In Rutten hatten sie den 80 jährigen pensionierten Rektor Obhöz an Kopf und Haaren zum Fenster hinausgeschleift, um ihn als

Gefangenen fortzuschleppen, aber ihn dann doch freigegeben. Er ist infolge der furchtbaren Aufregung einige Wochen später gestorben. Mädchen und Frauen, auf dem Lande besonders, waren vergewaltigt und hatten das Schändlichste dulden müssen. Wenn man alle die Schändlichkeiten aufzählen wollte, kein dickes Buch könnte sie fassen.

Auch manche liebliche Geschichte erfuhr ich auf diesen Reisen. Das Häuschen des Ortsvorstehers Lappe in Ogonken wurde von einer Granate getroffen. Dieselbe schlägt durch das Dach hinein in die Wohnstube, wo Mann, Frau und ein Kind beisammen sind. Die Wiege stürzt um. Die Frau wird ein wenig am Auge durch ein Ziegelstückchen verletzt und trägt ein blaues Auge davon. Sie lehrt die Wiege um und das Kind lacht. Dem Mann ist kein Leid geschehen.

In Possessern hat die Bäckerfrau Krause einen Offizier und 20 Mann Russen gefangen genommen. Als nämlich die deutschen Brummer ihre Grüße den in Possessern hausenden Russen herübersandten, als die Bomben bald hier bald da einschlugen, verkrochen sich die tapfern Ruski schleunigst. 30 versteckten sich unter der mannhohen Chausseedrumme, andere in Holzställen und Kammern. Frau Bäckermeister Krause suchte mit ihren Kindern Schutz in ihrem Keller. Da macht sich die Kellertüre auf und ein russischer Offizier mit 20 Mann bittet um Aufnahme: „Was wollt ihr? Hier ist nur Platz für mich und meine Kinder!“ — „Auch für uns“ bitten die Russen. „Kinder kommt!“ sagt Frau Krause, läßt die Russen herein, dann geht sie mit den Ihrigen heraus, schließt den Keller zu und holt dann deutsche Soldaten herbei, welche die Gefangenen herausholen. —

In Rutten lagen beim Gutsbesitzer Sawant russische Offiziere in Quartier, die sich mit dem zehnjährigen Sohn des Hauses gerne unterhielten. Sie wollten den Knaben lieblosen und auf ihren Schoß nehmen. Der Junge sträubte

sich, schalt, zürnte, schlug um sich, beschimpfte die Russen. Aber sie lachten und ließen sich von dem trotzigen Buben alles gefallen, selbst wenn er sie Schafsköpfe, Barbaren, Räuber nannte. Als die alte Frau Sauvant in Schwermut einmal seufzte, sagte der russische Hauptmann: „Mutterchen, seid doch nicht so traurig. Hier schenke ich Ihnen auch feine Schürze“ und gab ihr eine seidne Schürze, die er bei einem Rutter Kaufmann geraubt hatte.

Eines Tages erzählt der alte Sauvant seiner Frau: „Ich habe eben ein gutes Geschäft gemacht. Ein russischer Feldwebel hat an mich ein feines Pferd mit Wagen für den billigen Preis von 20 Mark verkauft. Da uns die Russen alle Pferde fortgenommen haben, freue ich mich sehr, daß ich jetzt ein schönes Fuhrwerk habe!“ Die Frau ist unzufrieden und meint: „Was hilft uns denn ein Pferd für unsere große Wirtschaft? — Am andern Tage kommt Sauvant betrübt ins Haus und erzählt seiner Frau: „Ich habe ein schlechtes Geschäft gemacht. Eben hat mir ein anderer Feldwebel desselben Regiments das gestern gekaufte Pferd nebst Wagen fortgenommen. Ich habe geschrien. Er hat gelacht und ist davon.“

„Die Hinterlassenschaft der Kosaken“

für unsere Anstalten waren nicht erfreuliche Sachen. Millionenheere von Ungeziefer, besonders Läusen auf allen Lagerstätten, die ihre Verwundeten eingenommen hatten. Wir waren glücklich, als sie uns abgenommen und weiter nach dem Westen übergeführt wurden. Ferner ein unbeschreiblicher Schmutz und Gestank in allen Räumen der Anstalt, die sie bewohnt hatten. Ferner unbedingte Leichen. Da der Totengräber, der für sie Gräber auf unserem Anstaltsfriedhof graben wollte, mit Schrapnell beschossen wurde und sich nur durch das Hereinpringen ins Grab retten konnte, blieben die Russenleichen

zunächst unbeerdigt; dann gruben die Krüppellehrlinge für sie Gräber in den Anstaltsgärten.

Und wie haben sie die Anstalten selbst ausgeplündert! Die medizinischen Instrumente, Betten, Wäsche, Lebensmittel, Heu, Stroh, alles war ihren Diebshänden zur Beute gefallen. Und das Schlimmste war, daß sie unsere Anstaltsscheunen mit der vollen Ernte bei ihrer Flucht niederbrannten. Das war der Dank für die Pflege ihrer Verwundeten. Das war ihr letztes Gastgeschenk.

In den Herzen unserer Pfleglinge aber hatten sie Angst und Schrecken zurückgelassen. Die drei alten Krüppel, die sie niedergeschossen, die taubstumme Hühnerfütterin, die von ihnen schwer verwundet war, waren Exempel, daß diese Barbaren selbst gegen Schwache und Gebrechliche keine Schonung kennen.

Ein Wunder göttlicher Gnade

bleibt mir immer die Unterhaltung von 600 Pfleglingen seit Beginn des Krieges und die ganze Russenzeit hindurch, und dazu noch die Unterhaltung des Reservelazarett's. Ohne Einnahmen, ohne Geld, ohne Liebesgaben seit dem 1. August. Es war während meiner Fluchtzeit für mich immer auch dies eine furchtbare Sorge, wie die Anstalten ihr Leben fristen werden. Gott hat wunderbar geholfen. Die Kartoffeln in den Gärten neben den Anstalten waren so gut geraten. Von den Feldern durfte man keine Kartoffeln holen, sonst wurde man sofort von den Russen beschossen. Einige Mal brachten sogar mitleidsvolle Russen den Krüppelkindern, deren Elend sogar auf das rohste Gemüt Eindruck machen muß, Kartoffeln vom Felde. Einmal brachten sie sogar Fleisch von einem geschlachteten Rind.

Außer den Kartoffeln diente den Anstalten zur Nahrung das Fleisch der geschlachteten Milchkühe. Fünf derselben mußten mit schwerem Herzen geopfert werden. Besonders die Verwundeten bedurften kräftiger Nahrung.

Der Mehlvorrat reichte nur bis zum 1. September. Da blieb nichts übrig, als mit Hilfe der Polizei nach Mehlvorräten in den geschlossenen Bäckereien suchen. Der stellvertretende Bürgermeister ließ das Haus eines flüchtigen Bäckermeisters aufbrechen und uns die vorgefundenen Mehlsäcke, deren Zahl und Gewicht notiert wurde, ausliefern.

Der Mangel an Lebensmitteln konnte erst allmählich gestillt werden, als die Schäden der Eisenbahnen ausgebessert und der Betrieb wieder hergestellt war. Da fuhr der Anstaltsgeistliche Pfarrer Lic. Braun nach Königsberg und erlangte die erste Hilfe vom Herrn Landeshauptmann, Geld und Lebensmittel. Ein ganzer Eisenbahnwagen voll wurde unseren Anstalten gespendet. Ich schickte drei Fuhrwerke, um die Lebensmittel von Rastenburg zu holen. Aber wir bekamen nur einen Teil davon. Den andern Teil hatte ein Hauptmann für seine notleidende Kompagnie requiriert. Ja, die Vaterlandsverteidiger gehen allen andern vor, und wir waren sehr zufrieden, daß auch für uns noch genug zur Stillung unserer dringendsten Not übrig geblieben war.

Und dann haben milde Wohltäter und Freunde weiter geholfen. Gott vergelt's allen, die uns in bitterster Not ihre rettende Hand gereicht haben.

Er barmende Liebe

ist stärker als wütender Haß. Was dieser mit ruchloser Hand niedergerissen, baut sie mit kräftiger Hilfe wieder auf.

Gr. Friedrichsdorf (Kreis Niederung).

Von Pfarrer Müller.

Von dem Kreisort Heinrichswalde führt in südwestlicher Richtung eine etwa 12 km lange Chaussee nach dem Kirchdorf Gr. Friedrichsdorf mit ungefähr 800 Einwohnern. 6 km westlicher beginnt das große Moosbruch, nach Süden erstrecken sich von der durch unser Dorf führenden Chaussee weithin gewaltige uneingedeichte, von Kanälen und kleinen Flößchen durchzogenen Wiesen, die die Hälfte des Jahres unter Wasser stehen und auch zur trockenen Sommerzeit nur von Fußgängern betreten werden können. Diesem Umstand und der etwas abseits gelegenen Lage haben wir es zu danken, daß weder größere feindliche Truppen durch den Ort zogen, noch hier sich aufhielten.

Als in der zweiten Hälfte des August nach dem schleunigen Abzug unserer Truppen Tilsit von den Russen besetzt wurde, wälzten sich große feindliche Massen auf allen von Tilsit in südwestlicher Richtung laufenden Straßen nach der Deime. Züge und Züge von Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Bagage füllten die Wege, tagelang hörten wir über das große Moosbruch von der Deime her den Donner der leichten und schweren feindlichen und freundlichen Artillerie, an zwei Tagen einige Stunden so heftig, daß die Fenster zitterten und wir ahnen konnten: jetzt ringen sie auf Tod und Leben um den Übergang. Plötzlich ein fürchterlicher Knall: unsere Truppen hatten die große Eisenbahnbrücke gesprengt. Also versuchten die Russen mit Gewalt, den Übergang zu erzwingen. Werden unsere sich halten können? Einer

fragte es bang den andern? Jemand konnte sagen, wir hätten Verstärkung bekommen. Da stieg der Mut. Zum Glück wußten wir nicht wie furchtbar schwach in Wirklichkeit unsere Truppen waren und blieben, aber sie haben es doch geschafft, die Helden!

Über wir hatten noch immer keinen Russen gesehen. Einige fingen schon an, ungeduldig neugierig zu werden. Nur gehört hatten wir allerlei: daß sie im großen und ganzen doch anständig gewesen seien, nur auf junge wehrfähige Leute und Radfahrer wären sie schlimm. In diesen witterten sie verkleidete deutsche Spione.

Eines Morgens, etwa am 3. September, setzte ich mich aufs Rad, um durchs Dorf zu fahren. Kaum bin ich einige Meter weit, da schreien sie mir von allen Seiten zu: „Um Himmels willen, Herr Pfarrer, die Russen sind hinter Ihnen und müssen jeden Augenblick zurückkommen.“ Ich springe ab, stelle das Rad an einen Baum und schaue mich um: richtig, da kommen sie, drei Dragoner, eine Unteroffizierpatrouille. Sie waren friedlich, grüßten freundlich, kümmerten sich um niemand, auch nicht um mein Rad, und ritten nach einem 1½ km entfernten Gehöft, wo die anderen, unter der Führung eines jungen Leutnants, lagerten.

Außerhalb des Dorfes hatten sie auf der nach Labiau zu gelegenen Seite an der Straße die Telephonstange einer unbedeutenden Leitung umgeschlagen, und nachher erzählten sie in ihrem Quartier stolz: „Großer Telegraph nach Berlin zerstört!“ Daß großer Telegraph zunächst über das Postamt ging und dann in einer ganz andern Richtung, als eben die Fahrstraße, ahnten sie nicht.

Der genannte Offizier benahm sich mit seinen Leuten den Einwohnern gegenüber sehr entgegenkommend. Die Mannschaften mußten in der Scheune verweilen, er saß in der Stube, schrieb an seine Eltern, schlief etwas und unterhielt sich vor seinem Abschied freundlich mit den Bewohnern. Er machte kein Hehl daraus, daß die Russen in den Schlachten bei Stallupönen und Gumbinnen ungeheuerere Verluste erlitten hätten, und sagte schließlich: „Warum großer und schrecklicher Krieg? Wir alle Brüder.

Sollen Minister gehn und sich schlagen!“ Das sind Stimmungen, die uns nachher öfter begegnet sind.

Einige Tage vergingen. Von der Deime dröhnten immer die Geschütze. Von den Vorgängen draußen waren wir ziemlich gut unterrichtet, denn Telephon und Telegraph arbeiteten. Die Russen waren wohl der Ansicht, daß derartig moderne Dinge in einem abgelegenen Nest wie bei ihnen im großen Reich nicht vorhanden wären. Aber plötzlich waren sie wieder da, und nun besorgten sie die Arbeit gründlicher.

Am 8. September sprengte von Skaisgirrem her eine Patrouille von ungefähr 80 Mann. In einiger Entfernung vor dem Dorf machten sie halt; es war vormittags. Zwei Reiter wurden vorgeschickt. Vom entgegengesetzten Ende kam ihnen ein Mitglied meiner Gemeinde, ein Kaufmann, zu Rad entgegengefahren, der hier Geschäfte erledigen wollte. Als er die Russen erkannte, kehrte er um. Vielleicht war das der Fehler. Die Reiter sprengten ihm nach und holten ihn ein, da die Chaussee bergan ging, zerschnitten ihm den Gummi und schlugen auf ihn mit den Säbeln. Dann mußte der Mann sich wieder aufs Rad setzen und mit ihnen zum Offizier fahren. In Schweiß gebadet kam er am Ort vorüber. Was werden sie mit ihm machen?

Ein Briefträger, mit ihm befreundet, fuhr ihm nach, um ihn vielleicht zu retten. Unseligerweise war der Mann, ein beherzter Kerl, angetrunken. Vergeblich suchte man, ihn zurückzuhalten. Es war nichts zu machen. Der Mann wurde ausfahrend und jagte mit einem Wagen den Russen nach. Die Vorposten, auf die er stieß, wollten ihn nicht weiter lassen. Aber er verlangte, den Offizier zu sprechen. Da ließen sie ihn fahren. Bald kam er dort an. Er fand seinen Freund auf einem Wagen. Die Russen wollten denselben mitnehmen, und ihn haben sie mehrmals zurückgeschickt. Doch ließ er sich nicht abtrösten, wurde wohl auch etwas sehr dreist, sprach von unschuldig Gefangenen, und wenn der Gefangene sterben sollte, so wolle er mit sterben. Das mag den Russen vor den Kopf gestoßen haben. Sie hielten eine kleine Beratung ab, die beiden wurden aufgestellt, eine Salve knallte, zwei Herzen hatten auf-

gehört zu schlagen. Der Kaufmann hatte eine große Geldsumme und sein Notizbuch bei sich, in dem seine Schuldner standen. Beides fehlte bei der Leiche. Das Geschäft eines Mannes, den wir alle für wohlhabend hielten, ging in den Konkurs, der Jammer der Frau und seiner zahlreichen Familie war unsagbar.

Um die Mittagszeit trafen dann die Russen hier ein. Der Rittmeister blieb mit dem Haupttrupp am Anfang des Dorfes, ein Offizier mit etwa 12 Mann kam zu uns an das Ende, wo Post und Kirche liegt. Ein Einjähriger, der gut deutsch sprach, machte den Dolmetscher.

Die Telephone in den Häusern und das Postamt wurden zerstört. Doch sind auf dem Amt nur die Apparate zerschlagen worden, während die Batterien und Leitungen intakt blieben. Offenbar hat die Patrouille damit nicht recht Bescheid gewußt. Mit besonderer Freude zerhämerten sie die Isolatoren an den Stangen. Aber sonst betrugten sie sich durchaus fein und anständig. Eine Privatwohnung, die Fernsprechleitung hatte, mußte ihnen aufgeschlossen werden, der Einjährige schnitt den Apparat sehr vorsichtig von der Wand ab, vermied es, auf den Teppich zu treten und entschuldigte sich, aber er müsse den Befehlen gehorchen. Ebenso wurde sonst in kein Haus gedrungen, kein fremdes Eigentum berührt. Der Postvorsteher hatte sogar den Mut, den Offizier darauf aufmerksam zu machen, daß ein Soldat zur Zerstörung der Leitung auf seine Bank kletterte und diese zu zerbrechen drohe: der Mann mußte sofort von der Bank und im Schweiß seines Angesichts die Stange hoch steigen. Unterdessen unterhandelte ich mit dem führenden Offizier, der sehr ernst, still, vornehm ausah. Nach Fahrrädern fragte er. Ja, hier hat jeder ein Rad, sagte ich ihm, die sind billig, und ein Pferd kann sich nicht jeder kaufen. In 10 Minuten sollte ich ihm alle Räder aus dem Ort schaffen. Ich stellte ihm vor, daß ich gerne seinem Befehl nachkommen wolle, doch die Frist eine zu kurze sei. Er bezeichnete mir dann einen Ort, wohin die Räder gebracht werden sollten, — nachdem er mir in höchst entgegenkommender Weise gestattet hatte, mein Rad zu behalten, da ich ihm versichert, daß ich es nur zu Privatfahrten

in der Gemeinde brauche und jetzt nicht benutzen würde — und ich jagte von Haus zu Haus.

Inzwischen hatten die Russen nach vollbrachter Arbeit sich in den Gasthäusern Essen, Zigaretten, Sardinien, Schokolade geben lassen, alles bar bezahlt und waren abgeritten. Es waren Garde-Dräger gewesen. Als ich mit ca. 150 Rädern an der bezeichneten Stelle war, waren sie nach Neukirch gezogen. Die Räder wurden eingeschlossen.

Am nächsten Tag geschah im nahen Heinrichswalde Furchtbares. Unser Amtsbruder dort hat mit seiner Gemeinde entsetzliche Stunden durchleben müssen, durch seinen Heldenmut Ort und Einwohnerschaft gerettet. Ringsum brannten über 15 Gehöfte. Die Schilderung dieser Vorgänge will ich ihm hier nicht vorwegnehmen.

Aber die Kunde der Vorgänge erhielten wir bald, und nun machte sich fast alles zur Flucht fertig. Ich versuchte, zu beruhigen, erst sichere Nachrichten abzuwarten und nicht jedes Gerücht zu glauben, — leider war nachher alles wahr gewesen — es verschlug nicht viel.

Am 10. September stand ich auf einem Kirchhof zur Beerdigung eines Kindes, als ich auf der Chaussee einen Wagen mit Infanterie und dahinter russische Kavallerie, von Heinrichswalde kommend, nach meinem Dorf sprengen sah. Das Begräbniß wurde schnell zu Ende geführt und ich den Russen nach von einer Ahnung getrieben, es würde sich bei aufrichtigem Entgegenkommen doch mit ihnen reden lassen. Mein Kutscher wollte nicht in den Ort. Aber Zureden half, ich war im Salar, da würden sie doch nicht gleich schießen. Als ich vor mein Haus kam, standen sie alle da, mit aufgepflanztem Seitengewehr, sämtliche Zugänge und auch die Kirchentüren besetzt, als wären hier die größten Spione versteckt. Ein Unteroffizier führte seine Leute, die alle einen sehr scheuen und verstörten Eindruck machten. Als ich ihnen ganz ruhig entgegentrat, schienen sie zuversichtlicher zu werden. Der Unteroffizier war ein besserer Mann, er hatte die Akademie besucht, sprach das zur Verständigung notwendige Deutsch, einige Brocken französisch und teilte mir den Befehl seines Oberst mit, die gesammelten

Fahrräder von mir abzuholen. Eine Stunde Frist. Ich konnte sie ihm gleich geben. Wir gingen durchs ganze Dorf, die Infanterie, Leute vom 276. Regiment, um uns, die Reiter, diesmal waren es Kosaken, rollten mit ihren Augen nach allen Richtungen. Als ich ihnen den Schauer aufschloß, machten sie erstaunte Gesichter: „Ni, viel Velozopeden!“ Auf einen Wagen sollten die herauf. Drei wurden vollgepackt, und die Hälfte der Räder blieb doch noch hier, die wollte er „murgan“ holen. Wie die Kinder waren die Leute. Einige fuhren mit den Rädern auf der Chaussee, andere, die offenbar solch ein Ding noch nicht besessen hatten, begnügten sich damit, die Satteltaschen aufzumachen, und spielten mit den Luftpumpen. Einwohner brachten ihnen zu essen. Da tauten sie ganz auf. Einige kamen auf mich zu: „Wuttki!“ Ich bedeutete ihnen: Wuttki alles fort, haben alles Russen genommen, und führte sie zu einer Pumpe! Und die Leute lachten, gehorchten und tranken frisches Wasser. Das war vielleicht unser Glück. Wer weiß, wie sie sich sonst benommen hätten. Um 4 Uhr fuhren sie mit den Rädern ab, schüttelten mir, sich heftig bedankend, die Hand. Murgan die andern holen! Aber die Zeit muß ihnen wohl zu knapp geworden sein. Murgan verging, sie kamen nicht, und übermurgan abends jubelten unsere Glocken dem 33. Infanterie-Regiment entgegen, das hier einzog, und am nächsten Tag, Sonntag vormittag, hinter Heinrichswalde eine stattliche Beute an Gefangenen und Kanonen machte.

Heinrichswalde,

Kreis Niederung, Reg.-Bez. Gumbinnen.

Mitgeteilt von Pfarrer Mertens.

1. Flüchtlinge.

„Drei unserer Kreisstädte sind in den Händen der Russen!“ Diese mir am Mittwoch, den 19. August, von einem glaubwürdigen Manne zugespülterten Worte erschütterten mich. Dieses Unglück hatte sich also nicht verhindern lassen, so löwenmutig unsere braven Soldaten sich auch den über die Grenze dringenden Russenscharen entgegengeworfen. Um Mitternacht erfolgte der Abmarsch des Landsturmbataillons, welchem hier der Schutz der Eisenbahn anvertraut gewesen war. „Ihr waret uns liebe Gäste, ihr Braven; nun wird Sonntags euer Platz am Altare leer bleiben. Zieht mit Gott! Möge es euch gelingen, zur Vertreibung des Feindes aus der lieben Heimatprovinz beizutragen!“

Unser Wohnort liegt weitab von der Grenze. Er kann als Zufluchtsort für in Angst und Unruhe lebende Grenzbewohner dienen. Meine Tochter hat am 3. August in Lasdehnen, Kr. Pillkallen, eine russische Reitertruppe gesehen. Sie muß uns immer wieder davon berichten, wie die Eindringlinge dort an der Post, dem Bahnhofsgelände und dem Wasserturm die Spuren ihres Besuchs hinterlassen haben.

Hier bei uns ist sie sicher mit ihrem kleinen Kinde. Ihr Gatte, Pfarrer R., hat sich als Sanitätsunteroffizier in das Stallupöner Reservelazarett begeben. Daß er dort schon seit dem 18. August in russischer Gefangenschaft schmachtet, ahnt sie nicht. Nach einem in quälender Sorge zugebrachten Monat, als sie ihn schon als tot betrauerte, sollte sie erfahren, in wessen Händen er vier Wochen gewesen war.

„Die Gegend von Heinrichswalde ist uns als sicher bezeichnet.“ So melden uns am 20. August Flüchtlinge aus Ragnit. Die Gespanne des Gutes Althof-Ragnit fahren hochbepackt mit Menschen jeden Alters und deren notwendigster Habe auf den Pfarrhof. Auf den Sennen der beiden Scheunen schlagen die bedauernswerten Menschen ihr Nachtlager auf. Viele hundert anderer Flüchtlinge bringen die ziemlich kalte Sommernacht auf den beiden Märkten des Ortes zu. Man hört, daß jene Wagen auch einige Leichen von auf der Schreckensfahrt verstorbenen Personen bergen! Ein nur wenige Stunden altes Flüchtlingskind wird mir zur Vornahme der Taufe überbracht, damit es nicht ungetauft sterbe. Ein Fuhrwerk nach dem anderen setzt seine traurige Reise fort, um in der Gegend des Kurischen Haffs vielleicht eine Zufluchtsstätte zu finden. Bei unseren Althof-Ragniter Gästen hat sich schon am Abend das Heimweh eingestellt. Nachdem zurückgesandte Radfahrer die frohe Kunde gebracht haben, daß auf dem Gutshofe vom Feinde nichts zu sehen gewesen ist, setzt sich am frühen Morgen der lange Wagenzug in Bewegung. Sie lassen sich nicht zurückhalten. „Sollen die Rüche ungemelkt, die Schweine ungefütert bleiben?“ Wir wünschen euch eine gute Heimreise. (Nach Verlauf von sechs Monaten war ihr Heimatkirchspiel Ragnit das Ziel vieler russischer Granaten, die Furcht und Schrecken verbreiteten, aber kein Menschenleben vernichteten.)

Unser vor einem Jahr vergrößertes Kreiskrankenhaus macht sich zur Aufnahme von verwundeten Soldaten bereit. Auf dem alle Häuser des Kreisortes überragenden Bau weht bereits die Rote-Kreuz-Fahne, die feindlichen Fliegern ankündigen soll, daß hier nicht eine Kaserne gesunde Kämpfer beherbergt, sondern Samariterwerke an franken und verwundeten Soldaten geübt werden.

Bis jetzt ruht erst ein deutscher Soldat in diesem Gebäude, ein Landwehrmann, der dem Feinde entgegen fuhr, und, noch auf dem Wege zum Kampfplatz befindlich, beide Hände verlor. In nächster Nähe unseres Ortes stürzte er aus dem Eisenbahnzuge und wurde überfahren. Welch beklagenswertes Schicksal!

Jungfrauen aller Stände aus dem Kreise Niederung haben den sehnächtigen Wunsch, als Krankenpflegerinnen ausgebildet zu werden. Nur einem kleinen Teile von ihnen kann das Krankenhaus, in dem die Ausbildung durch Sanitätsrat Dr. M. erfolgt, seine Pforten öffnen. (Diesem Zivilarzte ist es später vergönnt gewesen, im Kriegslazarett zu Stenay in Frankreich erfolgreich zu wirken, wofür er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde).

2. Ein kritischer Tag.

Daß der erbitterte Kampf sich unserer Gegend näherte, bewiesen die nachts im Osten und Südosten sichtbaren Feuerscheine. Ab und zu vernahm man einen furchtbaren Knall, der von der Sprengung einer Brücke oder eines Eisenbahndammes herrühren sollte.

Ein kritischer Tag erster Ordnung wurde für unsere Provinz der 21. August. Als gegen 10 Uhr abends vier Militärautos an unserm Kreishause Halt machten, erfuhr ich die ganze schreckliche Wahrheit: „Die Schlacht ist verloren, die Russen kommen.“

Als die Autos, die von Tilsit kamen, ihren Weg nach Labiau fortgesetzt hatten, eilte ich ins Kreishaus, um eine Bestätigung dieser Schreckensbotschaft zu erlangen. Dort waren Beamte damit beschäftigt, wichtige Aktenstücke zu verpacken, konnten oder durften jedoch keine Auskunft geben. Eine unmittelbare Gefahr für unsern Ort schien nicht zu bestehen. Lassen wir also die Einwohner diese Nacht noch ruhig schlafen! Ihre Verwirrung wäre furchtbar, wenn man sie jetzt weckte und mit der Kriegslage bekanntmachte.

Um 4 Uhr früh begehrt Oberwachmeister S. bei mir Einlaß. „Bitte, kommen Sie um 5 Uhr auf den Kirchhof. Ich muß in größter Eile meine Schwiegermutter beerdigen, deren Begräbnis erst für morgen bestellt war.“ Ohne Geläute und Gesang erfolgt die Bestattung. Außer den Gendarmeriewachmeistern müssen auch andere Beamte auf höhere Anordnung schleunigst den Ort verlassen, damit sie nicht den Russen in die Hände fallen. Man

drückt diesem und jenem die Hand. „Auf Wiedersehen!“

Auf der Straße eilen erregte Menschen hin und her. „Wir wollten auf der Sparkasse Geld abholen, es ist zu spät, die Bestände sind bereits in Sicherheit gebracht.“ „Mir geht es nicht besser als Ihnen. Ich will meine beiden Töchter fortbringen und kann ihnen nur einen kleinen Betrag mitgeben.“

Die Kinder bitten uns unter Tränen, wir sollen sie begleiten. „Nein, wir bleiben. Wir Alten werden hier nichts zu fürchten haben. Ihr aber seid hier im Wege, wenn die Russen in unserm Hause sich einquartieren. Für euch würden wir bald nichts mehr zu essen haben.“

Die notwendigsten Habseligkeiten sind bald zusammengerafft. Nur die Milchflasche des Großtöchterchens ist nicht zu finden. Wer weiß heute noch, wo ihm der Kopf steht? Nur rasch fort! Um 9 Uhr fährt der letzte Zug nach Königsberg. Die freundliche Pfarrpächterfrau spannt den Milchwagen an, der unsere Lieben noch rechtzeitig zum Bahnhofe bringt. Gott sei Dank, daß sie gerettet sind. Nun können die Russen kommen.

Der Kreisort bietet nicht das gewöhnliche Bild. Viele Einwohner sind geflüchtet. Da steht vor dem letzten Häuschen des Ortes ein Häuflein weinender Frauen, den Blick auf die von Tilsit kommende Chaussee gerichtet.

„Frauen, ihr wartet auf die Russen. Sie werden heute wohl noch nicht erscheinen. Seid vernünftig und geht an eure Arbeiten.“ Sie lassen sich beruhigen und begeben sich in ihre Wohnungen. Ein alter Rentier, den wir vor seiner Haustüre sitzend finden, weiß uns zu sagen, daß die ersten Russen, die zu uns kommen werden, anständig auftreten werden, aber wehe uns, wenn diese weiterziehen und dem zweiten Haufen ihren Platz einräumen. „Machen wir uns also noch keine Sorge. Warten wir zunächst den Einzug der ersten Regimente ab.“

Verschiedene, von banger Sorge erfüllte Leute kommen zitternd und zagend ins Pfarrhaus. „Was sollen wir tun? Was werden Sie machen?“ Man sagt ihnen seine Ansicht: „Gott lebt noch und wird uns schon zeigen, was wir tun sollen.“ Meine Frau ist bereit zu sterben,

wenn die Russen ihr Leben fordern sollten, aber der Gedanke, sie könne lange gemartert werden, ist ihr schrecklich. Man hat zuviel von der Grausamkeit der Kosaken gehört.

Um 4 Uhr nachmittags ist von den erwarteten Russen noch immer nichts zu sehen. Da bringt ein Freund eine gute Nachricht. „Eben war ein Auto aus Tilsit hier mit der Meldung, daß dort eine Siegesbotschaft eingetroffen ist. Falls versprengte Russen sich in Heinrichswalde zeigen, solle man ihnen nicht unfreundlich begegnen, sondern ihnen geben, was sie begehren.“ Hurra!

3. Die Bürgerversammlung.

Um 5 Uhr findet im Hotel eine Beratung von im Orte zurückgebliebenen Männern aller Stände statt. Man will eine Bürgerwehr bilden, um während der gendarmenlosen Zeit etwa hier auftauchendes Diebsgesindel verhaften zu können. Die Stimmung ist durchaus nicht niedergeschlagen. Ein Veteran von 1870/71 ruft mit fröhlichem Gesicht einem Bekannten zu: „Die Schlacht ist verloren“ und fügte dann hinzu: nämlich von den Russen!“

Von dem Vorsitzenden dieser Bürgerversammlung, Amtsrichter E., wird mitgeteilt, daß das Gericht hier bleibt und in der Lage ist, Übeltäter zu bestrafen, die Bürgerwehr sei aber nur dann berechtigt zur Verhaftung eines Diebes zu schreiten, wenn sie durch die Obrigkeit bestätigt wäre. In der lebhaften Debatte versichert Klempnermeister F., er werde sich von irgendwelchen juristischen Bedenken nicht abhalten lassen, eine Person, die er bei nächtlichem Eindringen in sein Haus ertappe, festzuhalten oder zu verprügeln. Als ihm aus der Versammlung geantwortet wurde, er solle den Eindringling doch recht genau besehen und falls er einen Russen erblicke, sich hüten, ihm ein Leid zuzufügen, weil er durch solch ein Verfahren nicht nur sich selbst, sondern seinen ganzen Wohnort ins Verderben bringen könne, erklärte Herr F., daß er genau wisse, wie er den Russen zu begegnen habe. Er handele selbst mit Schusswaffen und Patronen, die Russen würden aber nichts davon bei ihm vorfinden, er habe alles sorgfältig vergraben! All-

gemein wurde in der Versammlung dem zugestimmt, daß niemand von der Schußwaffe Gebrauch machen dürfe, solange Russen in der Gegend sich aufhielten, der Knall einer Waffe, selbst einer Kinderpistole, könne unabsehbares Elend über den ganzen Ort heraufbeschwören. (Denjenigen, welche es für nötig hielten, diese Forderung zu betonen, gaben die späteren Vorgänge im Orte recht). Der Gemeindevorsteher ließ eine Warnung vor unfreundlichem Verhalten gegen die russischen Soldaten, die ja nur ihre Pflicht erfüllten, wenn sie gegen unser Heer kämpften, an das schwarze Brett anschlagen und fügte auch eine Ansprache in lateinischen Buchstaben hinzu, als ihm gesagt wurde, die Russen, die das auch lesen sollten, würden die deutsche Schrift nicht kennen. (Auch diese Maßregel erwies sich später als höchst nützlich für den Ort).

Die neu gegründete, sogleich von der Behörde bestätigte Bürgerwehr hat mit Eifer ihres Amtes gewaltet, wofür ihr viel Dank gebührt. Mit einem Gefühl der Beruhigung sah man am späten Abend die wackeren, an einer weißen Armbinde kenntlichen Bürger durch die Straßen wandeln: „Das Auge des Gesetzes wacht.“

4. Enttäuschungen.

Ein schöner Sonntagmorgen brach am 23. August an. Wider Erwarten waren aus dem ganzen Kirchspiele die Menschen zur Kirche geströmt. Am Tage vorher hatte mir jemand versichert: „Daß morgen der Gottesdienst stattfinden kann, halte ich für ganz ausgeschlossen.“ Was uns der Allgemeine Betttag (5. August) gepredigt hatte, das sahen wir jetzt in jedem Gottesdienste bestätigt: „Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich!“

Eine große Enttäuschung brachte uns aber der Abend dieses Sonntags. Die Tags zuvor uns gemeldete große Niederlage der Russen hatte in Wirklichkeit gar nicht stattgefunden. Nach den blutigen, gegen eine gewaltige Übermacht geschlagenen Schlachten vom 20. und 21. August waren unsere heldenmütigen Truppen ganz aus dem Osten der Provinz zurückgezogen worden. Wie man später erfuhr, wurden sie aber nicht an der Weichsel

aufgestellt, sondern sollten eine andere Russenarmee bei Tannenbergr vernichten helfen.

Um 24. August wurde ich auf schmerzliche Weise von meiner Frau getrennt und sollte sie erst im Oktober wiedersehen. Wir erfuhren, daß die Post zwar vor zwei Tagen ihre Pforten geschlossen habe, daß aber noch Eisenbahnzüge verkehrten. Um wichtige Angelegenheiten zu ordnen, beschlossen wir, mit dem Morgenzuge nach Königsberg zu fahren. Meine Frau wurde auf einem Wägelchen von der lieben Pfarrpächterfrau zur Bahn gefahren, während ich den Bahnhof zu Fuß erreichte. Man rief mir zu: „Dort fährt bereits der Zug; es ist der allerletzte. Er fuhr $\frac{1}{4}$ Stunde früher ab als sonst; alle Bahnbeamten und ihre Familien nahm er mit. Den Bahnhof zu Silsit haben die Russen besetzt. Ihre arme Frau! Die hat auf Sie bis zur letzten Sekunde gewartet. Beim Abfahrtsignal wollte sie aus dem Zuge springen, wurde aber daran verhindert. Sie wird über die Trennung untröstlich sein.“ Ja, das war sie gewesen. Auf der nächsten Station wollte sie den Zug verlassen, doch die Mitreisenden ließen es nicht zu; sie würde dort ein Fuhrwerk zur Rückfahrt nicht erhalten können, ein Zusammentreffen mit den Kosaken im Walde sei dagegen sehr wahrscheinlich. — Nach 18 Stunden erreichte sie Königsberg. Dort rastete sie nur kurze Zeit, dann mußte sie wie alle Fremden das Gebiet der Festung verlassen, was unsere Kinder schon einen Tag früher getan hatten. Aber die Weichsel hinaus! Hunderttausende folgten dieser Lozung in jenen Tagen unter unglaublichen Mühen und Aufregungen. Alle fanden aber mitfühlende Herzen. —

5. Berichte eines „Spions“, eines „Gefangenen“ und einer Mutter.

Wir Niederungen waren von diesem Montag ab vollständig vom Westen abgeschlossen. Feindliche Reiter hatten in unserer Nähe die Eisenbahnbrücke gesprengt.

„Wie mag dir zu Mute gewesen sein, als du vom Bahnhof aus den allerletzten Zug davoneilen sahst?“ so höre ich einen mitleidigen Leser fragen. Ich will es ihm verraten. Ich spürte deutlich, daß eine unsichtbare

Hand mich ergriff, gegen die der Mensch machtlos ist. Hätte ich es noch nicht gewußt, daß der allmächtige Gott uns lenkt nach seinem Willen, dann würde ich es in jener Stunde erkannt haben. Bald sollte mir klar werden, daß auch hierin sich der gute und g n ä d i g e Wille meines Gottes kundtat. Meiner lieben Frau sollten furchtbare Schreckenstage erspart bleiben, die uns hier erwarteten. Darum durfte sie abreisen. Mich selbst hat der gütige Lenker der Geschehnisse wohl hier gebrauchen können. Ich sollte nicht nur die Bedrängnisse meiner Gemeinde durchkosten, sondern auch in einer verzweifelten Lage ihr Verteidiger werden. Darum durfte ich nicht fort. Hätte ich den Zug erreicht, wäre meine Rückkehr unmöglich gewesen.

In einer Zeit, in der die Zeitungen ausbleiben, ist man auf m ü n d l i c h e B e r i c h t e angewiesen. Leute, die etwas erlebt haben, müssen davon erzählen.

„Herr Hoffmann, wie kommen Sie hierher?“ Der also von mir Angeredete, ein junger Lehrer aus D. im Kreise Pilsfallen, erzählt mir auf der Veranda des Pfarrgartens: „Vom 17. bis 21. August befand ich mich auf der Flucht. Am 17. August unterrichtete ich unter Kanonendonner. Mein Rad wurde mein Lebensbretter, als ich am Nachmittage bei Pilsfallen nach dem Stande des Gefechts mich erkundigen wollte und von den Russen beschossen wurde. Nun begann eine aufregende Zeit. In D. war unseres Bleibens nicht. Ich schloß mich einem Nachbar an, auf dessen Wagen für meine Betten und Kleider noch Platz war. Langsam ging die Fahrt vorstatten; denn Vieh und Schafe wurden mitgeführt. Die Kämpfe spielten sich immer dicht hinter uns ab. In Gumbinnen sah ich einige tausend russische Gefangene. Dort wurde auch ein feindlicher Flieger stark beschossen. Nach Insterburg führten mich von Georgenburg aus deutsche Soldaten als Spion hinein. Ich besaß keine Erlaubnisakte zum Radfahren und bat daher eine fremde Frau, sie möge auf ihrem Wagen mein Rad ein Stück mitnehmen, bis der deutsche Wachtposten passieri wäre. Sie erfüllte meine Bitte, meldete aber auch der Wache, der Spion, dem das Rad gehöre, werde sogleich er-

scheinen. Keine Beteuerung, daß ich, der harmlose Flüchtling Hoffmann, auf dem Wege zum Elternhause nach dem Kreise Niederung sei und kein Spion, nützte mir. Ein Erdarbeiter rief seinem Kollegen zu: „Erkennst du ihn nicht? Das ist der Kerl, der in einer politischen Versammlung rief: „Nieder mit Deutschland“, worauf der andere versetzte: „Ich könnte darauf schwören, er ist es.“ Mit Schimpf und Schande abgeführt, in Insterburg von einer empörten Volksmenge bedroht, erhielt ich im Wachtlokal bald meine Freiheit wieder (da Kollegen, die mich kannten, dort Dienst taten) und einen Passierschein außerdem, bei dessen Vorzeigung mir nach einigen Stunden in Georgenburg das Fahrrad ausgehändigt wurde. So habe ich endlich am letzten Freitag mein Elternhaus erreicht.“ Wer hätte es von diesem meinem ehemaligen braven Konfirmanden gedacht, daß er einst als „Spion“ die Russen in seine Heimat führen würde?!

Herr H. bittet mich um eine Beschäftigung, durch die er dem Vaterlande von Nutzen sein könne, und übernimmt es — soweit die auf Fahrräder schlecht zu sprechenden Russen es erlauben werden — von seinem Elternhause nach den Schulen Sandfluß und Smaleduhmen, woselbst die Lehrer zum Heeresdienste abgerufen wurden, hinüberzuradeln und die Schuljugend durch strammen Unterricht vor dem Herumtreiben zu bewahren.

(Um 1. Oktober gelang es ihm, als Kriegsfreiwilliger angenommen zu werden. Vor Warschau traf ihn eine russische Kugel besser als bei Pilskallen, aber zum Glück nicht in lebensgefährlicher Weise).

Wiel unheimlicher klang am selben Montag d. 24. August eine andere Reiseschilderung.

„Herr Pfarrer, ich komme aus russischer Gefangenschaft,“ so meldet Besitzer G., der sich schon öfters in die Nähe der Gefechtsfelder begeben hatte, um sich selbst von der Kriegslage zu überzeugen.

Gestern begleitete ich den Besitzer W. nach Kraupischen. Wir wußten, daß sein Schwiegersohn dort gegen eine große Übermacht gekämpft hatte, und wollten sehen, ob er sich unter den Gefallenen befindet. Anfangs ging es uns in den von russischen Soldaten besetzten

Ort gut. Unsere Grüße wurden höflicher erwidert, als wir es von den Deutschen gewöhnt sind. Wir dachten, die Russen sind gar nicht so schlecht. Bald aber lernten wir sie von einer andern Seite kennen. Raum hatten wir Zeit gehabt, die Kirche zu betreten und die dort ruhenden Leichen von 20 Soldaten zu betrachten, unter denen sich nur 1 Russe befand — als wir mit allen Bewohnern des Ortes nach einem Gasthause getrieben und dort eingesperrt wurden. Ein hoher Offizier hielt eine Ansprache an uns: „Euch, ihr Frauen“, so sagte er in fließendem Deutsch, „werde ich jetzt entlassen, die Männer bleiben bis zum nächsten Morgen in diesem Gebäude. Fällt in dieser Nacht hier in R. ein Schuß, so sind sie alle verloren. Ich lasse mich nicht mehr darauf ein, nach den Schuldigen zu suchen, wie ich es an anderen Orten getan habe. Ich habe die Nase davon voll. Bei euch mache ich kurzen Prozeß. Ich lasse dieses Haus mit euren Männern in die Luft sprengen, sobald ein Schuß ertönt.“ Allgemeines Jammern und Weinen war die Antwort. Herr Pfarrer, Sie können sich nicht vorstellen, welche furchtbare Angst ich während der ganzen Nacht ausgestanden habe. Stellen Sie mich vor Flintenläufe oder vor Kanonenrohre — ich werde nicht so zittern, wie in der letzten Nacht. Unten an der Treppe des Hauses stand die Schildwache neben einem Licht und machte ein Entweichen unmöglich. Ich dachte bei mir immer: „Ach, wenn der Soldat doch da stehen bleiben möchte! Sobald er vom Eingang verschwunden ist, weiß ich, daß wir im nächsten Augenblick in die Luft fliegen.“ Die Nacht erschien mir furchtbar lang. Endlich, endlich öffnete sich unser Kerker. Wir sahen die russischen Truppen weiterziehen nach Westen und durften uns dann nach Hause begeben. —“

(Wieviel kann das Herz des Menschen doch aushalten! Wir trauen uns oft zu wenig Kraft zu. Mich wandelte während der Russenherrschaft nur selten ein Gefühl der Schwäche an, aber ganz frei war ich nicht davon). Frau B. erscheint an diesem Tage, um mir ihr Herz auszuschütten. Ihr Sohn und ihr Schwiegersohn sind gestern auch in den Händen der Russen gewesen

und hatten sich schon verloren gegeben, sind aber der Gefahr entronnen. Sie berichtet in tiefster Bewegung: „Ich wollte, daß mein Sohn mich zur Kirche begleitet; er zog es aber vor, mit seinem Schwager auf das Kraupischer Schlachtfeld zu fahren. Kurz vor dem Ziele werden sie von russischen Posten überfallen und sollen erstochen werden. Mein Schwiegersohn drückt einem Russen ein Zweimarkstück in die Hand und wird verschont. Mein Sohn erwartet den tödlichen Stoß des auf ihn gerichteten Bajonetts, indem er die Augen geschlossen hält und ein heißes Gebet zu Gott hinaussendet, vor dessen Richterstuhl er nun erscheinen soll. Die Zeit, die vergeht, ohne daß er durchstochen zu Boden sinkt, dünkt ihm eine Ewigkeit. Er schlägt, am ganzen Leibe zitternd, die Augen auf und blickt in teuflisch lachende Gesichter der sich an seiner Todesangst weidenden Barbaren.

Bald darauf erschienen zwei Offiziere und nahmen beide Gefangene ins Verhör. Sie erkundigten sich dann nach einer Badestelle und ritten in der ihnen gezeigten Richtung fort. Jetzt gelang es den Gefangenen, sich aus dem Staube zu machen. Sie erreichten ihre in der Nähe liegenden Fahrräder und jagten auf ihnen davon. Gestern am Nachmittag kehrten sie zurück. Mein Sohn versichert, daß er jetzt beten gelernt hat.“ So wird manchen Ostpreußen die Härte der russischen Eindringlinge wieder zu Gott geführt haben. Das Herz klopfte oft angstvoll. Dann griff die Hand nach der Bibel. Trost, Licht und Kraft fanden wir im Buche der Bücher.

6. Sie kommen.

Nun haben wir schon eine ganze Woche auf sie gewartet, nämlich auf die Russen. Vielleicht werden sie überhaupt nicht zu uns kommen. In Tilsit haben es sich Tausende von ihnen bequem gemacht, und Zehntausende kommen über die Tilsiter Luifenbrücke und eilen dann weiter zur Deime, um Königsberg zu Fall zu bringen. Heinrichswalde liegt nicht an dieser Heeresstraße und bleibt daher von Durchzügen endloser Scharen ganz verschont, wie solche z. B. in Staisgirren Staunen und Schrecken verursachen.

Die Konfirmanden besuchen den Unterricht wie in Friedenszeiten, melden aber, daß allgemein gesagt wird, zur Einsegnung werde es in diesem Jahre nicht kommen. „Dann will ich die Konfirmation eine Woche früher ansetzen, auf den 6. statt auf den 13. September. Hoffentlich werden die Russen dann noch nicht hier sein.“ (Am 13. September wäre die Einsegnung unmöglich gewesen, weil die Russen den Ort beschossen.)

Sie kamen aber schon früher. Am Sonnabend, den 29. August, ritten die ersten drei eilig durch den Ort, ängstlich Umschau haltend, ob nicht deutsche Soldaten in den Häusern verborgen wären. „Die werden nicht mehr lange im Kreise Niederung umherreiten,“ so berichtet ein Eingeweihter. „Wir sind jetzt nicht mehr ohne militärischen Schutz. In Neufirch — nur 8 Kilometer von uns — sind hundert Landsturmlente eingetroffen, die werden das Gesindel abschießen.“

Was von uns für ein Glück gehalten wurde, sollte für viele Familien unserer Gemeinde verderblich werden. Die russische Patrouille taucht bald hier, bald dort auf im Kirchspiele. „Wenn sie doch nach Neufirch reiten möchte,“ wünschen die klugen Leute. — — —

Mit allen Zeichen des Schreckens erscheint die Konfirmandin E. am Dienstag, den 1. September, im Unterricht. „Ich habe etwas Entsetzliches erlebt. Die russische Patrouille kam heute früh — etwa 12 Mann stark — von Silsit, ritt bei uns an Grüneberg vorbei und über den Bahnhof Gr. Britannien nach Neufirch. Bald hörten wir sehr viele Schüsse fallen. Kein Russe kam zurück. Sie sind alle totgeschossen.“ So berichtet das über die plötzliche Vernichtung blühender Menschenleben tief betrübte Kind. Ja auch auf die Feinde wartet zu Hause eine Mutter. — Doch jene 12 Russen leben, nur einer von ihnen läuft todwund nach Silsit zurück, nachdem ihm sein Pferd unter dem Leibe erschossen ist und ein Ackerpferd, welches er in Gr. Britannien aus dem Pfluge ausgespannt hat, nicht von der Stelle zu bringen war. Es war der Führer der Patrouille gewesen, ein Rittmeister. Seine Truppe hatte ihn im Stich gelassen und war, nur auf die eigene Rettung bedacht,

zurückgejagt. Er selbst ist in der Heilanstalt zu Tilsit seiner schweren Verletzung erlegen.

Nun kommen sie! Viele hundert Russen, Reiter und Fußvolf, ziehen mittags durch unser Kirchspiel, in einer Entfernung von 2 Kilometern an Heinrichswalde vorüber, so daß ich sie mit meinem Fernrohr genau unterscheiden kann. Das ist keine Erkundungsreise, sondern ein Auszug zum Kampf. Maschinengewehre, Munitionslarren, einen Wagen mit der Roten-Kreuz-Fahne erblicke ich in dem langen Zuge.

Da beginnt auch schon ein ohrenbetäubendes Geschieße. Ich muß das Fernrohr fortlegen; denn ich werde zu einem Begräbnis abgeholt. Unsere Glocken ertönen ebenso wie sonst bei des Erdenwanderers letzten Reise. Wir wissen noch nichts von dem traurigen Schicksal des Pfarrers in Santoppen, der mit mehreren anderen Männern des Ortes erschossen wurde, weil er bei einem Begräbnis läuten ließ, was die Russen für ein den deutschen Soldaten gegebenes Signal erklärten und grausam bestrafen.

Auf dem Gange zum Kirchhof sehen wir mehrere schwarze Rauchsäulen aufsteigen. Bald erfahren wir von den unter Todesängsten zu uns sich rettenden Menschen, was sie erduldet haben. Sie sind einem Kampfe entflohen, der mit Schußwaffen und Brandsackeln geführt wurde. Alle hatten das gleiche Schicksal, der Reichstagsabgeordnete und sein Personal, die Guttsbesitzerfrau, deren Gatte fern von der Heimat im Felde steht, und die vielen kinderreichen Arbeiterfamilien. Niemand darf zurück in seine Wohnung, um irgend einen Gegenstand mitzunehmen. Die Gutshäuser wie die Hütten werden beschossen, als wären es deutsche Regimenter, und da sie hiervon nicht umfallen, nimmt man die Brandsackel zu Hilfe. Wohnhäuser und Stallungen, gefüllte Scheunen und Vorratsspeicher werden in kurzem ein Raub der Flammen.

Auf einer Strecke von 2 Kilometern werden die Gehöfte zu beiden Seiten der Chaussee Tilsit-Neukirch niedergebrannt. Die Rittergüter Ublig Lembruch

und Gr. Britannien, die ansehnlichen Gehöfte in Warnie und Kl. Britannien, der neuerbaute Bahnhof in Gr. Britannien, eine Meierei, ein Gasthof, zwei Besitzungen in Grüneberg und eine in Bartscheiten sind verschwunden oder nur noch Ruinen. Und doch noch beneidenswert diejenigen Ausgestoßenen, welche mit allen ihren Angehörigen vereinigt bleiben durften! Acht Personen verlieren an diesem Tage ihr Leben. Frau Gutsbesitzer W., mit ihren Kindern im Garten hinter einer Tannenhecke versteckt, sieht, wie ihr Gatte und dessen Gast — der emeritierte Lehrer B. aus Silsit — von einem russischen Soldaten ins Haus geführt werden. Sie sieht ihn nicht lebend wieder.

Ihr gelingt es, wie den meisten anderen Unglücklichen, sich durch rasche Flucht in Sicherheit zu bringen. Am nächsten Morgen schleicht sich ihr kleiner Sohn in das Haus, in welchem das Feuer erloschen ist, und findet darin die Leichen des Vaters, des Gastes und eines Arbeiters! In Gr. Britannien werden ebenfalls drei Männer umgebracht. Zwei derselben sind eben erst aus Berlin gekommen, um hier bei den Erntearbeiten zu helfen. Ein anderer Mann wird auf dem Felde des Nachbars tot aufgefunden. Das achte Opfer der Brandstifter wird eine kranke Kinderfrau, die in einem kleinen Häuschen lag und den gierigen Flammen nicht entinnen konnte.

Sie sind gekommen — um unschuldige, wehrlose Leute von Haus und Hof zu vertreiben und, soweit es möglich ist, zu ermorden. Einige Personen werden als Gefangene nach Silsit getrieben und mißhandelt. Man versucht, die auf dem Felde weidenden wertvollen Viehherden mitzutreiben. Das Vieh entläuft aber den Treibern. Die Gefangenen werden in Silsit einem Verhör unterworfen und am nächsten Tage als unverdächtig entlassen.

Dafür, daß deutsche Soldaten am Morgen des 1. September auf eine russische Patrouille geschossen hatten, wurde die harmlose Zivilbevölkerung in so unmenschlicher Weise bestraft. Die Russen sollen allerdings behauptet haben, sie hätten nicht gewußt, daß Soldaten

die Schüsse abgaben, nach ihrer Ansicht hätte die Zivilbevölkerung geschossen!

Es ist möglich, daß die Russen diese falsche Meinung von Tilsit mitgebracht haben. Aber es war ihre Pflicht, eine Untersuchung anzustellen. Dann würde ihnen klar geworden sein, daß nicht Zivilisten, sondern Soldaten aus dem Garten eines Gehöfts in Bartscheiten bei Neufirk den Rittmeister vom Pferde geschossen hatten. Fünf Landsturleute, ein vorgeschobener Posten der vorhin erwähnten 100 Mann, waren durch ihr Schießen die Veranlassung zu diesem Strafgerichte gewesen. Als wenige Stunden später die starke Strafkolonne sich zeigte, zogen sich jene fünf — die es wohl mit 15, aber nicht mit 1500 aufnehmen konnten — ungesehen nach Neufirk zurück. (Als einige Tage später die Russen weiter vordrangen, haben jene 100 an der Gilgebrücke bei Sköpen siegreich gegen die Übermacht gekämpft, sodaß die Feinde in das Memeldelta nicht einzudringen vermochten).

Sie kommen! So jammerten nun viele in unserm Orte. Jetzt werden sie auch in Heinrichswalde sengen und morden. Doch für unsern Ort war die Stunde noch nicht gekommen; wir mußten noch eine Woche Geduld haben.

Bei dem in Heinrichswalde am 4. September stattfindenden Doppel-Begräbniß des Gutsbesizers V. und seines Gastes B. wagten wir nicht, das Trauergeläute ertönen zu lassen, weil die Russen nicht weit vom Orte entfernt ihr Lager aufgeschlagen hatten. Zwei Tage später erlebten wir die Feier der Konfirmation. Nur 8 Kinder fehlten. Im Herzen des Konfirmanden V., der an derselben heiligen Stätte zwei Tage früher am Sarge seines ermordeten Vaters gestanden hatte, wird die Feier der Einsegnung gewiß einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben. Hoffentlich ist es auch für die Gemeinde ein Segenstag geworden. Die Kleidung der Kinder war nicht so festlich wie in früheren Jahren; vor geräuschvoller Feier des Tages brauchte man diesmal kein Kind zu warnen. Jedes Haus fühlte den großen Ernst dieser drangsalvollen Zeit.

7. Hoffnungen.

Eine Verfügung unseres Superintendenten in Rauenhagen gelangte erst nach drei Wochen, nämlich am 17. September, in meine Hände. Ebenso erhielten wir in jener Zeit Depeschen erst nach Wochen; sie wurden genau so wie Briefe behandelt, da die Drähte durchschnitten waren. Ab und zu gelang es aber doch unseren in Zivillleidung sich bewegenden Postboten, eine Königsberger Zeitung oder einen Brief aus der von den Russen nicht besetzten Gegend zwischen den Flüssen Ruß und Gilge auf Schleichwegen herbeizuholen. Dorthin wurden diese Schätze durch einen Haffdampfer gebracht. Es war auch einzelnen Personen gelungen, auf dem gleichen, allerdings gefahrvollen Wege von Königsberg hierher oder von hier dorthin zu gelangen. So hatte uns die Nachricht von einem in Königsberg am 29. August durch Geläute aller Glocken gefeierten großen Siege, bei welchem viele tausend Russen in den masurischen Seen ihren Untergang gefunden, nicht verborgen bleiben können.

Starker Kanonendonner tönte Tage lang aus der Gegend der Deime zu uns herüber, ein sicheres Zeichen für uns, daß dort der russische Ansturm keine Fortschritte machte. Mit der Zeit wurden uns die sich nun täglich einstellenden Besuche russischer Reiter, welche Brot, Wurst, Zigaretten und namentlich Wuttki verlangten, lästig. Frau Kaufmann G. besonders hatte einen schweren Stand (weil der Kommandant in Tilsit die Verabfolgung von Alkohol an seine Truppen mit strenger Strafe bedrohte), wenn die Lanzenreiter sehr energisch Wuttki begehrten. Durch eine Abweisung der Quälgeister hätte sie in Lebensgefahr kommen können — und der Kommandant hätte ihre Hilferufe nicht gehört. So wurde unser Ort von den russischen Säufern für ein wahres Paradies gehalten.

Anfangs hatten sie sich sehr schüchtern in unsern Ort gewagt. Am Ortseingange wurde einem Bürger die Pistole auf die Brust gesetzt: „Sind deutsche Soldaten drin?“ „Nein,“ lautete die Antwort. „Ich schide jetzt zwei Reiter hinein. Wird auf diese geschossen,

dann drücke ich ab.“ Als mir dies Abenteuer gemeldet wurde, wünschte ich mir, nie in eine ähnliche Lage zu kommen, sollte sie aber sehr gründlich kennen lernen.

Allmählich waren die fremden Gäste hier wie zu Hause. „Wartet nur, eure Herrschaft wird hier bald zu Ende sein,“ so dachte Veteran T., der ebenso wie ich auf eine nahe Befreiung hoffte und genaue Anweisung gab, wie wir uns verhalten sollten, sobald hier bei uns die Schlacht toben würde. Man suchte sich schon ein Versteck aus, um während des Kampfes möglichst fern vom Schuß zu sein. „Nach 12 bis 24 Stunden kommt man wieder zum Vorschein,“ dachten wir.

Daß man auch jenseits des von den Russen besetzten Gebietes auf eine große Schlacht südlich der Memel rechnete, ersah ich aus einem Schreiben meiner um mein Wohl zärtlich besorgten Tochter. Sie richtete an mich die flehentliche Bitte, sogleich aus diesem arg bedrohten Gebiet zu fliehen. Ich entschied mich dafür, hier auszuhalten.

8. Die Pistole und die Knute.

Leider muß ich ein graufiges Kapitel hier folgen lassen. Das Schwerste hatte der Kreisort Heinrichswalde noch vor sich. Den 9. September kann ich nicht übergehen. Keiner, der ihn hier erlebt hat, wird ihn je vergessen.

Am 8. September hielt eine durchziehende Reitertruppe auf der Hauptstraße Rast; sie benahm sich sehr anständig. Daß sie auf der Post die Apparate zerstörte, war zu entschuldigen; das hätte schon längst geschehen müssen.

Von den Offizieren wurden in den Läden Einkäufe gemacht, wobei Bürger ihnen durch Bezeichnung der betreffenden Häuser behilflich waren. Am Abend zogen sie weiter.

Was uns am folgenden Tage von diesen Reitern widerfahren sollte, konnte niemand ahnen: 31 männliche Personen (im Alter von 14 bis 45 Jahren, auch einer der eben konfirmierten Knaben) wurden in grausamster Weise ausgepeitscht, 645 Personen mußten

weit länger als eine Stunde auf den Knien liegen und den Tod erwarten, während die umliegenden Gebäude in Brand gesetzt waren und eine unerträgliche Hitze ausströmten. Schreckliche Grausamkeiten sind von den russischen Horden in vielen Orten verübt, aber was hier bei uns geschah, ist völlig originell, wurde in keiner zweiten Ortschaft Ostpreußens vollführt. Darum kann der Leser eine eingehende Schilderung dieser echt russischen Grausamkeit erwarten.

Der Ort war russenrein, als ich am 9. September, Nachmittags 3 Uhr, eine Leichenfeier zu halten hatte. Während wir im Trauerhause Sterbelieder sangen, mußten etwa 300 Meter weiter schon zu Tode erschrockene Menschen ihre Knie vor einem plötzlich eingetroffenen russischen Rittmeister vom 16. Reiterregiment beugen. Eine Frau stürzt auf mich zu: „Fliehen Sie, so schnell Sie können, die Russen sind da, zünden Häuser an und treiben die Menschen zusammen.“ Das scheint mir ganz unglaublich. Ich versuche es, die Leute zu beruhigen, trenne mich aber bald von dem Leichenzuge (der sich durch eine Hinterstraße nach einem Nachbardorfe bewegt), weil ich jetzt mehrere flüchtende Menschen erblicke, und eile ins Pfarrhaus. Hier erfahre ich, daß alle, die in den Häusern bleiben, verloren sind. Wer sein Leben retten will, soll so schnell als möglich in der Richtung nach Tilsit zu davoneilen. Ich nehme an, daß die deutschen Soldaten im Anmarsch auf Tilsit sind und bei dem jetzt unausbleiblichen Kampfe unsere Häuser durch Granatfeuer gefährdet sein werden. Ich greife nach einem wichtige Schriftstücke enthaltenden Bündel, wickele dieses in den Salar, um am nächsten Sonntag, falls die Kirche dann noch steht, nicht ohne Amtskleid zu sein, und werde auf der Straße von russischen Posten nach dem Ortsausgange gewiesen. Nach zwei Minuten wird mir klar, daß wir das Schlimmste zu befürchten haben. Die Flammen schlagen aus den letzten Gebäuden des Ortes empor und beleuchten ein entsetzenerregendes Bild. Am Kirchhofeingange liegen Menschen mit entblößtem Haupte und angstvollen Mienen auf den Knien. Was haben die verbrochen? Soldaten mit Gewehren haben sie umstellt,

und in drohender Haltung steht dicht vor ihnen ein stattlicher, grimmig aussehender Offizier mit der Pistole in der Rechten und der Knute in der Linken. Mit dem Manne will ich reden, für die Schuldlosigkeit der auf den Knien liegenden Menschen mich verbürgen! Ich komme nicht dazu, er kehrt mir den Rücken zu, und ein Soldat zeigt mir, wo mein Platz ist: hinter den anderen. Ich befinde mich also in gleicher Verdammnis.

Auf mich hat der Anführer der Truppe es besonders abgesehen! Denn nach wenigen Minuten ruft er „Pastor!“ Ich stehe vor ihm, darf mein Haupt bedecken; aber die Pistole wird auf mich gerichtet. Ob ich Russisch verstehe, fragt der Rittmeister. Als ich verneine, versucht er in deutscher Sprache zu verhandeln. Seine Frage: „Menschen alle?“ glaube ich zu verstehen. Wahrscheinlich will er von mir wissen, ob noch jemand von den Einwohnern des Ortes in den Häusern zurückgeblieben ist. Einige hundert knien erst. Die Seelenzahl des Ortes mag 2500 betragen. Doch wie kann ich wissen, wieviel Familien während des Krieges den Ort verlassen haben, und wer sich heute anderwärts hin in Sicherheit zu bringen versucht hat, vielleicht in sein „Versteck“ geschlüpft ist? Die Häuser können vollständig geräumt sein, es können aber auch noch Menschen darin zurückgeblieben sein. Ich kann also weder mit „ja“ noch mit „nein“ antworten und versuche es daher mit einem vollständigen Satze. Das empört ihn aufs höchste; er setzt mir die Pistole auf die Brust und schreit mich in großer Wut an. Mit dem Leben habe ich nun abgeschlossen. Aber die Pistole wird gesenkt. Daß sie geladen ist, sehen wir daraus, daß sie zweimal auf einen zwischen den Knienden kauern den Hund abgeschossen wird, der sich in seinem Blute wälzt. Der Offizier ladet aufs neue und zündet sich eine Zigarette an. Inzwischen sind noch einige hundert Einwohner des Ortes auf dem Platze eingetroffen, die ich durch Winken mit der Hand zur Eile ansporne. Auch Altersschwache, die geführt werden müssen, schleichen herbei. Mancher Ankömmling macht sofort mit der Knute des Rittmeisters Bekanntschaft. Unbarmherzig, ohne Rücksicht auf Alter und Stand schlägt er über Kopf

und Rücken einen jeden, der nicht schnell genug seinen Platz einnimmt oder an der falschen Stelle niederkniet oder zu reden versucht. Der Akademiker hat heute vor dem Bettler nichts voraus. Alle müssen knien und schweigen. Zwischen knienden Männern und Frauen muß ein Zwischenraum bleiben.

Der Rittmeister unterscheidet „Menschen“ und „Frauen“. Nun verstehe ich seine Frage von vorhin richtig. — Ein ehrwürdiger Veteran, der seine vor ihm eingetroffene leidende Gattin und seine ihr 4 Wochen altes Kindchen auf den Armen haltende Tochter (die Frau eines eben im Felde verwundeten Reserveoffiziers B.) auffuchen will, darf sich zu seinem großen Schmerz seinen Angehörigen nicht nähern. Lautes Schluchzen der Frauen und Kinder wird vernehmbar. Mir wird aufgegeben, zu ihnen zu gehen und sie zu bedrohen, damit sie sich still verhalten.

Eine Frau meldet mir in höchster Angst: „Mein gelähmter Vater wird auf seinem Lager verbrennen. Retten Sie ihn!“ Der junge Leutnant, den ich in deutscher, litauischer und lateinischer Sprache bitte, diesen alten kranken Mann zu retten, rückt von mir ab und stellt sich hinter die schußfertig dastehenden Soldaten. Der Rittmeister macht eine Bewegung mit der Hand um seinen Hals, als ich ihm pantomimisch die Not gelähmter Leute im Orte andeute.

Einige, die wertvollste Habe der Flüchtenden bringende Fuhrwerke wollen vorbeifahren. „Halt, herunter von der Chaussee!“ Ihre Insassen werden auf den Knieplatz geführt. Entfliehen kann niemand! Dennoch hat es eine Frau fertig gebracht, kniend weiterzurutschen und in einem unbewachten Augenblick zu entschlüpfen!!!

Nun beginnt für mich eine *Umtshandlung*, von deren Erfolg — wie ich bald einsehe — Tod und Leben abhängt. Ein vom Pferde springender Reiter, erstattet dem Rittmeister Bericht. Er hat — wie ihm aufgetragen war — alle Einwohner des Ortes zum Verlassen der Häuser aufgefordert und hierhergetrieben. (Hunderte waren jedoch nach anderen Richtungen entwichen. Wenn das der Rittmeister erfahren hätte, wären

sie verfolgt und wahrscheinlich erschossen worden. Einigen gelang es sogar, in ihren Wohnungen zu bleiben. Die Diakonissen im Krankenhaus hatten ihre Kranken nicht verlassen.) Des Deutschen mächtig, teilt er mir mit, er solle mir sagen, was ihm der Rittmeister auf russisch versprechen werde; mir selbst wurde befohlen, alsdann meiner hier knienden Gemeinde Satz für Satz des Gehörten mitzuteilen, und meine Ansprache würde von ihm dem Rittmeister auf russisch gemeldet werden. Ein etwas umständliches, zeitraubendes Verfahren!

„Gestern Abend ist an dieser Stelle des Ortes auf eine russische Patrouille geschossen worden, und Radfahrer haben jene alsdann verfolgt. Der Kommandant von Silsit hat infolgedessen angeordnet, sämtliche Einwohner, Männer, Frauen, Kinder erschießen und den Ort niederbrennen zu lassen; der Herr Rittmeister ist mit der Vollstreckung des Urteils beauftragt.“

Träume ich, oder wache ich? Nein es ist kein Traum.

Ich sehe kniende Frauen im mitgebrachten Gebetbuch lesen. Sie tragen durch ihr heißes Flehen zu unserer Rettung bei.

Der jugendliche Dolmetscher scheint ein mitfühlendes Herz zu haben. Ich flüstere ihm zu: „Retten Sie doch diese Menschen.“ Er antwortet in einem tieftraurigen Tone: „Glauben Sie mir, mein Herz blutet mir. Ich bin Pastorensohn. Ich kann aber nichts für Sie tun!“ In jedem Augenblick kann das Kommando ertönen: Gebt Feuer!

Was müssen die armen Geschöpfe während dieser 1½ bis 2 Stunden, abgesehen von der Qual des Kniens, ausgestanden haben! Sie hörten, daß die Verhandlung ihren Fortgang nahm und sahen in die unerbittlichen Augen des Rittmeisters, der noch mehrmals auf mich zusprang und mich mit der Pistole bedrohte. „Patronen, Patronen“ so schrie er mich an, als aus dem brennenden Gebäude nebenan verschiedene Male ein Knall ertönte, wie von im Feuer platzenden Patronen. Die Glut war so unerträglich, daß schließlich Befehl gegeben wurde, alle sollten ein Stück weiter vorrücken.

Ich bestritt sehr entschieden, daß einer unserer Orts-

einwohner auf russische Soldaten geschossen habe: „Ein Schuß sei von uns überhaupt nicht gehört worden. In einer Bürgerversammlung sei beschlossen, die Bevölkerung vor jeder feindlichen Handlung gegen die Russen zu warnen, die hier anwesenden obrigkeitlichen Personen könnten das bezeugen; eine Warnung sei am schwarzen Brett des Ortes zu lesen, Waffen und Patronen seien vergraben worden, den Russen seien die Einwohner stets freundlich begegnet und hätten ihnen alles gegeben, was sie begehrten. Sollte aber wirklich hier ein Schuß gefallen sein, so könnten nur fremde Leute daran schuld sein.“ Wie zum Schwur mußte ich die Hand erheben und zum Himmel aufsehen. Das Haupt durfte ich danach wieder bedecken.

„Herr Pfarrer, Ihnen und den Frauen schenkt der Herr Rittmeister das Leben — und zwar gegen den Befehl des Kommandanten. Dagegen die Männer werden erschossen. Teilen Sie das den Leuten mit.“ Also doch schon ein Erfolg. Aber wie grausig, wenn es dabei bleiben sollte! Nein, es muß weiter gestritten werden. Der Rittmeister wird zuletzt weich: „Nur jeder sechste Mann wird erschossen werden.“

Schreckliche Marter! „Welche von euch werden die sechsten sein?“ (Abends berichtet uns jemand, er habe auf dem Knieplatze die Männer abgezählt; wo er aber auch anfang zu zählen, er sei immer der sechste gewesen!) Der Barbar beruhigt ein kleines weinendes Mädchen durch Streicheln. Eine kniende Frau hofft, die dem Tode Geweihten retten zu können, und erbittet das Wort: „Gestern Abend fuhren Melker aus dem Gute Wilkehlen mit dem Rade durch den Ort“, so versichert sie. Ich soll für die sofortige Herbeiholung dieser Übeltäter sorgen. Der Tod ist ihnen gewiß: „Fliehet, fliehet!“ Lehrer R. aus N., der, von Hause kommend, versehentlich in die Reihen der knienden Männer hineingeraten, muß nach meiner Ansicht bei der Auslosung der sechsten Männer ausscheiden, er könnte nach Wilkehlen fahren, was ihm unter militärischer Bewachung auch gestattet wird. Durch den Wachtposten seiner Uhr beraubt, kehrt er aus W. mit der Meldung zurück, daß dort kein menschliches

Wesen zu finden war. (Die Gutsfrau und alle Arbeiterfamilien waren durch den furchtbaren Brand in Heinrichswalde bewogen worden, zu fliehen.)

Radebrechend schreit der Rittmeister mir ins Ohr: „Solange noch ein Ruß lebt, dieser Wilhelm wird totgeschossen.“

Nun erfolgt die Entlassung der Frauen und Kinder. Sofort sollen alle Fahrräder, Schußwaffen und Patronen herbeigeschafft werden. Auch ich entferne mich, um hierbei zu helfen, sehe aber noch, wie einigen Männern auf Befehl Stricke um den Hals gelegt, viele andere ebenfalls vom Rittmeister, der fürchterliche Musterung hält, examiniert und zur Abführung nach einem besonderen Platze verurteilt werden. Von diesen nahm er an, es seien Soldaten in Zivil. Die Fortschleppung nach Rußland schien ihnen sicher. Frauen bestürmen mich, ich solle ihre Männer und Söhne retten. Die Aufregung ist furchtbar. Man hört keinen Knall. Was geschieht jetzt auf dem Marterplatz?

Die Männer haben es mit ansehen müssen. Jene Ausgemusterten (31) mußten sich mit entblößtem Gefäß auf die Erde legen und empfangen auf Kommando von zwei Soldaten scharfe Knutenhiebe in großer Zahl, was furchtbar schmerzhaft gewesen sein soll und den Unglücklichen laute Schreie entlockte. Wer von ihnen sich sträubte, sollte sofort erschossen werden. Nicht still Liegenden trat der Rittmeister auf Nacken oder Hände. Einige kamen mit ein paar Hieben davon, weil der Wüterich sich abgewandt hatte, um einen Schluck aus herbeigebrachten Weinflaschen zu nehmen.

Noch einmal wurde ich jetzt zum Rittmeister beordert, der mir zwei Aufträge zu geben habe. Was wird er sich nun zu unserer Qual ausgedacht haben? Ich finde ihn jenseits des ein Flammenmeer bildenden, bisher so bewunderten Baues des Kreishauses neben den hoch aufgestapelten Fahrrädern und zum Teil ausgegrabenen Gewehren und überreiche ihm drei Teschingpatronen, die mein als Kriegsfreiwilliger ausgezogener Sohn zu Hause zurückgelassen hat. So schnell als möglich soll ich dafür sorgen, daß Wagen in genügender Zahl zur

Stelle geschafft werden, um diese Gegenstände fortzu-transportieren. Ich verspreche, 4 bis 6 Wagen zu besorgen und höre: „Viel mehr, 8 bis 10.“ Wer hat jetzt noch Pferde, Wagen und Kutscher? Lehrer K. aus N. übernimmt es in freundlicher Weise, herumzulaufen, damit die Wagen bald erscheinen. Ich selbst darf noch nicht fort. „Kommen Sie zu den beiden, die jetzt erhängt werden sollen,“ höre ich. Da stehen unter Bäumen zwei arme Schächer mit dem Strick um den Hals — ein ins Herz schneidender Anblick! „Vor dem Tode sollen diese beiden von Ihnen das Abendmahl bekommen“, tut mir der Dolmetscher kund. Ich stelle fest, daß der eine, der mir russisch antwortet, nicht mein Gemeindeglied ist; er wird als russischer Untertan bei Seite geführt. Wegen des andern wird lange verhandelt. Trotz längeren Sträubens muß ich ihn nach der Kirche mitnehmen und ihm dort — selbstverständlich nachdem Gebet und Beichte ordnungsmäßig vorhergegangen — das Abendmahl reichen in dem fast ganz finstern, nur durch einige Altarlichter erhellten Raum. Fürwahr, eine Amtshandlung, wie sie selten einem Pfarrer aufgetragen werden wird! Der dem Tode geweihte, ein Injstmann D. aus dem Rittergute Ublig-Heinrichswalde, machte keinen Fluchtversuch. Wie er mir vorher sein Ehrenwort gegeben, kam er mit mir zurück zu dem, der sein Leben in der Hand hatte. Unterwegs ermutigte ich ihn, bei Gott sei kein Ding unmöglich, der könne auch sein schwer bedrohtes Leben retten.

Und so geschah es. Als ich ihn ablieferte und für ihn eintrat, wurde er begnadigt und entging sogar der grausamen Peitschung, der die anderen mit Stricken um den Hals Abgeführten unterworfen worden waren. Da steht das Häuflein: 31 zitternde Knaben und Männer. Sie fanden alle Gnade vor den Augen ihres Richters, aber nicht gleichzeitig, sondern nach und nach, indem jetzt eine Mutter, dann eine Schwester, später eine Tochter den Rittmeister flehentlich um Loslassung ihres so „schwachen“ oder „kranken“ Angehörigen bat. „Welcher ist es?“ „Dieser.“ „Pascholl!“ Schließlich hörte ich: „Holt sie alle!“ Die Stimmung des Rittmeisters ist jetzt ganz vorzüglich. Der Dolmetscher mußte ihnen sagen:

„Die Todesstrafe ist bei euch in Knutenstrafe umgewandelt.“ Sie eilten mit Dankesbeteuerungen von dannen. Sie eilten? Das konnte kaum einer von ihnen. Viele waren so zerschlagen, daß sie sich nur mühsam weiter-schleppen konnten. Ich muß noch bleiben. Der Rittmeister zeigt mir seine am Armband befindliche Uhr; es ist punkt 7. „Wenn um 7½ Uhr nicht die Wagen, mindestens 10 große, zur Stelle sind, brennt ganzer Ort.“ Neben mir steht wieder Lehrer R. Ich flehe ihn an: „Laufen Sie, so sehr Sie können, sagen Sie, was auf dem Spiele steht.“ Er läuft. — Der alte, am 9. März d. Js. entschlafene Rentier A. bittet den Rittmeister, den Ort nicht durch Feuer zu zerstören, lieber solle er ihn erschießen. Ich suche ihn zurückzuhalten. „Regen Sie den Rittmeister nicht noch mehr auf!“ Aber er reißt sich los und trägt seine Bitte vor, die jedoch mit der Hand abgewiesen wird. Offenbar hat Herr A. davon gehört, was auch mir erzählt war: Als nämlich auf dem Knieplatz sieben Männer abgeführt wurden, um erhängt zu werden, trat Lehrer a. D. G. zum Dolmetscher und bat, man möge ihn jetzt erschießen. Das wurde sogleich dem Rittmeister gemeldet. Dieses Anerbieten, freiwillig zu sterben, um andere zu retten, gefiel ihm. Er reichte dem mutigen Manne die Hand, belobte und entließ ihn.

Jetzt wurde auch auf mein und mehrerer Frauen Bitten gestattet, die Feuerspritze zu holen, damit das Feuer sich nicht weiter ausbreiten könnte.

Der Brand der von den Russen angezündeten Wohngebäude, Scheunen und Stallungen dagegen durfte nicht gelöscht werden.

Der Dolmetscher gab mir den Rat, dafür zu sorgen, daß die Bürgerwehr sofort die Ausgänge des Ortes besetze und keinen Fremden hereinlasse. Radfahrer sollten als verdächtig von der Bürgerwehr verhaftet werden. Falls in dieser Nacht ein Schuß falle, wäre der ganze Ort verloren.

Um 7½ Uhr waren genug Wagen zur Stelle; somit hatte mein Dienst beim Rittmeister ein Ende. Als mir nach 11 Uhr nachts Hospitalitin B. meldete: „Sie sollen sofort zu den Kosaken kommen“, jagte ich die Frau

fort und blieb unbelästigt. „Wohin fuhren die Wagen?“ fragte ich am nächsten Tage den Dolmetscher, Herrn Walter aus Riga. „Ich nehme an nach Insterburg, von wo sie uns Brot mitbringen werden.“ Darin irrte der liebe Pastorensohn! Die Reise ging nach Rußland. Einige jener Fuhrwerkßlenker schmachten in Sibirien, 4 andere sind aus Rußland entflohen.

Nachts fuhr ein Zeppelin über unseren Ort hinweg. Ist er ein Vorbote unserer nahen Befreiung? Wer weiß, wie die Russen uns morgen quälen werden!

Eine schreckliche Nacht nicht nur für Lehrer R. und mich, die wir uns gegen 2 Uhr mit Kleidern aufs Bett legten, nicht nur für 2 gepeitschte auswärtige Besitzersöhne, die im Pfarrhause Zuflucht suchten und sich unter Schmerzen wanden — im Bett blutige Spuren hinterlassend! Eine schauerliche Nacht besonders für die Hunderte, die geflohen waren und im Walde, in Feldgräben oder zwischen Grabhügeln ihr Bett machten. Viele blieben bis zum Morgen im Krankenhause, wo sie Aufnahme erbeten hatten.

Heiße Dankgebete wurden zum Himmel hinaufgesandt. „Heute hat Gott uns gerettet,“ so sagten mir auch solche, die sonst nicht von göttlichem Beistande zu sprechen pflegten. Für mich steht es fest, daß Gott, der diese grausige Qual zugelassen hat, auch durch solche Trübsal uns Segen bescheren wollte.

Der Hotelwirt L. kam in dieser Nacht nicht zur Ruhe. Er mußte viel und schnell laufen, um alle Wünsche seiner anspruchsvollen, an Sekt gewöhnten Gäste, der russischen Offiziere, zu befriedigen. Sie bezahlten, aber viel zu wenig!

Auch der Gemeindevorsteher R. hatte es nicht leicht. Er wurde aus dem Bette geholt, als ich nicht zu den Kosaken ging und mußte Hafer für neuangekommene Truppen herbeischleppen.

Die Soldaten schlugen ihr Lager im Freien auf Höfen auf, schlachteten von der Weide geholtes Vieh und lebten herrlich und in Freuden. (Daß sie sich nicht in unseren Häusern einquartierten, nahmen wir ihnen nicht übel.)

Ein Soldat aber zog es vor, in der nächsten Nacht zu entweichen. Auf dem Hospitalhose lag sein Gewehr und seine Uniform. In Zivilkleidung war er verschwunden. Sollten wir hiervon Meldung machen? Ein Schöffe ließ Gewehr und Uniform vergraben. Leicht hätte gegen mich als Hospital-Inspektor die Beschuldigung erhoben werden können, daß ich den Russen beiseite geschafft hätte.

Vor einem nochmaligen Knien vor barbarischen Menschen sind wir bewahrt worden. In Zukunft knien wir nur vor Gott!

Etwa 36 Stunden hatten wir diese Gäste hier, die zum Teil noch Unfug in einzelnen Häusern verübten. Dann, in der zweiten Nacht, waren sie verschwunden. Die von ihnen angedrohte und sehr gefürchtete Haus-suchung war nicht gehalten worden. Schade um verbrannte Uniformen!

Am Nachmittage des 11. September erschien Infanterie (Regiment Nr. 270) und ließ den Gemeindevorsteher R. und zwei Kaufleute als Geiseln holen. Diese Männer verdienen unseren Dank für ihr standhaftes Ausbarren.

Nach 24 Stunden waren die Feinde, 52 an der Zahl, von 4 deutschen Kürassieren aus dem Orte vertrieben. Bei der Verwirrung des Kampfes konnten die Geiseln flüchten. Zwanzig Personen baten um Aufnahme in das Pfarrhaus und warteten hier das Ende des Kampfes ab. Die Schüsse unserer braven, in Eilmärschen herbeigeeilten Soldaten waren Musik für unsere Ohren. Sie verloren 3 Pferde. Ein Reiter war am Bein verwundet und wurde, mit Blumen bedeckt, ins Krankenhaus getragen, wo er Pflege und bald Genesung fand. Nach Sonnenuntergang mahnte das Geläute unserer Kirchenglocken: „Nun danket alle Gott.“ Das war ein wundervoller Wochenschluß. Ein Hurra aus mehreren hundert Kehlen begrüßte die Kürassierschwadron unter Rittmeister von der Gröben, die dann mit einem Gefangenen abzog. Nachts waren wir ohne Schutz.

Am Sonntag, den 13. September, erschien morgens 8 Uhr die schon für den vorhergehenden Abend angekündigte Infanterie (Regiment Nr. 33) und Artillerie.

Trotz außerordentlicher Anstrengungen hatten diese Truppen nicht früher eintreffen können. Wenn das die in nächster Nähe lagernden Russen geahnt hätten, wäre diese Nacht wohl unsere letzte auf Erden gewesen. Die Zerstörung der Gotteshäuser von Heinrichswalde und Neukirch soll während des Gottesdienstes am Sonntag Vormittag geplant gewesen sein. Ein Schrapnell schlug in das Dach der Apotheke ein. Flüchtende Menschen erschienen wieder im Pfarrhause. Der Anfang des Gottesdienstes wird um 45 Minuten verschoben. Die Kirche muß aber ganz ausfallen, weil der Kampf vor den Thoren des Ortes entbrennt. Der Feind steht bei Nassental. (Wie gut, daß die Konfirmanden am vorigen Sonntag eingeseget sind!)

Nach einer Stunde wird uns gemeldet, daß 4000 Russen vor unserem nur 1800 Mann starken Heere die Waffen gestreckt haben! Der Feind hat 15 Tote, 42 Verwundete und viel Kriegsmaterial verloren. Auch der griechisch-katholische Geistliche ist gefangen. Unsere braven Soldaten haben keine Verluste. Leider hat eine russische Granate in Nassental eine junge Frau mit ihren zwei Kindern im Hause tödlich getroffen.

Eine bessere Aufnahme werden die bei uns abends einquartierten deutschen Truppen wohl an keinem Orte gefunden haben.

Verschiedene Male brach in Heinrichswalde noch eine Panik aus. Es hieß: „Die Russen kommen.“ Viele sind geflohen, um vor einer zweiten Kniezene bewahrt zu bleiben, aber der gnädige Gott hielt die Feinde von uns fern.

Auszug aus der Chronik der Kirchengemeinde Pöcken.

Von Pfarrer K o p f o w.

Am Freitag, den 31. Juli, wurde der Kriegszustand erklärt, am Sonnabend, den 1. August erhielten schon die Reservelleute mit der Frühpost die Einberufung zu einer „Übung“ und am Nachmittag 4 Uhr wurde die Mobilmachung bekannt gegeben. Ein einstündiges Läuten hat wohl manchem das Stoßgebet auf die Lippen getrieben: „Herr, laß uns nicht zu Schanden werden.“

Der erste Mobilmachungstag war der 2. August. Die Aufregung erstieg die Höhe, als am 2. Mobilmachungstage rote Anschläge an den Mauern die Einberufung des Landsturms II. Aufgebots verkündeten und sämtliche Männer von 17—45 Jahren zur Anmeldung beorderten.

Wie der Blitz schlug die Mobilmachung ein. Wohl wußte man, daß ernste Verwickelungen bevorstanden, seitdem es bekannt geworden, daß Osterreich von Serbien wegen Ermordung des Thronfolgerpaares in Serajewo energisch Genugthuung verlangte, man war aber doch der Überzeugung, daß es den Regierenden gelingen würde, die notwendigen Auseinandersetzungen auf Osterreich und Serbien zu beschränken. —

Nun war es doch nicht möglich geworden, der König ruft zu den Fahnen!

Die umfangreiche Mobilmachung hatte der gesamten Bevölkerung mit einem Schlage den Ernst der Lage zum Bewußtsein gebracht. Aber welche Ruhe, welche Gefasstheit und welche Begeisterung!

Am Sonntag, den 2. August wurde 8 Uhr morgens

für die ersten Ausrückenden ein Abendmahlsgottesdienst gehalten. Eine tiefe Bewegung ging durch die betende Gemeinde, zeitweilig war nur ein Schluchzen zu hören; auch der Gottesdienst um 10 Uhr zeigte eine ungeheuerere Ergriffenheit, doch gehoben und gestärkt ging die Gemeinde auseinander. Der von dem Kaiser für den 5. August befohlene Betgottesdienst war nur schwach besucht, weil die schon ausgezogenen Männer fehlten und weil die Gemeinden infolge Ausbleibens der Berliner Zeitungen von der Anordnung nichts oder zu spät erfahren hatten. Der Geistliche selbst erhielt die Kunde davon erst am 4. August abends, sodaß eine Benachrichtigung der Gemeinde nicht mehr möglich war. —

Die Bevölkerung hat unter der Abgeschlossenheit sehr zu leiden. Es drangen nur spärlich Nachrichten durch und damit war der Boden für alle möglichen unkontrollierbaren Gerüchte gegeben. Es ist erstaunlich, was alles gelogen und geglaubt wird. In besonderer Aufregung ist die Gemeinde durch die Aufforderung des Landrats, auf Geldautomobile zu fahnden, die in großer Anzahl durch das Land ziehen sollten und französisches Geld nach der russischen Grenze schaffen wollten. Die Gemeinden sind angewiesen, alle Wege abzusperren und keinen Wagen undurchsucht durchzulassen, auch wenn er mit preußischem Militär besetzt ist, weil die Franzosen in Verkleidung reisen. Da wurden dann in unsern Dörfern überall die Wege mit Brettern versperrt und Posten ausgestellt, die mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jeden Kraftwagen stellten. Gar manch kräftiges Wörtlein entfloh da dem Gehege der Zähne, wenn ein hoher Offizier, der es gewiß eilig hatte, einem Schneider- oder Schusterlein, der trutzig mit der Jagdflinte vor ihm stand, Rede und Antwort stehen mußte. Es geschah da sehr bald des Guten zuviel, die militärischen Kraftwagen wurden in ihrer Beweglichkeit durch das fortwährende Aufhalten außerordentlich beschränkt und sehr bald wurde der Eifer der Autogreifer amtlich gedämpft. —

Die Spionensucht trieb auch in Lothen ihre Blüten. Ein polnischer Abbaubesitzer, welcher auch der russischen Sprache mächtig ist, war verschiedenen Personen schon

lange verdächtig. Nun wurde plötzlich das Gerücht laut, daß dieser Besitzer in seiner Scheune oder auf seinem Gehöft ein ausländisches Auto verborgen halte. Das Gerücht trat schließlich mit solcher Bestimmtheit auf, daß der Amtsvorsteher von verschiedenen Seiten veranlaßt wurde, mit einem Gendarm eine Haussuchung vorzunehmen. In hellen Scharen mit allen möglichen Waffen ausgerüstet, zogen die noch vorhandenen Bürger Lockens nach dem Gehöft des „Verräters“, fanden aber natürlich nichts und zogen beschämt ab. —

Der Verdacht war vollständig unbegründet. Nur weil ein Mädchen behauptete, vor einigen Tagen eine Autospur auf dem Wege nach dem Gehöft gesehen zu haben, hatte die Volkspheantasie das Bild eines Vaterlandsverräters ausgeheckt. — Die Kraftwagensucherei hat noch ein anderes spaßiges Ereignis gezeitigt, das aber leicht ein böses Ende hätte nehmen können. Wenige Tage nach obigen Vorgängen wurde von irgendwem irgendwo gemeldet, daß in der Thomasheide im dichten Unterholz ein Kraftwagen verborgen stände. Daraufhin zogen dann wieder einige Bürger mit Gewehren des Kriegervereins in den Wald. Bald entdeckten sie auch den verdächtigen Wagen und eröffneten sofort mit 400 Meter Visier ein regelrechtes Gefecht. Ein Aufschrei belehrte sie auch bald, daß sie richtig gezielt hatten, nur war die enteilende Person nicht der fremdländische Kraftwagenführer, sondern eine Holzsammlerin, die mit ihrer Karre aus Furcht vor dem Förster ins Dickicht gefahren war. Sie war glücklicherweise nicht verletzt, das Auto aber, ihre Karre, hatte verschiedene Treffer aufzuweisen. Die Russen und alles übrige Gesindel sollen sich hüten! Wenn schon unsere zurückgebliebenen Unbrauchbaren derartige Treffsicherheit zeigen, was ist da wohl von unserm Heere zu erwarten!

Es kamen nun Tage schwerer Unruhe. Der Aufmarsch begann. Durch unsere Dörfer zogen fortwährend Truppen über Truppen und vor allen Dingen zahllose Kolonnen mit Munition und Bagage. Die Ortschaften waren wochenlang mit schwerer Einquartierung belegt. Die Bereitwilligkeit der Ortschaften zur Aufnahme der Truppen war überall vorhanden, es wurden keine Opfer

gescheut, den Soldaten, die voraussichtlich in nächster Zeit im Feuer stehen sollten, das Leben im Quartier möglichst angenehm zu gestalten, sie vor allen Dingen ordentlich satt zu machen. Es wurde aber vielfach von der Militärleitung Unmögliches verlangt. Die Belastung war zeitweise derartig, daß im Dorfe Loden nichts mehr an Lebensmitteln aufzutreiben war. —

Es hat aber alles schließlich ein Ende, auch die Not, welche die Einquartierung mit sich brachte. Es zeigten sich schon die Sanitätskolonnen, nun mußte ja der Aufmarsch bald beendigt sein. —

Die letzten „Sanitäter“ waren abgezogen, das Dorf Loden war plötzlich von Soldaten vollständig frei, wir glaubten nun für einige Zeit vollständig Ruhe zu haben. Es sollte aber anders kommen. —

Am Tage der Sonnenfinsternis fuhr ich in den Mittagstunden nach Langgut zum Konfirmandenunterricht. Auf der Hinfahrt schon fiel es mir auf, daß vereinzelt Sanitätsstruppen in beschleunigtem Tempo zurückkamen. Sehr bald erkannte ich auch mit Sicherheit Personen, die vor wenigen Tagen erst von Loden abgerückt waren.

In Langgut traf ich auch mehrere Offiziere, die ebenfalls mit ihren Kolonnen vor wenigen Tagen in Loden im Quartier gelegen hatten. Offiziere und Mannschaften machten einen gedrückten Eindruck, Fragen nach dem Grunde der Rückkehr wurden mit Achselzucken beantwortet. Nach einer Stunde wollte ich zurückkehren, brauchte aber zu dem Wege, den ich fast in einer Stunde zurücklegte, ca. 3 Stunden, weil die Straße durch die zurückfliehenden Kolonnen vollständig gesperrt war. Es war klar, daß unser Heer auf dem Rückzuge war, es mußte unbedingt irgend etwas geschehen sein. Die Straße machte bei der eben eingetretenen Finsternis einen unheimlichen Eindruck mit den schweigenden Menschenmassen. Das schweigsame Verhalten war geradezu auffallend. Es war nicht durch das Naturereignis, auch nicht durch die Abspannung infolge der Strapazen der Leute — die Leute waren seit 24 Stunden ohne Rast und Essen unterwegs — zu erklären. Es mußte irgend etwas Unangenehmes passiert sein. Das war auch tatsächlich der Fall. Der Feind

war in großen Massen über die Grenze gekommen und trotz aller Siege der Unsrigen war eine Rückwärtsbewegung notwendig geworden. Wir sollten auch sehr bald erfahren, wie ernst der Einbruch zu bewerten war. Nach wenigen Tagen zog wieder eine Kolonne nach der andern durch unser Dorf. So fröhlich die Scharen herausgezogen waren, so niedergeschlagen kamen sie jetzt zurück. Sie kamen auch nicht mehr ins Quartier, blieben nur wenige Stunden in Alarmstellung auf dem Felde, um dann weiter zurückzuziehen in der Richtung auf Mohrun gen oder Osterode.

Auch die ersten Flüchtlinge aus dem Kreise Neidenburg und Allenstein zeigten sich, und waren es zunächst nur Vereinzelte, über deren Angst von uns weidlich gespottet wurde, — der Spott verstummte, als unsere Fluren sich mit brüllenden Viehherden füllten, und die Menschenmassen mit ihrem manchmal ach so ärmlichen Hausgeräth sich im Weichbild unseres Dörfchens häuslich niederließen. Das goethische Bild mit Hermann und Dorothea stand wirklich vor Augen. —

Da gingen uns die Augen auf über das Elend, das der Krieg sehr bald über unser Ostpreußen gebracht. Es sind wohl sicher 2000 Flüchtlinge in Locken gewesen. Erschütternde Bilder waren da zu schauen.

Elegante Equipagen und Landauer mit allem möglichen Geräth beladen, zwischen Gepäckstücken Damen und Herren, die für gewöhnlich wohl bequemere Reisen in anderer Umgebung unternahmen, daneben alle möglichen Gefährte bis herab zum Hundekarren, geschoben und gestoßen meist von elenden Frauen, die überdies noch durch ein oder gar zwei Kinder auf dem Rücken belastet waren. Aber nirgends Wehklagen! Geduldiges Vorwärtsdrängen mit entschlossenen Mienen und ungebrochener Lebensmut! Wohin? die meisten hatten wohl kein bestimmtes Ziel. Nur vom Feinde weg! Mehr denn 2000 hielten unsere Gegend für vorläufige Niederlassung geeignet und richteten sich auf den Feldern ein.

Ein Gang am Abend zwischen den Lagerfeuern hätte Maler und Dichter befruchten können. Zunächst war von Nöten nicht viel zu merken, überall wurde gekocht und

geschmort und hier und dort erklangen geistliche und weltliche Weisen, und wenn man nicht gewußt hätte, daß es Flüchtlinge waren, die grause Kriegsnot von der Scholle vertrieben, hätte man das ganze sich darbietende imposante Bild für eine scherzhafte Mascherade halten können. Freilich am Tage schaute sich's anders an. Das Sonnenlicht verhüllte die sorgenvollen Gesichter nicht mehr, kaum bekleidete Kinder, in Lumpen gehüllte Kranke, die sich kaum fortbewegen konnten, zeigten die Not in grellen Farben. — Die Erzählungen der Flüchtlinge über die von den Russen verübten Greuelthaten waren fürchterlich und wenn man auch ein gut Teil davon der erregten Phantasie auf Rechnung setzen mußte, es blieb immer noch genug übrig, was einem schaudern machen konnte. —

Die offizielle Räumung der Regierungsstadt Allenstein, die Aufhebung der Postverbindung mit Gr. Gemern, die Sprengung der Bahngeleise in Bicsellen legte selbstverständlich auch unserer Ortschaft den Gedanken der Flucht nahe.

In militärischem Interesse mag die Geheimhaltung der Kriegslage notwendig sein. Für die Bevölkerung ist aber jede Unklarheit entsetzlich. Die immer mehr anwachsende Flüchtlingsmenge, immer sicherer auftretende Gerüchte von dem Vordringen des Feindes und dazu absolute Unkenntnis von den Gegenmaßnahmen unserer Armee, das mußte zu kopfloser Ratlosigkeit führen. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch die Ortschaften meines Kirchspiels sich auf die Flucht begaben.

In langen Zügen flüchteten Rammersdorf, Brückendorf, Gallinden usw. die Straße nach Saalfeld zu, und als nun die Nachricht von einem wahrscheinlichen Durchbruch der Russen bei Hohenstein auf Bicsellen eintraf, da hielt auch ich es als Pfarrer meiner Gemeinde auf Grund der mir von geflüchteten Amtsbrüdern mitgeteilten Erfahrungen für meine Pflicht, den Einwohnern von Lothen die Flucht anzuraten. Nur schwer habe ich mich dazu entschlossen, war aber von der Notwendigkeit überzeugt. Unvergeßlich wird mir die Nacht vor dem geplanten Abzuge sein. Ich war allein. Meine Söhne standen im Felde, der älteste als Leutnant im Infanterie-

regiment Nr. 18, der jüngste als Kriegsfreiwilliger im Artillerieregiment Nr. 79, meine Tochter als Oberpflegerin in Obernigk, meine Frau war vor wenigen Tagen mit einer Kranken zur Operation nach Königsberg gefahren. In aller Eile hatte ich die notwendigsten Sachen zusammengepackt, durchwanderte rastlos die Zimmer meiner Wohnung, sah immer wieder alles an, was wir uns in 26 Jahren mit meiner Frau unter mancherlei Mühen geschafft hatten und wartete auf den Morgen, der vorläufig für mich der letzte sein sollte im Pfarrhause zu Loden. Ueberdies quälte mich die Sorge um meine Frau. Eine Verständigung war mit ihr unmöglich gewesen, da alle telegraphische, telephonische und postalische Verbindung mit Königsberg aufgehoben war. Ich hatte also begründete Aussicht, vorläufig von meiner Frau getrennt zu bleiben. Die Stimmung war eine äußerst gedrückte, sie wurde nicht erhöht durch den Kanonendonner, der am frühen Morgen einsetzte und immer stärker wurde. Die Flucht sollte mit Anbruch des Morgens beginnen. Glücklicher Weise kam es für mich nicht dazu. Ich ließ nur mein Dienstmädchen und die Gemeindegewesener vorausfahren und beauftragte sie, in Saalfeld auf mich zu warten. Ich selbst wollte erst den gänzlichen Abzug meiner Gemeinde abwarten und schließlich, wenn es sein mußte, zu Fuß dann ebenfalls flüchten. Ich danke meinem Gott inständigst, daß er in letzter Stunde noch diesen Entschluß mir eingegeben. Wagen auf Wagen rollte an mir vorüber, mit tränenden Augen winkten wir uns Abschiedsgrüße zu, da — gegen Mittag wurde an den Postagenturen die amtliche Nachricht verbreitet, daß der Feind auf beiden Flügeln geschlagen sei und auch die Mitte zu weichen beginnt. Das war ein lichter Sonnenstrahl in dem entsetzlichen Dunkel dieser Tage. Schon am nächsten Tage erhielten wir die amtliche Kunde, daß der Feind auf der ganzen Linie von Soldau bis Millenberg vernichtend geschlagen sei, und alle Fluchtgedanken waren verschwunden. Sehr bald kehrten die geflüchteten Bewohner von Loden und Umgegend zurück, außerordentlich froh darüber, das Heim noch unzerstört zu finden. Freilich nicht überall waren die verlassenen Wohnungen unverfehrt geblieben.

Neue Einquartierungen hatten vielfach Wohnungen, die verschlossen waren, mit Gewalt geöffnet und sich darin rücksichtslos eingerichtet. Vor allen Dingen hatten die verlassenen Wirtschaften unter der rücksichtslosen Ausnutzung durch die Flüchtlinge zu leiden, auch unter der Beutegier zurückgebliebener minderwertiger Elemente. Gewisse Leute machten es sich mit sichtlicher Freude in fremdem Eigentum bequem, sie wurden durch niemand gehindert. —

Die Ruhe, die nach den Tagen von Tannenbergr eingetreten, hielt nicht allzulange vor. Wohl hatten sich die hier in Lothen zusammengekommenen Flüchtlinge nach und nach wieder verzogen, doch immer neue durchziehende Föhren gaben uns den Beweis, daß an der Grenze immer noch gefährliche feindliche Kolonnen vorhanden, die immer wieder Einbrüche unternahmen und die Grenzbevölkerung beunruhigten und aus ihren Sizen vertrieben.

Ein außerordentliches Glück war es, daß während der Hauptfluchtperiode andauernd schönes Wetter herrschte. Wenn auch die Nächte schon empfindliche Kühle zeigten, die Tage waren wolkenlos schön und warm, so daß der Aufenthalt im Freien für die armen Flüchtlinge doch erträglich war. Und doch, wie viele, namentlich von den Kindern mögen sich in dieser Zeit den Keim zu schwerem Siechtum geholt haben!

Daß die Kriegslage auch für unsere Gegend eine äußerst bedenkliche gewesen und immer noch war, wurde uns durch das Einrücken eines Arbeitskommandos von 1500 Mann bewiesen. Die Arbeiter standen unter dem Kommando eines Pioniermajors und sollten in aller Eile von der Ortschaft Wochmien bis zum Mariensee im Kreise Pr. Holland Befestigungen anlegen. Diese Arbeiterkolonne wurde für die gänzlich ausgesogene Ortschaft eine außerordentliche Last. Es wurde auch die Einrichtung eines Notlazaretts in der Schule in Lothen notwendig, das von meiner inzwischen aus Königsberg zurückgekehrten Frau geleitet wurde. Sehr hilfreich erwies sich dabei die Gemeindegchwester, die seit Mai 1914 in Lothen stationiert ist. Durch das Militärlazarett erhielt die Ortschaft auch wieder ärztlichen Beistand, was sehr

angenehm begrüßt wurde, weil der ansässige Arzt und Apotheker von der Flucht noch nicht zurückgekehrt waren. Die Kosten für Einrichtung des Lazarett wurden von der Militärbehörde getragen. —

Die Opferwilligkeit des Kirchspiels zeigte sich von Beginn des Krieges an von der besten Seite. Die Kirchenkollekten wiesen bei gutem Besuch eine Höhe auf, wie sie niemals für möglich gehalten wurden. Während früher an großen Festtagen bei außerordentlichen Veranlassungen eine Kollekte von 20 Mark schon eine ganz außerordentliche Leistung war, brachten jetzt gewöhnliche Sonntage Kollekten von 50 Mark und mehr. Um die Sammlungen für das Rote Kreuz hat sich besonders der vaterländische Frauenverein in Loden sehr verdient gemacht. Der Frauenverein hat dem Kreisverbande vom Roten Kreuz aus eigenem Vermögen sofort 1000 Mark für das Lazarett zur Verfügung gestellt und außerdem bis zum 1. Januar 1915 durch Sammlungen noch etwa 3000 Mark zusammengebracht. Die sonstigen Liebesgaben an Wollfächer usw. neben rund 100 Weihnachtspaketen sind ebenfalls recht bedeutende gewesen. Die Gemeinde ist sich bewußt, daß es noch weiterer Opfer und Anstrengungen bedürfen wird, um die Schäden des Krieges einigermaßen zu mildern.

Aus dem Kirchspiel Loden-Langgut sind 538 Mann ins Feld gezogen. Besonders schmerzlich wurde die Einberufung des Landsturms II. Aufgebots empfunden. —

Zunächst wurde ja der Landsturm nur zur Bewachung von Brücken usw. im Inlande verwendet, sehr bald aber mußten die Landsturmlaute in die Schützengräben hinein und anfangs 1915 wurden die wieder in Ostpreußen eingedrungene und vor Loden liegenden Russen in der Hauptsache doch nur vom Landsturm aufgehalten. Auch mancher Landsturmmann hat schon seinen Tod gefunden im Kampfe für das Vaterland. Im ganzen sind im Kriegsjahre 1914 aus dem Kirchspiel Loden-Langgut 20 Mann gefallen.

Wie lange wird der Krieg noch dauern?

Die großartigen Erfolge zu Anfang des Krieges im Westen, das glänzende beispiellose Vordringen durch Bel-

gien ins Herz Frankreichs hinein, ließ bei uns, nachdem auch die Russen in zwei Schlachten unter noch nie dagewesenen Verlusten geschlagen waren, den Gedanken aufkommen, daß das Weihnachtsfest 1914 schon den Frieden bringen würde. Man hoffte mit aller Bestimmtheit auf baldige Einnahme von Paris. Die spärlichen amtlichen Nachrichten ließen doch baldigst durchblicken, daß im Westen eine wenig erfreuliche Veränderung eingetreten, daß unsere Truppen viel zu schnell ohne genügende Deckung im Norden Frankreichs vorgeedrungen waren und nun zur Vermeidung von Umgehungen auf dem rechten Flügel wieder zurückgenommen werden mußten. — Nun heißt es, sich in Geduld fassen, die Stellungskämpfe im Osten und Westen sind auf langsame gegenseitige „Abnutzung“ eingerichtet. Das schlechte Wetter macht energisches Vorgehen unmöglich, es kommt nun alles darauf an, auszuhalten und den Gegner durch fortwährende Angriffe zu beunruhigen und zu ermüden. Diese Kampfart widerstrebt zwar unserm Wesen, sie ist uns aber vom Feinde aufgezwungen. Wir sind indessen der festen Zuversicht, daß der Feind an beiden Fronten niedergerungen werden wird und daß Frankreich und Rußland schließlich am Ende ihrer Kraft sein werden.

Die Nöte der Kriegszeit sind im allgemeinen für unser Kirchspiel sehr erträglich. Die Belästigung durch die Flüchtlinge hatte schon Ende September 1914 aufgehört, die Militärdurchzüge wurden auch immer seltener und seit Oktober 1914 scheint alles wieder im alten Gange, auch die Schulen haben wieder den Unterricht aufgenommen.

Bei den Gottesdiensten ist auch kaum zu merken, daß 500 Mann im Felde stehen, die Andachten sind viel besser besucht als im Frieden.

Die Lebensmittel sind wohl erheblich teurer geworden, Petroleum ist nur sehr selten und in ganz geringen Mengen zu erhalten, man nimmt aber alles ruhig hin in fester Zuversicht auf baldigst bessere Zeiten. Die Landwirtschaft wird mit dem Kriegsjahr wohl zufrieden sein; die Ernte konnte zum großen Teil gut eingebracht werden, die durch die Flüchtlinge verursachten Schäden sollen günstig ent-

schädigt werden. Die Preise für Roggen, Weizen usw. versprechen gute Verwertung der Erträge, die Bestellung der Felder konnte einigermassen rechtzeitig bewerkstelligt werden. —

Der Lockener Darlehnskassenverein hat unter dem Kriege glücklicherweise wenig zu leiden gehabt. Immer wieder auftauchende Kriegsgerüchte hatten eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen schon im Frühjahr 1914. Es wurde auch die Rückzahlung einiger Einlagen verlangt, von einem Sturme auf die Kasse, wie er anderswo beobachtet worden ist, war aber bei uns zu keiner Zeit die Rede, auch nicht nach Ausbruch des Krieges. Die Gläubiger beruhigten sich sehr schnell, als ihnen erklärt wurde, daß Zahlungen nicht stattfinden könnten und als die Russen aus Ostpreußen vertrieben waren, dachte man nicht mehr daran, die angemeldeten Ründigungen aufrecht zu erhalten, obgleich die Kasse zur Zahlung bereit war. Es wurden im Gegenteil neue Einzahlungen gemacht, und die Rechnung des Jahres 1914 weist gegen das Vorjahr keinerlei Rückgang in den Spareinlagen auf. Das ist gewiß ein gutes Zeichen für das unerschütterliche Vertrauen auf den endlichen Sieg unserer Waffen. Der Geschäftsverkehr war für 8 Wochen unterbrochen, weil die Bücher vergraben werden mußten, Mitte November aber wurde der Geschäftsbetrieb wieder endgültig aufgenommen. —

Von wirklicher Kriegsnot ist in unserm Kirchspiel auch jetzt, nachdem Deutschland seit 6 Monaten im Kriege steht, nichts zu spüren. Auch die Beschlagnahme von Getreide durch den Staat zur Vermeidung von Ernährungsschwierigkeiten nimmt man im allgemeinen gleichgültig auf in dem festen Vertrauen, daß der Staat die sichersten Wege finden wird, das Vaterland zu retten. Der Verzicht auf das frische Gebäck berührt uns auf dem Lande nicht. Die meisten Einwohner unseres Kirchspiels haben doch immer nur gelegentlich einmal den Genuß frischer Semmeln sich gönnen können, weil nur die wenigsten Ortschaften eine Bäckerei unterhalten können, für diese also ist die neue Backordnung, wonach frisches Gebäck nicht verabsolgt werden darf, ohne jede Bedeutung und

uns in Locken, die wir den Vorzug hatten, von zwei Bäckereien täglich frisches Gebäck zu erhalten, ist die altbackene Semmel sehr bald mundgerecht geworden, sie soll übrigens auch weit gesunder sein als frische. Auch das Kriegsbrot — eine vorgeschriebene Mischung von halbfein gemahlenem Roggenmehl und Kartoffeln bekommt durchaus.

Eins aber wurde während der Kriegszeit als schwerer Übelstand empfunden: Das zeitweilige Ausbleiben jeder Nachricht. Die notwendigen Truppenverschiebungen und Truppenzufuhren machen zeitweise Sperrungen für den Privatverkehr nötig. Diese Zeiten sind für uns Landleute geradezu unerträglich, wenn alle Zeitungen und Briefe ausbleiben und wir nur auf die knappen telegraphischen Berichte angewiesen sind, die oft genug auch nicht ausgehängt werden. Aber die Post sind während des Krieges viel Klagen laut geworden. Ob die Überwindung der zweifellos vorhandenen ungeheueren Schwierigkeiten möglich gewesen wäre, kann nicht beurteilt werden. Die tatsächlichen Zustände waren aber trostlos. Die Soldaten haben unsere Sendungen aus der ersten Zeit vielfach gar nicht erhalten, Geldsendungen und wertvolle Pakete sind spurlos verschwunden. Die Angehörigen im Felde klagen über Vernachlässigung durch die Heimat, und uns vergeht der Mut, noch irgend etwas zu schicken, weil man sich sagen muß, daß doch nichts ankommt.

Weihnachtspakete, welche Ende November zur Post gegeben wurden, waren Ende Januar noch nicht in den Händen der Adressaten. —

Das ist tief bedauerlich! Regelmäßige Verbindung mit den Angehörigen im Felde ließe uns alle Nöte dieser Zeit leichter tragen. — Wenn unser Kirchspiel auch für gnädige Bewahrung vor Überflutung durch Feindemassen — wir haben ja nur den Donner von Tannen-berg gehört und einige gefangene Russen gesehen — nicht genug danken kann, die Kriegsnot liegt uns in den Gliedern und unsere Seele schreit nach Frieden. Jeder Gottesdienst beginnt jetzt mit dem niederländischen Gebet: „Wir treten zum Beten“. Die Gemeinde singt das Gebet stehend, niemand hat es ihr geheißt. Man merkt jedem Einzelnen

die Bewegung an, ob dies Lied nun schon gar oft gesungen und wie ein gewaltiger Schrei aus gepreßter Brust klingt immer der Schluß: „Herr mach uns frei!“

Daß der Friede doch käme. Wie wollten wir jubeln und jauchzen!

Kriegserinnerungen aus dem Zuchthaus.

Von Strafanstaltspfarrer Lenkeit, Insterburg.

Als am Sonnabend, den 31. Juli 1914 gegen 6 Uhr abends die Glocken der Stadt Insterburg die soeben vom deutschen Kaiser angeordnete Mobilmachung von Heer und Flotte verkündeten, drang ihr ernster Ton auch durch die vergitterten Fenster meiner Zuchthausgemeinde. Als bald erhob sich auch dort ein Raunen und Flüstern, ein Fragen und Raten über die Weltereignisse, die diesem entscheidenden Schritt folgen mußten. Ein Gedanke aber bewegte in jener Stunde wohl alle Herzen, nämlich der, ob nicht vielleicht das Mobilmachungsgeläut, das so viele Söhne des Vaterlandes aus der gewohnten Umgebung und Beschäftigung riß, auch für die Gefangenen wesentliche Veränderungen, d. h. Freiheit bedeute. Ist doch unter den 450 Sträflingen ein großer Teil vorhanden, der auch einst in Ehren — oder Unehren des Königs Rock getragen und nun hofft, auf dem Schlachtfelde fürs Vaterland seine Menschenwürde wieder herzustellen. Wenn sie auch alle um ihrer Verbrechen willen den Ausschließungschein aus dem Heere einst erhalten haben, so suchen sie doch verstohlen aus ihren Papieren den alten, lieben Militärpaß vor. Ein Wort ihres obersten Kriegsherrn würde genügen, um ihn wieder zur Geltung zu bringen, die Eisentore der Strafanstalt öffnen sich, der braune Kittel wird mit dem feldgrauen Waffenrock vertauscht und hinaus kann es gehen in die Freiheit, in den Kampf, in den Tod fürs Vaterland. Was das Leben gefehlt, soll der Tod süßnen. Da sind die andern, die keine Hoffnung auf

kriegerische Vorbeeren hegen können, die Alten und die ganz Schlechten, die mit sich, Gott und dem Vaterlande Zerfallenen, sie hegen eine Hoffnung anderer Art in ihrer Brust und flüstern davon mit den Schlafgenossen: „Jetzt endlich werden die Deutschen für all das Unrecht, das ihnen deutsche Richter und Staatsanwälte zugefügt, gründlich gestraft werden, die Feinde werden unsere Armeen schlagen, die alten guten Freunde draußen werden eine mächtige Revolution gegen den verhassten Staat und sein Oberhaupt durchsetzen, die Russen dringen siegreich vor, öffnen im Zuchthaus Tür und Thor, und sie sind frei, frei zu neuen Verbrechen, zu denen ja die Gelegenheit nie so günstig sein kann wie im Kriege, in dem ja sowieso alles drüber und drunter geht.“ Da sind endlich die Stillen und Gedrückten, die haben Weib und Kind zu Haus, die ohne sie verderben. Freilich, zur Zeit ihrer Straftaten vergaßen sie Gatten- und Vaterpflicht, aber jetzt in der höchsten Not der Ihren kann der Staat sie doch nicht vergessen, sie müssen frei werden, um ihren Familien in Kriegsnöten zur Seite stehen zu können.

So ging in jenen Tagen ein Sehnen und Hoffen in nie gekannter Stärke durch die Seelen der Strafanstaltsinsassen. Und wenn ich damals durch die Zellen und Arbeitsäle ging, so waren viele hundert Augenpaare auf mich fragend gerichtet und mancher zupfte mich bescheiden am Armel oder fragte drohend: „Ist es schon so weit, oder müssen wir noch länger warten?“ Da ist mir dann das Antworten nicht leicht geworden, denn manchem armen Schächer hätte ich es in jener großen Zeit gerne gegönnt, wenn sie ihm auch Großes, das Höchste, die Freiheit gebracht hätte. Ich wandte mich auch mit einer Eingabe an das Ministerium und bat, diejenigen die als Handwerker und Landarbeiter draußen dem Staate gute Dienste leisten könnten, wenn sie dessen würdig wären, zu beurlauben; bat auch für einst besonders tüchtige Soldaten (Unteroffiziere usw.) um Wiedereinstellung ins Heer. Die Antwort, wenn sie überhaupt erfolgte, lautete ablehnend, es waren noch übergenug Arbeiter und Handwerker vorhanden und die deutsche Armee kann im Gegensatz zur englischen und russischen keine Ehrlosen in

ihren Reihen brauchen. Nur einige wenige, kaum ein halbes Duzend, die in ihren Familien, zumal als Grundbesitzer, sehr nötig gebraucht wurden, erhielten Urlaub bis zu 6 Monaten, nur dreien brachte der Krieg die vorzeitige Freiheit. Die andern warteten und warten noch darauf, erst geduldig und lauernd, dann ungeduldig und frech und die Aufsichtsbeamten, von denen nur die Hälfte nicht zu den Fahnen zu eilen brauchte, hatten damals einen schweren Stand. Manch ein Fluch gegen das Vaterland wurde laut, mancher Renitente mußte gefesselt werden.

Ich selbst hatte mir acht Tage vor Ausbruch des Krieges bei einem Unfall zwei Rippen gebrochen. Der Arzt stellte mir in Aussicht, daß ich in frühestens acht Wochen wieder dienstfähig sein würde. Nun, da der Krieg ausgebrochen, litt es mich trotz Arzt und Gattin nicht mehr im Bett, ich ließ mir einen noch festeren Verband anlegen und ging zu meiner Gemeinde. Da kam der 6. August, der Tag, an dem nach des frommen Kaisers Gebot überall in deutschen Landen Kriegsbetgottesdienst gehalten werden sollte. Diese historische Predigt mußte ich natürlich selbst in meiner Gemeinde halten und wenn nach ihrem Schluß auch ein Ohnmachtsanfall meinen patriotischen Leichtsinn belohnte, ich hatte mit Gottes Hilfe doch in meiner Ansprache einen vollen Erfolg. Ich sagte unter anderem, daß das Vaterland auch seiner geringsten Söhne Dienst in dieser Zeit brauche und wer jetzt doppelt fleißig als Militärschneider, -schuster oder -tischler seine Pflicht tue und durch doppeltes Wohlverhalten den wenigen übriggebliebenen Aufsichtsbeamten ihr schweres Amt erleichtere, der tue dem Vaterlande nach Maß seiner Kräfte auch einen schätzens- und dankenswerten Dienst. Und damit der vaterländischen Tat patriotischer Dank auf dem Fuße folge, versprach ich, allsonntäglich im Anschluß an die Predigt und am Mittwoch in der Bibelstunde Kriegsberichte zu geben. Auch sollten diese Berichte den Lügennachrichten und Übertreibungen entgegenwirken, die schon damals begannen, die Phantasie der Einsamen zu erhitzen. Bald konnte ich zu meiner großen Freude feststellen, daß meine Aufforderung zu vaterländischer Mit-

arbeit im Zuchthause nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen war. Der Arbeitsinspektor berichtete mir schmunzelnd, daß die Zahl der täglich fertiggestellten Waffentröcke sich steigere und die Aufseher rühmten das Wohlverhalten ihrer Schützlinge. Auch noch in anderer Hinsicht hatten meine Worte einen ungeahnten Erfolg. Während es sonst an den Sonntagen eine Menge Leute gab, die sich vor den Gottesdiensten mit allerhand Ausreden (Krankheit, Beschäftigung bei den Hausdiensten usw.) zu drücken wußten, war mit einem Schlage die Kirche jetzt überfüllt und diejenigen, die früher vom Besuch der Gottesdienste auf meinen Wunsch befreit waren, weil sie erklärten, das nicht glauben zu können oder wollen, was ich in den Gottesdiensten vortrug, entdeckten plötzlich ihre religiöse Gesinnung und baten, wieder zu den Gottesdiensten zugelassen zu werden, was ihnen natürlich gerne gewährt wurde. Nur einer, der mich oft in den Predigten durch sein zynisches Lachen gestört hatte, sollte auch weiterhin den Gottesdiensten ferngehalten werden. Da sehe ich ihn in der nächsten Bibelstunde aufmerksam unter den übrigen sitzen und als ich nach deren Schluß den Aufseher darüber befrage, wie der Mann in die Kirche komme, kommt es heraus, daß er den alten Aufseher auf seine listige Art beschwast hat: Ihm sei nur der Zutritt zu den Gottesdiensten verboten und am Mittwoch sei bloß Bibelstunde, da dürfe er hingehen. Natürlich durfte er von jetzt ab wieder an allen Gottesdiensten teilnehmen, bis er nach einem halben Jahre wieder bat, ihnen wieder fern bleiben zu dürfen. Die vielen Siegesnachrichten, die ich berichten konnte, hatten ihn, den ausgesprochenen Deutschenhasser doch noch mehr geärgert, als meine Predigten in Friedenszeiten. Der Umschwung in der Gesinnung der Leute war in jenen Tagen ein derartiger, daß wir alle daran unsere helle Freude hatten. Er spiegelt sich am besten wieder in dem Brief eines „Lebenslänglichen“, der mir von ihm im Auftrage der Schneiderstation überreicht wurde. Er lautet wörtlich folgendermaßen: Geehrter Herr Pfarrer! In dieser ernstesten Zeit, wo Jünglinge zu Männern und Alte zu Jünglingen am Geist werden, wollen Sie auch uns ein Wort gestatten.

von den Gefühlen, die viele auch von uns Ausgestoßenen beseelen. Auch wir Gefangene sind Deutsche und viele auch Soldat gewesen und empfinden Knechtschaft vielleicht viel tiefer als mancher in Freiheit, der sie nicht kennt aber doch zittert vor der Möglichkeit in russische oder französische zu geraten. Die Deutschen politisieren, kritisieren und räsonnieren gern, aber ist Not am Manne, ist er auch am Platz und tut seine Pflicht. Ein Gefangener, der seine Pflicht Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein tut, still und treu, ohne Anerkennung, nur aus dem Empfinden, es ist dies die einzige Sühne, die ich der beleidigten Gerechtigkeit leisten kann, ist gewiß ein so guter Patriot wie der, der „Hurra“ ruft und glaubt, damit genug getan zu haben. Die inneren Empfindungen eines Gefangenen kommen selten an die Oberfläche, noch seltener zu den Ohren seiner Vorgesetzten, und wo man sie erfährt, werden sie nicht geglaubt oder gar verhöhnt, was wunder, wenn die Gefangenen dieselben in sich verschließen? Aber in diesen Tagen sind sie zutage getreten: Tiefes Bedauern, ja Tränen darüber, jetzt hier sitzen zu müssen und nicht auch Leib und Leben mit dran geben zu können. Wir wissen auch aus Erfahrung, daß die Guld- und Gnadenströme Seiner Majestät selten so hoch gehen, daß ein Tröpflein davon dieses Berges Spitze erreicht und stehen den Amnestiegerüchten deshalb mißtrauisch gegenüber, denn für uns Gefangene war kein Vertreter im weißen Saale zu Berlin und hat durch Handschlag Seiner Majestät vergessen des Alten und Treue und Einigkeit der Parteien in dieser ernsten Zeit gelobt. Dennoch wollen auch wir Ausgestoßene aus der allgemeinen Brüderschaft in Zukunft unsern Patriotismus dadurch beweisen, daß wir auch ferner still unsere Pflicht tun, unserm Heere den Sieg und Seiner Majestät die Genugtuung wünschen, in Not und Gefahr ein Volk um sich zu wissen, wo jeder einzelne willig Leib und Leben daran setzt, des Vaterlandes Grenzen zu sichern und dem Feinde den Einmarsch zu wehren. Wir Gefangene möchten aber doch auch gerne Opfer bringen und bitten deshalb den Herrn Pfarrer bei der Direktion, nötigenfalls bei der Regierung zu beantragen und unsern Wunsch zu befür-

worten, für das Rote Kreuz von den Gefangenen Beiträge beisteuern zu dürfen.

Mit aufrichtiger Hochachtung

die Gefangenen:

(Folgen 14 Unterschriften.)

Dem in obigem Briefe ausgesprochenen Antrage konnte trotz des sympathischen Eindruckes den er im ersten Augenblick macht, aus verschiedenen Gründen nicht entsprochen werden. Einmal hatte damals und hat noch heute das Rote Kreuz Mittel genug, um seine gesegnete Tätigkeit durchzuführen und kann deshalb der wenigen teuer verdienten Groschen der Gefangenen entbehren, andererseits war bei dem wankelmütigen Charakter der Anstaltsinsassen zu befürchten, daß Leute, die ihre Spenden gegeben hatten, später darauf fußend ungebührliche Forderungen in Bezug auf Erleichterung der Hausordnungsbestimmungen stellen würden. Jedoch wurde den Leuten in weitgehendstem Maße gestattet, aus ihrem Arbeitsverdienst Unterstützungen an ihre Angehörigen zu schicken. Von dieser Erlaubnis wurde denn auch ausgiebiger Gebrauch gemacht und dadurch manches längst zerrissene Heimatband wieder neu geknüpft. Übrigens hatte obiger Brief noch sein besonderes Schicksal. Ich ließ ihn in der „Täglichen Rundschau“ zum Abdruck bringen und erhielt bald darauf eine Menge Zuschriften von Philanthropen, die sich für den Verfasser des Briefes interessierten, eine sogar aus Klein-Asien.

So vergingen bei fleißiger Arbeit und stets regem Interesse an den Tagesneuigkeiten die ersten drei Kriegswochen und niemals war ein irgendwo aus Versehen liegen gebliebenes Zeitungsblatt ein so begehrter Handelsartikel als in jenen Tagen. Auch noch auf andere Weise bekamen die Leute etwas vom kriegerischen Leben zu sehen und zu hören. Am Fuße des Anstaltsberges befand sich auf einer großen Wiese seit Beginn des Krieges eine Fliegerstation. Jeden Morgen in der Frühe erhoben sich von hier die wackeren Flieger zu ihren Erkundungsflügen, überflogen die Anstalt und zogen gen Osten, der Sonne entgegen; jeden Abend kehrten sie mit sinkender Sonne in prächtigem Gleitflug wieder heim. Ein

immer gern und mit Bewunderung geschauter Anblick zumal für die, die außer der Mauer nur eben einen Streifen am Himmel zu sehen bekamen. Auch die mehrfachen nächtlichen Schießereien auf Spione in der Stadt drangen an das Ohr der Schlummerlosen und erregten ihre kriegerische Phantasie. Nicht selten geschah es auch in jenen Tagen, daß durchziehende Feldgrauen in die Anstalt kamen, um dem dort inhaftierten Vater oder Bruder Lebenswohl zu sagen. Da gab es dann viele erstaunte Augen und manche kleine Freude darüber, die Soldaten in den Waffenröcken zu sehen, die vielleicht erst kurz vorher bei uns fertiggestellt waren.

Dann aber kam der denkwürdige 20. August, der Tag, an dem auf Befehl des Ministeriums die gesamte Anstalt wegen der Gefahr einer Russeninvasion nach Rawitsch in Posen verlegt wurde. Schon einige Tage vorher war den Beamten dieser geheim zu haltende Befehl bekannt gegeben und die Gefangenen schlossen aus den allerhand notwendigen Vorkehrungen auf bevorstehende große Ereignisse. Da flackerte für manchen noch einmal eine letzte, unvermutete, große Hoffnung auf Freiheit auf: Bei dem Riesentransport von 450 Gefangenen müsse es doch wohl möglich sein, in geeignetem Augenblick zu entweichen. Auch diese letzte Hoffnung ging übrigens dank der getroffenen Vorsichtsmaßregeln zunächst nur zweien gelang es auf einer Station im Dunkel der Nacht zu entweichen. Sie haben sich auch nicht lange der goldenen Freiheit erfreuen können; sie hatten eben nicht mit den damals an allen Wegen und Brücken aufgestellten Militärposten gerechnet, denen sie nach Verlauf von wenigen Minuten in die Arme liefen.

Auf den Wirtschaftshof der Strafanstalt mündet ein Strang der Insterburger Kleinbahn. Hierhin wurden die Eisenbahnwagen geleitet und hier wurden die Leute verladen. Jeder Mann erhielt eine Tagesration Brot und Speck und eine Wasserkanne für jeden Wagen. Nachdem das Verladen glücklich beendet war, mußten wir noch stundenlang auf die Abfahrt warten. An jenem Tage nämlich tobte die Schlacht bei Gumbinnen, von der her der Donner der Kanonen auch zu uns herüberdrang,

und das Generalkommando war zunächst außerstande, die außer den Aufsehern notwendige Begleitmannschaft zu stellen. Erst am Nachmittag trafen 30 Landwehrleute ein, die Karabiner wurden geladen und der endlose Zug fuhr zum Hauptbahnhof ab. Hier wurden unverzüglich die Leute in die großen Staatsbahnwagen umgeladen, je 35 Mann mit einem Aufseher und zwei Landwehrleuten in einem mit Sitzen versehenen Viehwagen, die Kranken in einem solchen mit Matratzen. Ich selbst nahm meine Familie, bestehend aus Frau und sechs Kindern — das jüngste fünf Wochen alt — gleich mit, die anderen Familien, die damals noch meinten zu Hause bleiben zu können, sind 24 Stunden später in hastiger Flucht nachgefolgt. Die 30 stündige Reise verlief ohne Unfall. Das Neue der Situation regte zunächst die Leute an und aus manchem Wagen erklangen Heimatlieder. Später wurden die Leute müde und verhielten sich ruhig, nur gegen Schluß der Reise machte sich eine gesteigerte Nervosität bemerkbar, die bei einigen sogar in hysterischen Krampfanfällen ausartete. Unterwegs gesellten sich noch zu uns 50 geistesranke Gefangene aus der Graudenzer Anstalt, die auch nach Rawitsch überführt wurden. Erheiternd war die Aufnahme, die wir auf den verschiedenen Stationen erfuhren. Die meisten hielten uns für russische Gefangene, ganz Schlaue wußten, daß wir ungarische Husaren seien und brachten uns lebhaftere Ovationen. An einer Stelle stand zufällig eine Dorfschule mit wehenden Fahnen, die uns mit patriotischen Weisen begrüßte. Bei eintretender Dunkelheit des nächsten Tages trafen wir an unserem Reiseziel an. Ein sehr starkes Militärkommando mit aufgepflanztem Seitengewehr nahm uns in Empfang und in langem Zuge ging es durch die stark belebten Straßen der Stadt, die zur Feier des eben bekannt gewordenen Sieges von Mex in schönstem Flaggenschmuck strahlte. Als letzter traf ich mit meinen Kranken in der Strafanstalt ein, deren Transport auf Möbelwagen ich zu leiten übernommen hatte. Die Leute wurden in Arbeitsfälen zu hundert auf Stroh gelagert und spät nachts gelangte ich zu meiner Familie, welche in einem Gasthof Unterkunft gefunden hatte.

Am nächsten Tage begann für uns Beamte der schwierigste Teil unserer Kriegserlebnisse. Bei der Eile des Ausbruchs war es unmöglich gewesen, Arbeitsmaterial mitzunehmen und hier war für so viele Hände natürlich auch nichts vorhanden. So saßen denn die Leute tagelang ohne jede Beschäftigung da, und da auch im Zuchthause Müßiggang aller Laster Anfang ist, so gab es viel Unbotmäßigkeiten und die Lage der Beamten war in jenen Tagen oft recht kritisch. Um die Leute zu beruhigen, besuchte ich sie in den Sälen, stieg auf einen Stuhl oder Tisch ermahnte zur Ordnung und erzählte von den Heldentaten unserer Krieger. Auch ohne strenge Bestrafung (Kostverlust, Arrest) ging es damals nicht ab, hatten doch die Leute sogar eine Geige aus der Schule gestohlen, und ein Kundiger spielte in der Nacht zum Tanz auf, während andere ihre irgendwie gefaupelten Zigaretten im Strohlager rauchten. Mit der Beschaffung von Arbeitsgelegenheit trat dann auch bald wieder die gewohnte Ordnung ein. Nur unsere geistig Minderwertigen versuchten einmal noch einen Aufstand, bei dem sie sich aber nur blutige Köpfe und Arreststrafen holten.

Inzwischen waren die Russen in Insterburg eingezogen und hatten sich auch in der Strafanstalt nach ihrer Weise häuslich niedergelassen. In den Anstaltsräumen lagen russische Mannschaften, in unseren Wohnungen und Büros hausten die Herren Offiziere. Mein Amtszimmer, das kurz zuvor recht sauber neu eingerichtet war, hatte ein Stabsarzt mit Beschlag belegt. Seine erste Tat war, aus Schränken und Behältern Bücher und Akten herauszureißen und zerfetzt auf den Fußboden zu werfen. Erst jetzt scheint sich der Akademiker wohlgeföhlt zu haben, denn er hat drei Wochen in diesem Wust gehaust. Nach dieser Zeit hatte — dank Hindenburg — die Russenherrlichkeit in Insterburg ein Ende. Am 10. September verließen die Russen in wilder Flucht die Anstalt, manch einer kehrte schon am nächsten Tage nunmehr als Gefangener in die Räume zurück, in denen er sich kurz vorher als Herr wohlgeföhlt hatte. Vor ihrer Flucht hatten die Russen die großen Brotvorräte, die sie in der Anstaltsbäckerei hergestellt hatten, durch Begießen mit Petroleum

ungenießbar gemacht. Als sie nun als Gefangene wieder kamen — es lagen zeitweilig über 4000 in der Anstalt — soll der Kommandant geäußert haben: „Über den Russengeschmack wollen wir nicht streiten“, und die Leute haben das Petroleumbrot aufessen müssen. Augenblicklich ist die Anstalt noch mit Verwundeten und Gefangenen belegt, und es ist vorläufig keine Aussicht vorhanden, daß wir in absehbarer Zeit in die Heimat zurückkehren. Man sollte meinen, daß es dem Zuchthäusler gleich wäre, ob er in dieser oder jener Anstalt seine Strafe verbüßte; das Gegenteil ist der Fall, sie sehnen sich alle nach der „Heimat“ zurück, und Beamte sowie Gefangene üben sich täglich in der vornehmsten Zuchthausstugend — Geduld.

Was der große Krieg von 1914 über Johannisburg gebracht hat.

Von Pfarrer Hensel, Johannisburg, Ostpr.

1. Die ersten Kriegstage.

Unser Kreis gehört zu den 6 oder 7 ostpreußischen Kreisen, die jenseits der Befestigungen der masurischen Seenplatte und der Angerapplinie liegen. Er war daher von vornherein den Schrecken des Krieges ganz besonders ausgesetzt. Zeigte doch schon das Fehlen militärischen Schutzes vor und bei Beginn des Krieges, daß mit einer ernstlichen Verteidigung dieses Grenzgebietes nicht gerechnet werden konnte. Kein Wunder, daß da der Bevölkerung eine große Aufregung sich bemächtigte, als der Kriegszustand erklärt, und Brücken und Wege abgesperrt wurden.

Schon der 1. August 1914 brachte uns ein erstes Opfer des Krieges: Der Besitzer eines Autos wurde von einem deutschen Posten angeschossen und starb wenige Tage später an den Folgen der Verletzung. — Da Johannisburg von der russischen Grenze nur etwa 20 km entfernt liegt, mußte man sich auf einen russischen Einfall von vornherein gefaßt machen. Er kam denn auch gleich

am ersten Mobilmachungstage, Sonntag, den 2. August. Nachdem schon vorher dunkle Gerüchte von dem Überschreiten der Grenze durch russische Kavallerieabteilungen laut geworden waren, erschien an dem genannten Tage eine Kosakenschwadron vor Johannsburg. Die Eingänge zur Stadt waren inzwischen von 18 Infanteristen besetzt worden. Ganze 6 Mann hielten die Straße, auf der 150 Kosaken heranritten. Es entspann sich ein lebhaftes Gefecht, das etwa 1½ Stunde dauerte. Die tapferen 6 Männer — wenn ich nicht irre, waren es 147 er aus Lych — unterhielten ein so heftiges Feuer, daß die Kosaken offenbar annahmen, Johannsburg wäre von einer größeren Abteilung besetzt, und daher den Kampf aufgaben und sich zurückzogen. Dem Mute der kleinen Schar verdanken wir es, daß auf die Stadt selbst bis zum 22. August kein russischer Vormarsch unternommen, sondern die Richtung über Bialla nach Uryß und Lych gewählt wurde. Freilich kamen die Kosaken am 4. August wieder, aber mit demselben Ergebnis, wie das erste Mal. Nur zündeten sie in dem letzten Dörfchen vor der Stadt 3 Gehöfte an, weil ein Dorfbewohner ein russisches Gewehr, das die Kosaken zurückgelassen, nach der Stadt gebracht hatte. Zur Nacht wurden in diesen ersten aufgeregten Kriegstagen die deutschen Posten aus der Stadt zurückgezogen, so daß Johannsburg schutzlos dalag. Man kann sich die Aufregung der Bürger denken! Viele flüchteten zur Nacht auf die Wiesen und in den Wald, mehrere Familien suchten Schutz in meinem Pfarrhause und im Gemeindehause.

Schon am 3. August begann das Elend der Flucht der Landbevölkerung. Hatten doch die Kosaken an diesem Tage in einem Dörfchen meines Kirchspiels 2 junge Leute in bestialischer Weise ermordet und einen Familienvater nebst einem dritten Jünglinge verwundet. Ersterer ist dem furchtbaren Lanzenstich, den er in den Kopf erhielt, auch noch erlegen. Dazu rauchten ringsum in weitem Kreise die Brände! Die Kosaken, 6 junge Burschen, zündeten die Bahnhöfe und auch benachbarte Dörfer an, und schauerlich wälzten sich die schwarzen Rauchwolken in der stillen, klaren Luft zum Himmel empor, weithin

die Anwesenheit der Nordbrenner anzeigend. Die Bauern kamen zu mir und erklärten zähneknirschend: „Wir würden diese 6 Gallunken totschlagen, aber was wird aus uns, wenn die russische Armee nachfolgt?“ — So blieb ihnen nichts anderes übrig, als durch eine Flucht wenigstens ihr Leben zu retten. Mit wenigem armseligen Hausrath und Betten beladen, zogen die Wagen in langen Reihen durch die Stadt, brüllende Herden folgten, oder zogen voran, getrieben von den Besitzern, die ihr trauriges Loos in geduldiger Ergebung und Festigkeit zu tragen verstanden. Da die Post ihre Räume schloß, war Johannisburg von aller Welt abgeschnitten, und in der Provinz verbreitete sich das Gerücht, die ganze Stadt wäre eine Brand- und Trümmerstätte, Frauen und Kinder ermordet u. dergl. Was die Familienväter, die im Felde standen, bei dieser Nachricht gelitten haben, kann sich jeder leicht denken. — Als das Generalkommando nach wiederhergestellter Fernsprechverbindung hörte, daß Johannisburg von den Russen nicht besetzt wäre, entsandte es zur großen Freude und Beruhigung der geängsteten Einwohnerschaft eine stärkere Reiterabteilung und bald darauf auch eine Kompagnie der 151er. Die Stimmung der Truppen war ruhig und würdig. Kein Übermut, aber auch keine Verzagtheit!

Von den Kosaken kommen indessen wieder schlimmere Nachrichten: sie nehmen den Bauern Geld und Uhren weg und zünden ihnen die Höfe an. Aber diese Nachrichten wirken nicht mehr so aufregend, wie in den ersten Tagen; man gewöhnt sich an alles, wenn sich auch das Herz zusammenkrampft, daß man den armen Leuten so gar nicht helfen kann. Der Kampf gegen eine ganze Welt von Feinden zwingt zu militärischen Maßnahmen, bei denen die des natürlichen Schutzes entbehrenden Grenzgebiete preisgegeben werden müssen. Das fangen die Landleute auch an, einzusehen, und zeigen eine rührende Ergebung in ihr Schicksal und eine bewundernswerte Treue gegen ihren König. Schon diese vorbildliche Haltung der masurischen Bevölkerung in den ersten, schweren Kriegstagen ist eine glänzende Widerlegung der nichtswürdigen verleumderischen Beschuldigung, die noch 8 Monate

später im Lande herumspukt, daß nämlich in Ostpreußen besonders viele Verräter gewesen seien. Mir ist in den ganzen 3 Monaten, die ich in dem Kriegsgebiete in stetem Verkehr mit den Offizieren zugebracht habe, im Kreise Johannisburg kein einziger Fall von wirklichem Verrate vorgekommen. Was man von den Windmühlen fabelt, ist wirklich lächerlich! Dreht die Mühle ihre Flügel, ist es Verrat! Steht sie still, ist es auch Verrat! Kurz, die Windmühlen können sich bewegen oder stehen, immer sind sie Beweise einer schauerlichen Verrätereil! Wie leicht es zu solchem Gerede kommt, hat mir nachstehender bezeichnender Vorfall bewiesen. Ich besuche eines Tages die Verwundeten im Kreiskrankenhause und frage einen von ihnen, wie er zu seiner Verwundung gekommen ist. Er berichtet mir folgendes: „Mein Kamerad und ich radelten als Patrouille nach einem Dorfe hinter Biälla. Von weitem sehen wir vor dem Dorfe eine Frau am Chauffeegraben sitzen. Als sie uns erblickt, läuft sie ins Dorf hinein. Wir hinterher, und in demselben Augenblick kommen auch schon die Russen aus dem Dorfe und schießen auf uns. Mein Kamerad fällt tot vom Rade, ich mit einem Fleischschuß durch das Bein in den Graben. Da hat doch dieses Weib uns den Russen verraten!“ Als ich darauf hinweise, daß die Flucht der Frau vor den aus der Ferne herankommenden Soldaten doch ganz natürlich sei und mit dem Herankommen der Russen in keinem Zusammenhange zu stehen brauche, also auch kein schlüssiger Beweis für geübten Verrat sei, meint der Verwundete: „Na, eigentlich nicht! Nachher ist es mir ja in dem Dorfe auch besser gegangen. Ich schleppte mich nämlich nach einem Hause, wo eine Frau mich sofort in den Keller versteckte. Auf die Klappe, die den Eingang zum Keller in der Stube verdeckte, schüttete sie Kartoffeln, stellte einen Sad darauf und eine Fußbank und setzte sich selbst darauf, Kartoffeln schälend. Es dauerte auch nicht lange, da kamen die Russen und sagten: „Hier ist ein Verwundeter im Hause! Seine Blutspur führt hieher, wo ist er?“ Die Frau erklärte, daß ich nicht mehr da sei, aber die Russen kamen gleich wieder und sagten: „Die Spur führt nicht weiter, er

muß hier sein!“ — Sie suchten das Haus und den ganzen Hof ab und kamen etwa 4 mal zu der Frau mit Fragen und Drohungen. Sie blieb aber standhaft, sodaß die Russen schließlich weggingen. In der Nacht brachte sie mir zu essen und zu trinken, erschien aber dann nicht mehr. Ich saß nun den ganzen Tag in banger Erwartung in meinem dunkeln Versteck, bis gegen Abend jemand die Klappe aufmacht, und mein Leutnant mir zuruft: „Na, sind Sie denn noch am Leben?“ Ich war gerettet! — Voller Freude suche ich meine Lebensretterin, um ihr zu danken. Aber sie ist nicht da, und als ich die erwachsene Tochter frage: „Wo ist denn die Mutter?“ da bekomme ich die traurige Antwort: „Die haben die Russen fortgeschleppt, weil sie Sie nicht verraten wollte!“ — „Und da haben Sie mir gesagt, daß Sie verraten wären?“ „Ja, entschuldigen Sie, Herr Pastor! Man redet eben so nach, was man immer hört!“ —

So ist es in der That: Man redet nach, was das allgemeine unverantwortliche Geschwätz vorredet, und bedenkt nicht, welch ein schweres Unrecht man damit den schon so schwer heimgesuchten, armen Ostpreußen tut.

Die Bevölkerung Ostpreußens hat auch diesmal ihre Treue genau so herrlich bewiesen, wie vor 100 Jahren. Rein leeres Gerede wird ihr den Ruhmetitel auswischen, der unvergänglich wie mit goldenen Buchstaben in den Blättern der Geschichte verzeichnet steht! Ich wollte einmal sehen, wie die Einwohner anderer Provinzen sich benehmen würden, wenn sie so gezwungen würden, Haus und Hof, Hab und Gut im Stiche zu lassen und wie Bettler in der Fremde umherzuirren? Ob man dann auch nur darüber klagen würde, daß sie nicht arbeiten wollen, weil sie von den Anstrengungen der Flucht und der Unruhe ihres leiderfüllten Daseins in ihren Kräften zermürbt und in ihrer sonstigen Arbeitsfreudigkeit beeinträchtigt sind? — Was Ostpreußen gelitten hat, das hat es für ganz Deutschland gelitten, und darum sind auch alle Einsichtigen mit herzlicher Theilnahme für diese einst so blühende Provinz erfüllt, die jetzt in einem großen Theile und besonders in Masuren zur Wüste geworden ist.

Groß sind die Nöte und Schrecken gewesen, die auch unser Kreis Johannsburg über sich hat ergehen lassen müssen.

Zwar brachte der Anfang des Krieges uns auch frohe Nachrichten und Erlebnisse, so z. B. als 14 Radfahrer der 151er eine ganze Kosakenschwadron im nächtlichen Bivak überfielen und ihr 17 Pferde und eine Menge Lanzen und Sättel abnahmen. Da spürten wir es: Der deutsche Mut und die kosakische Feigheit werden mit Gottes Hilfe schon so mit einander fertig werden, wie wir es erhoffen.

Traurig ist es, daß auch die russisch-polnische Grenzbevölkerung in unseren deutschen Grenzdörfern zu plündern anfing. Ein Kosak soll einem preußischen Bauern mit Bezug auf diese Diebe gesagt haben: „Schlagt die Hunde tot, damit man nicht sagt: die Kosaken haben geplündert!“ Es gibt also auch unter diesen sonst so rohen Gesellen Leute mit Ehrgefühl. — Wie froh waren wir, als am 7. August von Bialla her die Kunde kam, daß dort den Russen die ersten 8 Geschütze abgenommen seien; freilich genügte dieser Erfolg nicht, um die russischen Truppen zurückzutreiben. Sie blieben in beunruhigender Nähe unserer Grenze stehen.

In Johannsburg war aber doch einigermaßen wieder Ruhe eingekehrt: die jungen Mädchen gaben sich fleißig der Arbeit des Roten Kreuzes hin, die Kaufleute machten wieder ihre Läden auf, die Bauern erschienen vom Lande mit ihren Erzeugnissen, und die Genossenschaft nahm sie ihnen zu angemessenen Preisen ab, so daß dadurch ein Kriegswucher nicht aufkommen konnte. Es schien, als sei der Krieg an uns vorübergerauscht und wollte uns verschonen. Leider begann sich daraufhin auch gleich eine leichtfertiger Stimmung bemerkbar zu machen, so daß ich in der Kirche vor einer Herausforderung der göttlichen Strafgerichte bis zur Verwüstung der Häuser warnen mußte. Die Losungsworte, über die nun täglich in Kriegsgedetsstunden gepredigt wurde, gaben von selbst eine so ernste Mahnung an die Hand.

Auch sorgte die Einlieferung von verwundeten Soldaten und Zivilpersonen dafür, daß der Ernst des Krieges,

auch nachdem der erste Schrecken vorüber war, nicht vergessen werden konnte. Im Kreiskrankenhause fand ich unter anderen Verletzten auch einen sehr elenden 67 jähr. Mann, dem ein Rosake durch einen Säbelhieb vom Pferde herunter den Schädel gespalten hatte, weil er ihn bat, ihm doch sein Häuschen nicht abzubrennen. Der Verwundete ist nach 8 Tagen an der grausigen Verletzung, die von hinter dem Ohre bis an das Kinn reichte, gestorben. — Es dauerte nicht lange, da lastete über Johannisburg wieder eine unheimliche Schwüle: man hörte von heftigen Gefechten zwischen Lych und Bialla und am 19. August von dem Rückzuge unserer Truppen. Daher lag denn auch wieder alles in Fieberschauern. Ich beschloß nicht zu fliehen, sondern zu bleiben, es sei denn, daß die Stadt wegen eines Artilleriegefehctes geräumt werden sollte. Dieser Entschluß machte der quälenden Ungewißheit ein Ende und brachte mir eine große Beruhigung.

2. Die erste Flucht und Rückkehr.

An eines hatte ich aber nicht gedacht: nämlich an die Tatsache, die uns am 21. August von Lych berichtet wurde, daß die Russen friedliche Bürger in die Kriegsgefangenschaft wegschleppen könnten. Diese unglaubliche Tatsache wurde leider bestätigt. Es war kein Zweifel mehr daran: in Lych hatten die Russen den Landrat, den Bürgermeister, 3 Stadtverordnete und die beiden ersten Pfarrer als Geiseln mitgenommen! Ich gehe daher zu unserem Superintendenten und wir beschließen, dem bevorstehenden Russeneinzuge aus dem Wege zu gehen, um nicht als Vertreter der Stadt fortgeführt zu werden, dann aber sobald wie möglich wieder heimzukehren. So kam es — ganz unvorbereitet — zur Flucht. Auf dem Wege nach Rudczanny stauten sich die Wagen. Der Bergungszug war unterdessen auch abgegangen. Am Wege brannte der Wald! Die flüchtenden Bauern, die brüllenden Herden, schreiende Menschen und — am Himmel die Sonnenfinsternis, das war ein Bild, das sich mir unvergeßlich in die Seele geprägt hat. — Am nächsten Tage zogen die Russen in Johannisburg ein, etwa 25

bis 30 000 Mann stark. Auch hier wurden der Landratsamtsverwalter und der Bürgermeister, weil von einem preussischen Posten am Walde auf die russische Vorhut geschossen war, gefangen genommen, auf einen Wagen gesetzt und nach Rußland abgeschoben. Nur dem Umstande, daß der Wagen in dichte Infanteriezüge hineingeriet und lange warten mußte, verdanken es diese beiden Beamten, daß sie von einem Offizier wieder zurückgeführt und losgelassen wurden, weil er einsah, daß sie für die Verwaltung der Stadt unentbehrlich waren. Sechs junge Leute, die nicht schnell genug geflüchtet waren, wurden von den Russen gefangen und 3 von ihnen kurzer Hand erschossen, ihre Leichen in den Kanal geworfen, die anderen 3 nach Rußland abgeführt, wo sie in der Nähe der Grenze auch erschossen und verscharrt sein sollen. Im Übrigen aber benahmen sich diese feindlichen Truppen einigermaßen anständig, vielleicht weil sie wenig Zeit hatten und schnell weiter mußten. Sie drangen dann auch mit solcher Eile vor, daß ihre Spitze schon am 25. August über Sensburg hinaus kam. Hier war unterdessen dieselbe Aufregung entstanden wie in Johannsburg. Dieselben traurigen Bilder eiliger Flucht wiederholten sich. Die behördliche Anordnung, daß alles Vieh und alle Erntevorräte jenseits der Weichsel geschafft werden sollten, steigerte, weil nichts mehr durchführbar war, die Aufregung. Ein Glück war es, daß das Wetter so schön und warm blieb. Sonst wären auch wohl mehr Einwohner zurückgeblieben. So aber war Sensburg fast leer. Die Wasser- und Gasversorgung hörte auf und brachte mit Bezug auf die Abortanlagen die größten Unannehmlichkeiten. Am 26. Aug. trieb es mich unwiderstehlich heim. Ich spannte ein Rößlein eines geflüchteten Amtsbruders vor den Wagen und fuhr mit meinem Dienstmädchen, das ich nicht mehr hatte nach Hause gehen lassen können, weil ihre Eltern in dem von den Russen besetzten Gebiete wohnten, nach Sensburg. Meine Frau war schon zu Anfang des Krieges erkrankt und in Sicherheit gebracht.

Vor Sensburg hält uns bereits ein russischer Posten an, ein junger, gutmütig aussehender Kosak, und bittet

um Brot. Den Eingang zur Superintendentur wehrt uns ein weniger Vertrauenerweckender Kosak. Ich suche daher im Hotel einen russischen Offizier auf, um mir einen Passierschein nach Johannisburg zu besorgen. Er weist mich nach der Kaserne. Vor deren Thor lasse ich Fuhrwerk und Mädchen zurück und gehe zur Kommandantur, wobei ich über die auf der Erde dicht neben einander liegenden Dragoner und Kosaken herübersteigen muß. Man läßt mich am Eingang des Hauses lange warten. Als ich hineingehen will, brüllt mich ein baumlanger Offizier mit wutverzerrtem Gesichte an: Ich verstehe ihn nicht und warte weiter. Unterdessen fällt mir der Gedanke an Fuhrwerk und Mädchen mit Besorgniß auf's Herz. Ich beordere einen Kosaken, nachzusehen, ob beide noch vorhanden sind. Er leistet willig und freundlich Folge und bringt die beruhigende Auskunft, daß das Fuhrwerk mit der Insassin noch auf der Straße steht. Endlich erscheint der Divisions-Adjutant, ein deutscher Kurländer, und erklärt, daß er mir keinen Passierschein nach Johannisburg geben könne, weil die Straße noch mit russischer Infanterie belegt sei. Ich sollte noch 1—2 Tage warten, dann würde sie frei sein, und ich ohne Schein nach Hause können. Zugleich sagte mir der Russe etwa Folgendes: „Sie können uns einen Gefallen tun. In Sensburg ist die Stadtverwaltung geflohen; die Lebensmitteläden sind verschlossen. Wir wollen sie nicht aufbrechen, weil das nach Plünderung aussieht. Nun kommen aber Ihre Leute und bitten uns um Brot. Sorgen Sie dafür, daß eine provisorische Stadtverwaltung von den zurückgebliebenen Einwohnern gewählt wird, die die Lebensmittel aus den Läden verteilt.“ Als ich erwidere: „Ich kenne hier fast keinen Menschen, wie soll ich da eine Stadtverwaltung zusammenbringen?“ meint der Russe: „Werden Sie doch selbst Bürgermeister!“ Ich danke für diesen Ehrenposten, versprach aber, ein Stadtoberhaupt zu suchen, wenn man mir einen Soldaten als Schutzwache mitgäbe, damit ich nicht, wie vorher, auf Schritt und Tritt angehalten würde. Es wurde nun ein Einjährig-Freiwilliger Unteroffizier herbeigerufen, mit dem ich mich in polnischer Sprache gut ver-

ständigen konnte, und der mich nun zur Stadt begleitete. In aller Gemütlichkeit erzählte er mir vom Kriege, daß in Frankreich 12 deutsche Armeekorps vernichtet, der Kaiser vergiftet, der Kronprinz mit einem Schulterschuß nach Aachen ins Lazarett gebracht wäre usw. „Und daß es Ihnen hier im Osten schlecht geht, sehen Sie ja selbst.“ Ich erwiderte: „Nun, der Krieg ist ja noch nicht zu Ende, sondern fängt eben erst an.“ — „O, das wird nicht mehr anders! In 3 Tagen sind wir in Berlin. Ihre ganze Macht steht ja in Frankreich, und hier kann uns nichts aufhalten.“ Das alles sagte der Mann in voller Überzeugung ohne Hohn und Ruhmredigkeit mit aller Freundlichkeit. Offenbar war den russischen Soldaten derartiges vorgeredet, um sie mutig und zuversichtlich zu machen — und in denselben Tagen erfüllte sich an ihnen bereits das Schicksal von Tannenberg! — — Wir fanden nun auch glücklich einen Kreis Kommunalbeamten, der die schwere Aufgabe eines Bürgermeisters in einer Zeit, wo alle Ordnung sich löste, auf sich zu nehmen bereit war. Der russische Unteroffizier blieb auch nach dieser Feststellung noch bei mir, so daß ich ihn fragte, ob ich etwa auf anständige Weise bewacht werden sollte. Er verneinte das fast erschrocken darüber, daß ich ihm so etwas zutraue, und empfahl sich in herzlicher und höflicher Weise. Die Kavallerie-Division, der er angehörte, war offenbar eine besonders auserlesene Truppe, denn als sie fortzog, war auch nicht ein Haus in Sensburg geplündert, mit Ausnahme der Wohnungen in den Kasernen, die auch damals schon vernichtet wurden. Am nächsten Tage kam dieselbe Truppe wieder: geschunden und verbunden und viel weniger zahlreich. Also hatten unsere Truppen sie doch aufgehalten, und der Weg nach Berlin war kein Spaziergang! —

Da man geschlagenen Russen aus dem Wege gehen muß, wartete ich in einer Hinterstraße den Durchzug, der sich übrigens wieder ohne Plünderung vollzog, in Ruhe ab, nahm mein Kößlein und fuhr bei Sonnenuntergang heimwärts. Dunkle, stille Wälder nahmen mich vor Ulta in ihren Schoß auf, und da Rudczanny von den Russen besetzt sein sollte, und ich daher dort in der Nacht nicht durchfahren konnte, übernachtete ich in dem genannten

Dorfe bei meinem alten Freunde, dem Apotheker Tri-
 bukeit. Auch er konnte berichten, daß der russische Durch-
 zug ohne besonderen Schaden in seiner Gemeinde ver-
 laufen war. Am nächsten Morgen ging es weiter nach
 Rudczanny. Hier fand ich in der That eine russische Be-
 satzung. Die Panzertürme und Drahtverhaue der deutschen
 Befestigungen waren ohne Kampf aufgegeben, die Brücken
 gesprengt und lagen im Wasser. Die gesprengte Eisen-
 bahnbrücke hat uns Johannisburgern in der Folgezeit
 noch viele Verdrießlichkeiten bereitet. Vor der Brücke
 stand ein russischer Unteroffizier Posten. Er hielt mich
 mit wenig freundlichem Gesicht an und fragte nach dem
 Ziel meiner Reise, und was ich da wollte. Als er hörte,
 daß ich Pfarrer wäre, fragte er: „Deutscher Pfarrer?“ —
 „Evangelischer Pfarrer!“ — „Haben Sie einen Revolver
 bei sich?“ — „Nein!“ — „Auch nicht in dem Koffer?“ —
 „Nein, da sind Kleider und Wäsche“. — „Was haben
 Sie in dem Wagenkasten? Lassen Sie einmal nach-
 sehen!“ — „Sie sind doch deutscher Pfarrer?“ —
 „Ich bin evangelischer Pfarrer!“ — Das verstand der
 Russe offenbar nicht, bis ein polnischer Soldat ihm sagte:
 „To Ksiazdz proboszcz“ (Das ist ein Pfarrer, ein Probst).
 „Aha,“ meinte der Unteroffizier, offenbar mich für einen
 katholischen Probst haltend, weil ich mit ihm polnisch
 sprach. Vielleicht verdanke ich es diesem Umstande, daß
 ich nicht gefangen genommen wurde. Aber der Russe
 hegte doch noch sichtliches Mißtrauen, denn er schaute
 mir mit einem wenig angenehmen Gesichtsausdruck lange
 und prüfend ins Auge. Ich hielt seinem Blicke lächelnd
 Stand, griff in meine Tasche und reichte ihm und den
 anderen Soldaten, die meinen Wagen umstanden, 4 Zi-
 garettenkästchen, die ich für solche Fälle mitgenommen
 hatte. Da verklärten sich aller Mienen, die Soldaten
 rissen sich um die Päckchen, und ich konnte weiterfahren
 — über die von den Russen wiederhergestellte Brücke
 zur letzten Station, meinem lieben Johannisburg. Wie
 bebte mein Herz, als ich den Kirchturm von ferne erblickte!
 Was würde ich in meinem Hause finden? — Was ich
 kaum zu hoffen gewagt, es war Tatsache! Mein Haus
 war völlig unberührt. Ja, die Russen hatten, weil es

ein kirchliches Gebäude ist, ebenso wie in Sensburg einen Posten vor das Haus gestellt, einen jüdischen Soldaten, von dem die Nachbarn zu erzählen wußten, daß er in unserer Kirche kniend gebetet habe, während ihm die Tränen über die Wangen liefen. Nicht einmal den Fernsprecher hatte man in meinem Hause beseitigt, es war überhaupt von keinem russischen Fuße betreten worden. Andere Häuser der Stadt waren arg geplündert, aber doch nur in beschränkter Zahl. In einem Falle hatte eine mutige Rechtsanwaltsfrau die plündernden russischen Soldaten bei der That betroffen, sich sofort zu einem russischen Offizier begeben und um Schutz gebeten. Wohl kam der Offizier und jagte die Burschen mit Knutenhieben aus dem Hause. Als er aber fort war, kehrten sie wieder und schlugen aus Rache alles kurz und klein. Im ganzen war Johannisburg jedoch ziemlich glimpflich davon gekommen. Ein Jammer war es, daß sich in der nachfolgenden Zeit auf den verlassenen Gütern so viel herrenloses Vieh herumtrieb. Fremde Hände molken die Kühe, fremde Hände ernteten das Heu ein, die eigentlichen Besitzer standen im Felde, die Frauen hatten fliehen müssen, niemand kümmerte sich um die Wirtschaft — gewaltige Werte sind dabei verloren und zu Grunde gegangen. —

Schon am 30. August, als ich in der Kirche stehe, sehe ich wieder russische Soldaten vorbeiziehen: zwei Schwadronen Dragoner haben die Stadt besetzt. Aber einer ihrer Rittmeister ist ein Baron von Stadelberg, ein evangelischer Kurländer, dem ich als ehemaliger Pfarrer des Grenzdörfchens Gehsen 4 Kinder in 13 jähriger Nachbarschaft getauft habe: eine große Beruhigung für mich und ein Glück für die Stadt, die insolgedessen in diesen Tagen von den Russen nicht geplündert wurde, da der Rittmeister auf strenge Ordnung hielt: Sogar die Konfirmanden vom Lande kamen wieder zum Unterricht. Die Kriegsandachten wurden ungestört gehalten, auch die Glocken geläutet, ohne daß wir wußten, daß lediglich aus diesem Anlaß in Santoppen bei Kößel der katholische Pfarrer mit seinem zum Besuch weilenden Freunde und einer Anzahl von Dorfbewohnern, darunter

sogar 2 Frauen, von den Russen erschossen wurden, weil sie in dem Glockenläuten Zeichen für den Feind erblickten.

Am 2. September erhalten wir die frohe Botschaft, daß die immerhin unbehaglichen russischen Gäste in der Nacht die Stadt verlassen haben, und Rudczanny von den Unsrigen nach kurzem Kampfe wieder eingenommen ist. Wir fahren dorthin, um die Freunde zu grüßen. Auf dem Wege empfangen wir die Kunde von dem gewaltigen Siege bei Tannenbergl! Welch ein frohes Wiedersehen und welch eine Sedanfeier nach den bangen Wochen, in denen wir von unsern Lieben nichts gehört hatten!

3. Neue Gefechtstage.

Als wir von Rudczanny heimkehren, sagen uns die Leute in dem letzten Dorfe vor der Stadt: „Fahren Sie nicht nach Johannsburg! Da liegen an der Gasanstalt wieder Kosaken!“ Da wir ihnen nicht in die Hände fallen wollten, machten wir einen Umweg und erreichten unser Heim von einer anderen Seite der Stadt. Die Kosaken lagen hinter dem Flusse und hatten sich verschanzt und Eisenbahn- wie Fahrbrücke mit Posten besetzt, dagegen weiterhin nach der feindlichen Seite keine Posten ausgestellt. Es konnte daher schleunigst Hilfe aus Rudczanny erbeten werden. Sie erschien um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens. Die beiden offenbar betrunkenen und schlafenden Posten auf der Eisenbahnbrücke wurden niedergestochen, aber ein Kosake, der sein Pferd im Flusse tränkte, schlug Lärm und so gelang die Überraschung nicht ganz. Die Kosaken setzten sich vielmehr heftig zur Wehr, aber vor der Übermacht mußten sie bald weichen. Ihr Rittmeister, der am Abend vorher den Befehl gegeben hatte: „Morgen früh 7 Uhr darf die Stadt geplündert werden!“ geriet in Maschinengewehrfeuer und erhielt 2 Schüsse durch die Brust, und seine Kehle, die den gottlosen Befehl gegeben, war durchschossen, eine furchtbare Wunde klappte am Halse, so fiel er als Gefangener in die Hände der Unsrigen. Er ist in erstaunlich kurzer Zeit wieder trans-

portfähig geworden und nach Allenstein gebracht, ein Beweis für die Zähigkeit dieser Steppensöhne! —

Die Kosaken waren nun zwar verschwunden, aber schon am zweiten Tage rückten gleich von 3 Seiten größere Massen russischer Infanterie an, dazu auch Geschütze und Maschinengewehre. Es kommt am 5. September zu einem heftigen Gefecht. Die Stadtjugend sammelt sich auf dem Wege nach Bialla vor der Stadt, um sich das Schießen anzusehen. Als ich dazu komme, reißt sie aus. Wahrscheinlich hat sie Kugeln pfeifen hören. Man sieht in etwa 3 km Entfernung den Rauch der russischen Geschütze. Es wird von beiden Seiten stundenlang geschossen. Als es dunkeler wird, kann man deutlich die Flugbahn der Geschosse verfolgen. Ich muß zum Abendgottesdienst, während draußen noch Geschütze donnern. Mitten in der Ansprache erfolgt in der Nähe eine schwere Detonation. In der vor der Stadt gelegenen Kolonie Lupken brennen mehrere Gehöfte. Sie sind von unserer Artillerie in Brand geschossen. Die armen Leute! Wo mögen sie geblieben sein?

In der Stadt wimmelt es von Kavallerie. Auch Alanen sind vereinzelt eingetroffen. Zwei Feldgeschütze und ein Maschinengewehr rücken an. Auf den Straßen ist großer Lärm. Pferdegetrappel und Wagenrollen hören nicht auf. Nur Infanterie fehlt. Die Landstürmer sind die einzigen Vertreter dieser Waffe.

Am Sonntag Morgen geht das Schießen wieder los. Während des deutschen Hauptgottesdienstes wird das Geschützfeuer sehr heftig. Einzelne Häuser am Südrande der Stadt erhalten Volltreffer.

Im Krankenhause tröste ich einen sterbenden Dragoner. Die Worte des Liedes: „Da will ich glaubensvoll dich fest an mein Herz drücken,“ spricht er mit ganz besonderer Inbrunst. Gegen Mittag sausen 2 russische Granaten über den Kirchplatz. Die Russen beschießen also auch die Stadt selbst. Um 12 Uhr tötet eine Granate in einem Fleischerladen einen Artilleristen, als er eben heraustritt. Eine deutsche Batterie hat sich nicht weit von meinem Hause aufgestellt. Ermüdet von der Spannung eines 2 tägigen Gefechtes lege ich mich über Mittag

nieder. Da schlägt eine Granate ganz nahe ein, ich höre die Dachpfannen herunterschurren, über mein Haus pfeifen Granaten hinweg. Bald darauf schlagen wieder 2 Geschosse in meiner Umgebung ein. Ich muß den Mittagsschlaf aufgeben: wir sind mitten im russischen Geschützfeuer! — Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr sehe ich aus meinem Fenster ungeheure schwarze Rauchwolken sich heranzwälzen. Es brennt in der Stadt. Die Leute flüchten in höchster Angst. Auch unser Militär zieht sich zurück. Ich bleibe im Hause in banger Erwartung des Einzuges der gereizten russischen Horden. Herr Gott, sei Du unser Schutz und Schirm! — Die Erhörung folgt auf der Stelle. Unsere Truppen kommen wieder zurück. Sie haben Fühlung genommen mit bedeutenden Verstärkungen, die aus dem Walde von Westen herankommen. Es ist die Division, die von Süden die flüchtende Armee Rennenkampfs umfassen soll und die dann bei Lyck von sibirischen Regimentern aufgehalten wird.

Die Russen sind in der halben Stunde, in der Johannisburg vom Militär verlassen ist, bereits in die Stadt eingedrungen, haben einen alten Schmiedemeister erschlagen und mehrere Einwohner gefangen genommen, auch gleich zu plündern angefangen. Das wird ihr Verderben. Unsere Truppen warfen sie aus der Stadt heraus, können aber nicht weiter vor, weil draußen starke Infanteriemassen stehen. Die ganze Wiese an der Bayerischen Brauerei wimmelt von ihnen. Der Bürgermeister winkt aus einem Fenster des Rathhauses den Deutschen, weil die Russen über die Fußgängerbrücke klettern. Die Soldaten verstehen den Wink falsch und richten ein rasendes Schnellfeuer gegen die Kellerfenster des Rathhauses, die wie ein Sieb durchlöchert werden. Der Geschützkampf geht wieder los. Um 5 Uhr muß ich in den Keller meines Hauses flüchten. Gleich darauf schlägt es über meinem Haupte ein, daß das ganze Haus erbebt. Da der Keller keinen Ausweg durch das sehr kleine Fenster bietet, und ich mich nicht lebendig verschütten lassen will, gehe ich hinauf, um nachzusehen, ob das Dach brennt. Als ich den Schnapper der Haustüre aufhebe, fährt krachend ein Schrapnell durch einen dicken Lindenbaum vor dem Hause,

plakt beim Austritt, zerschmettert einen Teil der Treppe, über die ich gerade hinunter will und streut seine Kugeln vor mir auseinander. Zwei von ihnen gehen durch die Fenster des Hausflurs und der Badestube, in letzterer die mangelhafte Lüftung auf diese Weise verbessernd. Ich habe die Kugellöcher in der Fensterscheibe bis heute be- lassen. Die Linde wird hoffentlich nicht eingehen und eine dauernde Erinnerung an den Schreckenstag und Gottes gnädigen Schutz bilden.

Von 5—7 Uhr dauert das Feuern und Krachen der Geschütze. Außer einer Granate, die ungeplakt an dem Giebel meines Hauses abgelenkt, schlagen 13 weitere Ge- schosse rings um mein Haus in einer Entfernung von nur wenigen Metern ein, so z. B. zwei im Gemeinde- hause, eine in das Kirchendach usw. Es ist ein Höllen- lärm, als sollte die Welt untergehen. Dazwischen tönt das ekle Tacken und Rattern der Maschinengewehre und die peitschentnallähnlichen Gewehrschüsse. Endlich — es ist schon nach 7 Uhr und dunkel — hört der Lärm auf. Ich gehe hinaus, um zu sehen, wer nun eigentlich in der Stadt ist, die Russen oder die Deutschen. Es ist rabenfinster. Ferne Rufe sind nicht zu verstehen. Ich pirsche mich vorsichtig durch das Dunkel des Kirchplatzes nach dem Markte — man kann nicht wissen, ob nicht in den Straßen noch geschossen wird — und höre — deutsche Worte! Gottlob, wir sind gerettet! Gott hat unser Flehen erhört und uns vor dem Argsten bewahrt. Mit Aus- nahme von 2 Häusern und mehreren Scheunen, die in Flammen stehen, ist die Stadt ziemlich unversehrt. Die russische Munition hat sich im ganzen als wirkungslos erwiesen. Zur Nacht tragen wir Kleider, Wäsche und Betten in den Keller. Wir wissen ja nicht, ob es nicht morgen früh wieder losgehen wird. Die Nacht verbringen wir unruhig schlafend in Kleidern auf der den russischen Batterien abgewandten Seite des Hauses, um so vor ihren Geschossen etwas sicherer zu sein.

Als es hell wird, harren wir mit Bangen der Dinge, die da kommen sollen. Aber es bleibt alles still! Die Russen sind in der Nacht zurückgezogen, unsere Truppen gegen Bialla vorgerückt.

Auf dem Markte treffe ich jammernde Frauen aus den nächsten Dörfern. Die Russen haben ihnen gestern Männer und Kinder weggenommen, sie bei dem Angriffe auf die Stadt vor sich hergetrieben und bei ihrem Rückzuge nach Rußland fortgeführt: eine Barbarei sondergleichen! Was soll man aber dazu sagen, daß diese unglaublich rohe Kriegsführung von dem Höchstkommmandierenden der russischen Armee (dem fluchbeladenen Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch) ausdrücklich angeordnet ist. Wie der Kriegsberichterstatter Rolf Brandt in Nr. 69 des Unterhaltungsblattes des Reichsboten vom 22. März 1915 mitteilt, haben ihm aus dem ungeheuren Beutematerial der Winterschlacht in Masuren eine ganze Anzahl Dokumente des russischen Heeres vorgelegen, unter denen sich folgender unerhört schamlose Befehl des kommandierenden Generals der geschlagenen 10. Armee befindet:

„Der Oberbefehlshaber macht nochmals darauf aufmerksam, daß der Befehl des Höchstkommmandierenden, beim Angriff die Landeseinwohner männlichen Geschlechts von 10 Jahren an aufwärts vor sich herzutreiben, genau ausgeführt wird.

gez. Stewers.“

Eine größere Gemeinheit und eine elendere soldatische Feigheit ist gar nicht denkbar: bewaffnete russische Soldaten decken sich gegen das Feuer der Deutschen hinter dem Rücken von schutzlosen Männern, Kindern und Frauen (denn auch diese wurden fortgetrieben), damit die Deutschen am Schießen gehindert, oder gezwungen werden, ihre eigenen wehrlosen Landsleute zu erschießen! Und nicht genug daran! Sie schleppen ganze Scharen dieser Unglücklichen, darunter Greise und Kinder, als „Kriegsgefangene“ nach Sibirien! So haben sie doch auch „Gefangene“ aufzuweisen, deren Festnahme nicht so gefährlich ist, wie bei den deutschen Soldaten!

Eine erbärmlichere Handlungsweise für einen ehrlichen Soldaten gibt es nicht. Was man mit Schaudern von dem Wüten der heidnischen Tataren vor 250 Jahren in Masuren gelesen und jetzt für ganz unmöglich gehalten hat, es ist zur Wirklichkeit geworden. Das prahle-

rische Rußland, dessen Soldaten zu Hunderttausenden sich ergeben, läßt seine klägliche Macht die arme ostpreußische Bevölkerung fühlen, die sich nicht wehren kann. Man verwechsle diese schändliche Handlungsweise nicht mit der Wegnahme von Geiseln, wie sie bei allen Armeen vorkommt und zur Sicherheit der Truppen gegen die einheimische Bevölkerung auch manchmal nötig ist. Hier sind es keine vereinzelt „Geiseln“ sondern tausende von „Kriegsgefangenen“, die zum Teil nach monatelangem, friedlichen Zusammenwohnen mit den Russen doch schließlich noch mitgeschleppt sind. Und welche langen Wege! Der Landrat von Lyck und ein alter Justizrat sitzen bei Wladiwostok! Der Superintendent und der zweite Pfarrer von Lyck, letzterer Vater von 12 Kindern, von denen das älteste 14 Jahre zählt, schmachten in Omsk in Sibirien in der Kriegsgefangenschaft. Ich habe Briefe von verschleppten Leuten meines Kirchspiels gelesen, die in Tomsk wohnen. Ob es wahr ist, daß es ihnen dort verhältnismäßig gut geht, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß das Auseinanderreißen der Familien die grau- samste Seelenqual barbarischster Kriegsführung ist. — Ein Bauer meiner Gemeinde wird leicht verwundet mit seiner Frau fortgeführt. Unterwegs sagt er zu ihr, um sie zu trösten: „Ach, diese kleine Wunde ist längst heil, wenn wir zurückkommen!“ Ein Russe, der die polnischen Worte verstanden hat, führt den Mann in eine am Wege stehende Scheune und stößt ihm dort seinen Säbel 7 mal durch den Leib mit den Worten: „So, du wirst nicht mehr zurückkommen!“ — Die Frau hat dann ihren Mann nach Hause nehmen und auf dem heimischen Friedhofe beerdigen dürfen. Einem Ehepaare, das sich in der Stadt aufhielt und draußen 4 Kinder in einem Dörfchen zurückgelassen hatte, sind die 3 jüngsten im Alter von 9—12 Jahren entrissen und spurlos verschollen. In demselben Dorfe ist nur ein Mann zurückgelassen, der krank im Bette lag, im Nachbardorfe haben sich nur 2 junge Männer verstecken können, ein 73 jähriger Greis, der schon seine goldene Hochzeit gefeiert hatte, wurde mitgeführt. Unterwegs befühlte man ihn, um seinen Geldbeutel zu nehmen. Als man statt dessen ein Bruchband entdeckte, ließ man

den Alten in einer Umwandlung von Schamgefühl doch frei. Wie die zurückgebliebenen Frauen um das Leben ihrer verschleppten Männer und Kinder bangen, kann sich jeder nach solchen Erfahrungen leicht denken. Ich muß gestehen, daß mir dieses Fortschleppen das Furchtbarste im ganzen Kriege gewesen ist und mich mehr erschüttert hat, als das Krachen der Granaten über dem eigenen Haupte. Ich habe deshalb bei dem Auswärtigen Amte in Berlin und im Hause der Abgeordneten persönlich Schritte unternommen, um den Unglücklichen zu helfen. Bis jetzt, da ich dieses schreibe, ist leider trotz aller Bemühungen der Regierung ein Erfolg noch nicht erreicht worden. Der Botschafter einer neutralen Macht, durch den eine Einwirkung auf die russische Regierung versucht wurde, hat zunächst versagt. Wir wollen hoffen, daß wenigstens nach dem Kriege ein glückliches Wiedersehen die armen Getrennten für all die ausgestandenen seelischen und körperlichen Leiden trösten wird. —

4. Zeiten spannender Unruhe.

In Johannisburg kamen nach der glücklichen Vertreibung der Russen am 7. September 1914 lange Wochen quälendster Unruhe. Denn die russischen Truppen waren zwar vor den ihnen nachfolgenden Deutschen zurückgegangen, aber hinter den beiden Heeren tauchten nun wieder Streifpatrouillen der Kosaken auf, die die geängstigte Landbevölkerung im höchsten Maße beunruhigten und quälten, so daß sie während des ganzen Krieges bisher aus der Angst gar nicht herausgekommen ist.

Am 9. September spricht man in Johannisburg wieder davon, daß neue große Truppenmassen von Rußland heranmarschieren. Unter den Einwohnern ist daher wieder große Aufregung. Einzelne sonst sehr standhafte Leute erklären, daß sie nicht mehr könnten. Aus dem Kreise kommen traurige Nachrichten. Bei Bialla haben die Kosaken einen Lehrer kurzweg vor den Augen seiner Frau und Kinder erschossen, weil er zufällig durch ein Fernrohr sah, daß ihm ein Knabe auf der Straße reichte. Aus einem Orte wird berichtet, daß dort die Russen alle Frauen und Mädchen vergewaltigt haben. — Wir be-

kommen immer mehr Einquartierung, so daß die Lebensmittel knapp werden. Verwundete aus den Kämpfen bei Bialla und Lych werden zu uns gebracht und in der Schule einquartiert. Die Kinder des Waisenhauses bringen ihnen ihre Suppe und verzichten selbst auf das Essen. —

Am 10. September entsteht in der Stadt wieder große Unruhe, weil die Infanterie den Befehl bekommen hat, sich auf Kudczanny zurückzuziehen. Der Befehl wird aber glücklicherweise wieder zurückgenommen.

Die täglichen Abendandachten in der Kirche werden gut besucht, die Tageslesungen geben uns göttlichen Trost. Der Hauptgottesdienst am Sonntag, den 17. September, wird durch starke Detonation gestört, die ganze Artillerie verläßt die Kirche, aber die Infanterie und das Publikum bleiben bis zum Ende. — Aus den umliegenden Ortschaften werden immer wieder Kosaken gemeldet. Es kommen wieder Wagen mit Flüchtlingen an. Die Stadt ist wieder sehr unruhig, da die Russen jetzt schlimmer haufen sollen wie am Anfange. Ungemütlich ist die Fahrt zu Begräbnissen auf dem Lande. Ich nehme mir zum Schutz gegen die umherstreifenden Kosaken 2—3 Landstürmer mit. Einmal müssen wir umkehren, weil uns von entgegenkommenden Fuhrwerken das Herannahen von 1000 Mann russischer Infanterie gemeldet wird. Aus Rumilsko kommen Bauern und bitten um militärischen Schutz, weil dort täglich Kosaken einfallen und plündern. Dem Pfarrer Zimmed haben sie eine Geldtasche mit 47 Mark und die Uhr fortgenommen. Pfarrer Salewski aus Abl. Kezel erzählt, daß 8 Kosaken auf ihn auf dem Felde 2 Salven abgegeben haben, als er zum Gottesdienst in ein Nachbardorf ging. Ein anderer Geistlicher des Kreises hat sich als Arbeiter verkleidet in ein Dorf seines Kirchspiels geflüchtet, um den Kosaken zu entgehen.

Durch Johannisburg kommen am 22. September schwere Geschütze, um die Festung Ossowiec zu beschießen. Einige Tage später werde ich zu einem Feldgottesdienst an die Grenze gebeten. Als ich im strömenden Regen dort ankomme, sind die Soldaten gerade gegen die Kosaken ausgerückt, sie kommen aber bald wieder und nehmen

alarmbereit, die geladenen Gewehre zwischen den Beinen, am Gottesdienst teil.

Am 29. September hören wir beunruhigende Gerüchte über die Vorgänge vor Ossowiec. Tags darauf ist schon wieder die Post nach Lych gesperrt. Man spürt das Herannahen neuen Unheils. Ob ich meine Konfirmanden am 11. Oktober werde einsegnen können!

Am 2. Oktober flüchtet der Pfarrer von Rumilsko mit seiner 88 jährigen Tante und seiner Nichte zu mir, auch der Pfarrer aus Drygallen sucht bei mir Zuflucht. Unser Militär wird aus allen Dörfern des Kreises nach Johannsburg zurückgezogen. Der Grenzschutz hat damit wieder aufgehört. — Aus der Gegend von Bialla kommen Flüchtlinge in Scharen. Das alte Elend! — Ein Vergungszug mit Johannsburgern ist überfüllt. Er steht die ganze Nacht und geht nicht ab, weil sich die Lage inzwischen gebessert hat. Hinter Bialla stehen jedoch die Russen, so daß ich zum Gottesdienst dorthin nicht fahren kann. Dagegen kommen von dort 3 russische Soldaten. Sie haben sich in Bialla gefangen geben wollen, als die deutschen Truppen zurückzogen. Da sie sie nicht einholen konnten, baten sie einen mir bekannten Bauern um ein Fuhrwerk und kamen nach Johannsburg. Sehr vergnügt darüber, daß ihnen dieser Streich gelungen war, zogen sie unter militärischer Begleitung an mir vorüber.

Am diesem Tage schreibe ich meinen Kriegsbericht für den masurischen Kalender. — Pfarrer Zimmed hat sich sein Gehalt von der Kreisasse geholt. Auf meinen Rat hin läßt er den Hauptteil auf der Sparkasse und nimmt nur 150 Mark nach Hause mit. Schon am nächsten Morgen erscheinen Bauern aus Rumilsko und bitten um Schutz: „Die Rosaken sind wieder zu uns eingefallen. Heute früh haben sie dem Herrn Pfarrer 150 Mark weggenommen!“ Nicht einmal 1 Tag hat er sie in seiner Tasche gehabt!

Am 7. Oktober wird es wieder schlimmer. Die Russen haben Bialla besetzt. Neue Scharen von Flüchtlingen kommen an. Das Wetter ist kalt und unfreundlich, die Flucht dadurch beschwerlicher wie im August. Viele Flüchtlinge kommen zur Abendandacht, wir müssen im

Dunkeln sitzen, weil das Gas ausgegangen ist. Ich kann jedoch die Gemeinde damit beruhigen, daß wir heute und morgen voraussichtlich sicher sein werden.

Indessen rücken die Russen über Bialla hinaus vor. In Johannisburg wird die Rückzugstraße geräumt. Ich habe mein Köhlein aufgeschirrt und den Wagen bespaßt. In der Ferne hören wir starken Kanonendonner. Zu uns kommt militärische Verstärkung. Auch der stellvertretende kommandierende General erscheint in der Stadt. Die Artillerie geht insolgedessen wieder gegen Bialla vor. Nun habe ich die Hoffnung, daß morgen die Einsegnung doch noch möglich sein wird. Und sie ist mit Gottes Hilfe geglückt in einer Stunde, die gerade noch frei war, wenn auch vom Kanonendonner die Fenster klirren. Aber kaum ist die Feier vollzogen, da kehren unsere Truppen von Bialla zurück, die Kirche wird schleunigst leer. Ein Teil der Konfirmanden bleibt jedoch noch tapfer zurück, um sich die Einsegnungsscheine in der Sakristei zu holen. Leider waren 15 Kinder doch nicht zur Feier gekommen. Die Posten hatten ihnen gesagt: „Herein lassen wir euch, aber nicht heraus!“ Da waren sie umgekehrt. Einige hatten sich aber auch dadurch nicht abschrecken lassen. Ich mußte sie zur Nacht beherbergen. Am 12. Oktober kündigt uns starker Kanonendonner an, daß unsere Artillerie die sich zurückziehenden Russen beschießt. Welch eine unerwartete gute Botschaft! Nun können Landleute zu ihren verlassenen Höfen, um zu sehen, was das Vieh macht, das dort schon 6 Tage ohne Futter zurückgeblieben ist. Aus Gehsen an der Grenze wird von einem Beobachtungsposten gemeldet, daß die abziehenden Russen wieder 100 Zivilisten mit sich geführt haben. Oberstleutnant Bacmeister teilt mir mit, er habe viele russische Gefangene verhört, die übereinstimmend ausgesagt haben, daß ihre Offiziere ihnen vorgeredet: „Die Deutschen schneiden den Gefangenen Ohren und Nasen ab, tut ihnen das Gleiche!“ Der Kreissekretär hat einen russischen Befehl gelesen, wonach die Russen aus jeder besetzten Stadt 6—8 Geiseln mitnehmen sollen.

Am 15. Oktober schreibe ich in mein Tagebuch: „Das war ein guter Schreck heute! Wir gehen bei herrlichem

Wetter zum Krankenhause. Als ich gerade bei den Verwundeten bin und ihnen Predigten und Zeitungen verteile, ertönen 2 heftige Böllerschüsse und Gewehrfeuer in der Nähe des Hauses. Ich denke: die Russen brechen vom Walde ein und beschießen die Stadt wieder mit schweren Geschützen. Man schießt aber nur auf einen russischen Flieger, der 2 Bomben auf Johannsburg herabgeworfen hat, glücklicherweise ohne großen Schaden anzurichten.“

Am 17. Oktober machte ich eine Autofahrt durch einen Teil meines Wahlkreises, um vor der Verhandlung des Landtages über die Vorentscheidung für Ostpreußen die Verwüstungen mit eigenen Augen mir anzusehen. Aber Rumilsko, wo ich mir von dem Pfarrer die Geschichte seiner so bald verschwundenen 150 Mark erzählen lasse, kommen wir nach Bialla. Die Stadt ist leer und wüst. In einem Hause liegt ein erstochener Zivilist. Drei Männer gehen von Haus zu Haus und vernageln zertrümmerte Türen und Fenster. Das erste Pfarrhaus ist abgebrannt, die Wohnung des zweiten Geistlichen arg geplündert. Während wir in Bialla weilen, kommen unsere Vorposten von den Höhen. Die Straße nach Drygallen, wo die Russen gestern noch gewesen sind, ist noch nicht aufgeklärt. Vor dem Dorfe liegen Bäume quer über der Straße. Aber dahinter sehen wir auch schon deutsche Soldaten, die uns den Weg frei machen. Das Pfarrhaus in D. ist ebenso wie in B. arg verwüstet, herrenlose Schweine wühlen in Scharen in seinem Garten und überall im Dorfe. Sie sollen aus einem 2 Meilen entfernten Gute sein. In Baitkown ist das Pfarrhaus fast leer, vor Neuen-dorf, das öde und zerschossen daliegt, hören wir von der Grenze her Kanonendonner und sehen Schrapnellwölkchen am Himmel. In Lych ist der Donner besonders stark zu hören. Einen traurigen Anblick bietet dort die Kirche: sie liegt in Trümmern. Weinend erzählt mir eine massurische Bauernfrau: „Hier bin ich getraut!“ worauf ich ihr erwidern kann: „Und ich bin hier eingesegnet!“ Auch die hohen Häuser rings um die Kirche liegen zerstört da, die ganze Stadt ist voll Brandgeruch, aber sonst noch einigermaßen erhalten, wenn auch die Häuser im Inneren geplündert sind. Da der Kanonendonner immer lauter

wird, machen wir uns auf den Heimweg, um nicht etwa von der Rückkehr abgeschnitten zu werden. Über Urhs gelangen wir wieder ungefährdet nach Hause. Wir haben schon damals auf dem Wege zerstörte Dörfer und verbrannte Gutshöfe gesehen und einen traurigen Eindruck von den Greueln des Krieges empfangen. Inzwischen ist auch Uyd selbst noch viel mehr zerstört und verwüstet.

Am 30. Oktober kommen endlich auch nach dem entlegenen Johanniszburg die ersten Liebesgaben an Kleidern. Die Landwirtschaftskammer läßt Pferde versteigern. Sie sind bald darauf den Besitzern von den Russen wieder fortgenommen. Russische Artillerie beschießt an der Grenze gelegene Dörfer, Kosaken rauben und stecken wieder Gehöfte in Brand. Eine Frau vom Lande erzählt mir, daß ihr Sohn gefallen, und sagt: „Ich bedauere das ja nicht; denn für das Vaterland muß jeder auch sein Leben lassen. Wenn ihn der liebe Gott nur annehmen möchte!“ Und diesen Heldensinn besitzt die Frau eines Dorfmüllers! Ob man auch in diesem Falle von den sich drehenden verräterischen Windmühlenflügeln reden, oder nicht sich vielleicht schämen wird, daß man so leichtfertig einen ehrenwerten Stand verleumdet?

Am 3. November treiben Bauern wieder ihr Vieh in Scharen zur Stadt, um es in Sicherheit zu bringen. Unsere Genossenschaft, die es ihnen abnimmt, kann den Andrang nicht bewältigen, obwohl 20 Wagen bestellt sind. Ich stelle einigen Flüchtlingen meine Stallungen zur Verfügung, damit das Vieh in den kalten Nächten nicht draußen bleibt.

Es erscheint bei mir ein Flüchtling aus einem Grenzdorfe, gelähmt und krank, ein Bild des Jammers. Er ist aus seinem Hause geflüchtet, als die russischen Granaten einschlugen. Wo seine Eltern und seine Frau geblieben sind, weiß er nicht. Die Russen haben ihn 5 mal umbringen wollen, weil sie ihn für einen verwundeten Soldaten hielten. Als sie ihn das erstemal vor eine Mauer stellten, um ihn zu erschießen, bekam er Krämpfe und wurde dadurch gerettet. In meinem Hause findet er nun eine Unterkunft, bis das Herannahen der Feinde ihn weiter treibt. Ich habe ihn 2 Monate später in meinem

Flüchtlingsbezirk in einem Krankenhause wiedergefunden. Aber nun konnte er mir von seinen Leiden nichts mehr erzählen, denn er hatte inzwischen die Sprache verloren!

In Johannsburg versagt schließlich die Verladung des Viehs vollständig. Die Seuchenvorschriften machen Schwierigkeiten. Man weiß auch nicht, wohin man tragende Rühe unterstellen soll, um die Aufzucht des Nachwuchses zu sichern. Der einzelne steht solchem Massenelende machtlos gegenüber. Da ist viel Vieh auf den Feldern umgekommen, oder doch schließlich noch trotz aller Bergungsversuche in die Hände der Russen gefallen.

Ein Verwandter von mir, der bis dahin in seinem Dorfe tapfer auf seiner Besizung ausgehalten, kommt am 6. November mit seiner Frau und seinem 12 jährigen Jungen zu mir. Mit der Einquartierung, die in dieser ganzen Zeit fast nie aufgehört hat, ist mein Haus wieder voll. Inzwischen werden an den Brücken der Stadt Vorrichtungen zum Sprengen getroffen. Das Militär beginnt abzurüsten und sich hinter die befestigte Seenlinie bei Rudczanny zurückzuziehen. Der letzte Bergungszug ist abgegangen, Johannsburg ist öde geworden, die letzte Hoffnung hat ein Ende.

5. Die letzte Flucht.

Am Sonntag, den 8. November, höre ich schon frühe einen Sprengschuß. Ich stehe auf, um zu sehen, was geschehen ist. Gleich darauf zwei neue Sprengschüsse! Die weiter abliegenden Brücken über den Pisselfluß sind zerstört. Ich spreche die Offiziere: Nichts Tröstliches, nichts Bestimmtes! In gedrückter Stimmung gehe ich zum Gottesdienst, der nur von wenigen Personen besucht ist, darunter zumeist fremde Gesichter. Außer dem Superintendenten, seiner Frau und einigen Alten und Siechen, oder Arbeitslosen ist ja niemand mehr in der Stadt zurückgeblieben. Der Oberstleutnant ist auch in der Kirche. Er trauert darüber, daß das so mühsam Eroberte wieder aufgegeben werden muß. Die Losung des Tages Zephanja 3,14.—15 richtet uns wieder auf.

Am 9. November früh höre ich einen Major hastig

sagen: „Alarm in $\frac{1}{2}$ Stunde!“ Auch sehe ich, wie ein Trupp Soldaten rückwärts marschirt, wenn das Militär sich zurückzieht, ist es Zeit, die Stadt zu verlassen. Auch geht ein Bote umher, der in die Häuser hineinruft: „Die Stadt ist zu räumen!“ Ich spanne daher mein Pferd an, nehme die notwendigsten Sachen (wichtige Rassenbücher habe ich vergraben, verabschiede mich schweren Herzens von dem Superintendenten, der mit seiner Frau die Beschwerden einer Flucht bei seinem Alter nicht mehr auf sich nehmen will, und von meinem bejahrten Verwandten, der mit Frau und Kind in meinem Hause aus demselben Grunde zurückbleibt, und trete traurig den Rückzug an, auf dem mir ein Seil des Militärs und fast die ganze Gemeinde aus Stadt und Land voraufgegangen ist. Unterwegs hole ich Fußgänger ein, unter denen ich einen Mann erkenne, der 3 Jahre lang gelähmt zu Bette gelegen hat. Nun bewegt er sich gleichfalls mit den Seinen flüchtend vorwärts. Als es dunkel wird, befinden wir uns vor Sensburg inmitten einer Reihe von Fuhrwerken. Man kann die Hand vor Augen nicht sehen. Der traurige Zug geht nur langsam vorwärts. Am 11. November mache ich nochmals den Versuch, nach Johannsburg zurückzukehren. In Rudczanny wird uns aber gesagt: „Das ist unmöglich! Die Stadt ist von den Russen besetzt.“ Während wir noch sprechen, werden 3 russische Geschütze gemeldet, die auf Ortelsburg ziehen. Sie haben bald darauf einen vollen Flüchtlingszug beschossen und zum Entgleisen gebracht. Raum sind wir nach Sensburg zurückgekehrt, wird auch dort alles zur Flucht gerüstet. Es kommt die Anweisung, daß die Kinder in Sicherheit zu bringen sind. Die Straße nach Köffel ist überfüllt. Wir fahren daher nach Rastenburg. Hier lernen wir die Leiden eines überfüllten Flüchtlingszuges kennen. Ich muß einen Teil des Gepäcks in Rastenburg zurücklassen und lange am 13. November in der Nacht in Königsberg an. Vergeblich suchen wir lange in Sturm und Regen ein Unterkommen. Erst das Korpshaus meiner lieben Masuren bietet dem Heimatlosen in dieser Nacht wieder eine Zufluchtsstätte, von der aus er am nächsten Tage bei Verwandten unterkommen kann.

6. Das Warten auf die Heimkehr.

Es ist ein langes, peinvolles Warten geworden! Aber Johannisburg hört man allerlei Trauriges, aber nichts Gewisses. So viel steht fest, daß dort gleich beim Einzuge der Russen mehrere Gebäude abgebrannt sind. Die Hoffnung, daß es sich wieder nur um eine vorübergehende Besetzung handeln wird, schwindet je länger, je mehr. Die Russen beziehen in Johannisburg für lange Wochen ihre Winterquartiere! Was das heißt, kann sich jeder denken, der diese wüsten Horden kennt. Gewiß, es gibt auch unter ihnen anständige Führer, die sich die größte Mühe geben, ihre Truppen in Zucht zu halten, aber im großen und ganzen ist es doch ein zuchtloses Volk, das sich da plündernd, mordend und brennend über das arme Masuren und alle die anderen Grenzgebiete jenseits der befestigten Seen- und Angerapplinie für ein ganzes Vierteljahr ausgebreitet und festgesetzt hat. Ein Glück, daß die Befestigungslinie gehalten werden kann. Wie würde die Provinz Ostpreußen aussehen, wenn sich ihre wackeren Verteidiger bis zur Weichsel hätten zurückziehen müssen! Schon so sind 6 wertvolle Kreise Ostpreußens zur Wüste geworden, 300 000 Menschen zu heimatlosen Flüchtlingen. Man hat sie in den verschiedensten Provinzen untergebracht: in Hannover und Schleswig-Holstein, in Brandenburg und Pommern, in Westpreußen und Mecklenburg-Schwerin. Viele sind auf eigene Faust nach Westfalen und der Rheinprovinz gegangen, eine ganze Anzahl ist in den sicheren Teilen Ostpreußens so nahe wie möglich der Heimat geblieben, um schnell wieder heimkehren zu können. Die ostpreußische Kirchenbehörde hat den lieben Landsleuten zehn ostpreußische Geistliche nachgesandt, die sich ihrer in der Fremde annahmen und die Heimatliebe bei ihnen wach erhalten sollen. Mir selbst ist diese Aufgabe für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O. mit 25 000 Flüchtlingen zugefallen, und ich kann es bezeugen, daß die Ostpreußen ihre Heimat nicht vergessen haben, ja, daß sie sich kaum mehr zurückhalten lassen von einer gar zu frühen Rückkehr. Auch die Arbeiter, von denen man fürchtete, daß sie am leichtesten der Heimat den Rücken kehren würden,

wenn sie anderswo lohnenden Erwerb fänden, zeigen dieselbe Sehnsucht nach der geliebten Heimat, wie die anderen. Man hat die Ostpreußen von seiten der Behörde warnen müssen vor der Rückkehr, weil auch nach der Vertreibung der Russen ein Wohnen in den verwüsteten Ortschaften unmöglich ist. So bleiben sie schweren Herzens in der Fremde und fragen immer wieder: „Wann können wir nach Hause fahren?!“ Den lieben Landsleuten, bei denen unsere Flüchtlinge Unterkommen gefunden haben, zum Teil in Form einer Einquartierungslast, ist natürlich mit der Länge der Zeit diese Einquartierung vielfach unbequem geworden, aber wenn sie von uns Flüchtlingspastoren bei den Versammlungen hören, wieviel ihre Gäste haben aushalten müssen, und wie traurig es bei ihnen zu Hause aussieht, dann sind sie doch froh und dankbar, daß sie es so viel besser haben, und tragen die Last mit neuer Liebe und Freundlichkeit.

Welch eine Freude war es für uns, als wir hörten: Gindenburg, der Retter Ostpreußens, hat die Russen zum dritten Male geschlagen und vertrieben! Die Heimat ist frei! Wie ein Aufatmen von schwerem Druck ging's da durch die Herzen der Verbannten. Nun ist die Zeit gekommen, wo endlich nach langem, bangem Warten von den in der Heimat Zurückgebliebenen eine Nachricht kommen kann, und viele, viele, die die Flucht auseinander gerissen, sich wiederfinden werden. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!“ Mit dieser Hoffnung jenes viel gesungenen Soldatenliedes im Herzen machte ich mich nach Empfang der frohen Botschaft am 14. Februar um Mitternacht nach Johannisburg auf. Aber es war doch schwer, dorthin zu kommen! Der Schnellzug ging nur bis Posen. Dort mußten wir 3 Stunden warten, dann nahm uns ein Personenzug nach Hohensalza. Der Anschluß nach Thorn fehlte. Also fuhren wir mit demselben Zuge nach Bromberg weiter. Auch hier einen ganzen Tag kein Anschluß nach Thorn! Endlich fährt ein Zug zur Nacht nach Allenstein, wo wir erst morgens anlangen. Ein Zug nach Rudczanny geht nicht, also weiter nach Rothfließ. Dort hört jede weitere Verbindung auf. Ein Telegramm nach einem Auto, das ich von unterwegs

absandte, kam erst am anderen Tage in die Hände des Empfängers. So mußte ich einen Militärzug zu erreichen suchen. Es gelang mir, und ich war endlich in Rudczanny. Die Eisenbahnbrücke lag noch immer im Wasser, es wurde aber bereits an einer Notbrücke gebaut. Zu essen hatte es unterwegs nichts gegeben, eine Tasse Kaffee und ein Butterbrot, die mir in Rudczanny um 5 Uhr nachmittags ein Bekannter gab, war das erste Essen an diesem Tage, nachdem ich 2 Nächte und 2 Tage gefahren, also ernstlich müde geworden war. Schon verzweifelte ich an einem Weiterkommen und dachte an die Umkehr, aber so kurz vor meinem Ziele umkehren? Nein, das ging doch nicht! Nach mehreren vergeblichen Versuchen, mit einem Trainwagen mitzukommen, gelang es mir endlich, in einem Auto Platz zu finden, das mich in der Dunkelheit nach Johannisburg brachte.

Ich trete in mein Haus! Im Kreise von deutschen Soldaten sitzt da ein alter Mann. Ich frage: „Wo sind meine Verwandten?“ Er sagt: „Die haben die Russen nach Kumlisko gebracht!“ — In meinem Hause ist wunderbarerweise alles unversehrt, ebenso in dem des nebenan wohnenden Superintendenten. Ihn selbst, einen 73 jährigen alten Herrn, und seine Frau haben die Russen am 4. Februar, also kurz vor ihrer Vertreibung, mitgeschleppt, angeblich nach Szczuczyn, einem russischen Grenzorte, um den dortigen evangelischen Landpleuten einen Pfarrer aus Deutschland mitzubringen. In Szczuczyn hat man aber den armen, alten Ephorus nicht vorgefunden, er ist weiter geschleppt, wohin? Das weiß niemand. Es wäre doch besser gewesen, wenn er nicht zurückgeblieben wäre. Die Angst und Anstrengungen, die er zu Hause ausgestanden und nun wohl noch mehr in Rußland ausstehen wird, lassen sich nicht vergleichen mit den Beschwerden einer Flucht. Dabei hat er dem Häuflein der Zurückgebliebenen doch wenig nützen können, da ein Verlassen der Wohnungen für sie nicht ratsam war. Die Russen haben sie alle sehr geängstigt. Meine Verwandten waren für 5 Tage zum Verhör nach Bialla gebracht. Unterdessen hütete der alte Johannisburger Bürger, der schon eine ganze Zeit vorher zu ihnen geflüchtet war, das Haus. Als sie

zurückgekommen waren, nahm man ihn selbst für einige Tage in Gewahrsam. Aber es blieb auf diese Weise doch immer jemand zum Schutze des Hauses zurück. So hat der gnädige Gott wie durch ein Wunder mein Haus vor der greulichen Verwüstung bewahrt, die ich sonst in meiner Heimatstadt vorfand. Auch sonst haben am Kirchenplatz die Russen die Häuser verschont, wahrscheinlich, weil sie unsere Kirche zu ihrem Gotteshause gemacht hatten. Es war ein interessantes Bild, das sich mir bot, als ich in mein liebes Kirchlein trat. Der Altar mit seinem hohen Aufbau war verdeckt von einer großen, davor aufgestellten Leinwand, in deren Mitte, dem griechisch-katholischen Ritus entsprechend, sich eine Tür mit unbekanntem Schriftzeichen befand. Vor der Leinwand, auf der ein Bild des Abendmahls von Leonardo da Vinci hing, standen 4 große Kirchenlichte auf Säulen um einen bedeckten Tisch. Von weitem strahlten diese Lichte in goldiger Pracht. Beim Hinzutreten sah ich, daß das Gold nichts weiter war, als die glänzenden Papierbeschläge von Särgen und Grabkränzen mit der Aufschrift „Ruhe sanft“ und „Auf Wiedersehen.“ Letzteres wünsche ich nun freilich den Russen nicht. Die ganze Aufmachung in unserm Gotteshause ist photographiert und der Nachwelt erhalten. An den Pfeilern des Kirchenschiffes hingen zahlreiche Bilder aus evangelischen Häusern, wie der sinkende Petrus, der tröstende Christus, die sirtinische Madonna, das Muttergottesbild, Christus mit der Dornenkrone u. a. m. Vor den beiden letzteren hatten offenbar geweihte Kerzen gestanden. Am Ende dieser ganzen Reihe aber hingen in unversehrter Gestalt unsere alten Kirchenbilder — Luther und Melancthon! Das hatten sie sich auch nicht träumen lassen, daß sie zu Vertretern von russischen Heiligen werden würden. Am Eingange der Kirche stand als Weihwasserbecken der ebene Teil einer Waschmaschine. Das geweihte Wasser darin war noch gefroren.

Was unsere Häuser anbetrifft, so haben wohl die Russen im Hinblick auf diese ihre gottesdienstliche Stätte gedacht: „Hier anbeten und nebenbei gleich plündern, das geht doch nicht,“ und haben wohl aus diesem Grunde mein Pfarrhaus auch ohne jede Cinquartierung gelassen.

Vielleicht hat dazu auch die gute Aufnahme der ersten russischen Offiziere beigetragen, die mein Verwandter sich mit Hilfe des Weinvorrates leisten konnte. Nur einmal sind in der Nacht auch bei mir 8 Kerle eingebrochen und haben Kleider und Wäsche gestohlen, sind aber vor dem aufstehenden alten Hüter des Hauses ausgerückt. Wie viel schlimmer ist es da dem Hause des Lyder Superintendenten gegangen. Außer der üblichen Zertrümmerung des Hausrates haben dort die Russen die Decke eines untenliegenden Zimmers eingeschlagen und dieses mit Unrat von oben angefüllt, so daß der fürchterliche Gestank sich schon von ferne bemerkbar machte. Mir ist diese Tatsache von einem Herrn mitgeteilt worden, der diese greuliche Verunreinigung mit eigenen Augen gesehen hat. Sie ist ja bei den Russen auch nichts Ungewöhnliches. In Johannisburg gibt es gleichfalls Zimmer, die auf diese viehische Weise verunreinigt sind. Wenn in Johannisburg auch nur 28 Gebäude abgebrannt sind, so sind die stehen gebliebenen um so mehr verwüstet. Die Wohnung des dritten Geistlichen ist völlig ausgebrannt, aus den meisten Häusern sind die guten Möbel ganz verschwunden, sogar schwere, offenstehende Geldschränke haben die Russen mitgenommen.

Die armen Schwestern im Krankenhause haben Schreckliches gelitten. Weil die Russen sie im Verdacht der Spionage hatten, wurde die Oberschwester nach Bialla zum Verhör geschleppt und ihr bedeutet, daß sie erschossen würde, sobald man eine unterirdische Fernsprechanlage im Hause fände. Auch bei mir wurde das ganze Haus durchsucht. Zum Glück aber hatte mein alter Haushüter den Fernsprecher vorher abgenommen und versteckt. Die im Garten vergrabenen wichtigen Bücher haben die Russen nicht gefunden. Einige Bürger der Stadt, die zurückgeblieben waren, hat man fortgeführt, ein altes Fräulein erstochen. Sonst sind aber Morde in der Stadt selbst nicht vorgekommen. Ja, ein Offizier hat den verängstigten wenigen Einwohnern zu Weihnachten sogar einen Tannenbaum in die Kirche bringen lassen und dem Superintendenten eine Kuh geschenkt. — Das Bismarck-Denkmal am Markte ist verschwunden, nur der leere Sockel

steht noch da. Das Krieger-Denkmal haben die Russen, wie auch sonst, unbeschädigt gelassen. Auch die Insassen des Kranken- und Siechenhauses blieben unverfehrt. Wahrscheinlich erfolgte der deutsche Angriff so schnell, daß die Russen keine Zeit mehr fanden, ihre gewohnten Grausamkeiten vor dem Rückzuge zu begehen. Sie haben ihre Stellungen in und vor Johannisburg zähe vertheidigt und es ist ein Wunder, daß die Stadt im Kampfe nicht mehr gelitten hat. Unsere Tapferen haben gegen überdeckte Unterstände etwa 1000 Meter über flaches Feld stürmen müssen. Ehre den Helden, die das vollbracht! Eine große Zahl von ihnen ruht im Massengrabe vor der Stadt. Wir wollen es hüten und pflegen als ein Denkmal der größten Liebe, die auch ihr Leben läßt für die Brüder.

Nun sind mehr als 4 Wochen seit der Vertreibung der Russen aus Johannisburg vergangen; aber eine Rückkehr aller ist zur Zeit noch immer unmöglich. Es fehlt an Lebensmitteln und sonstigem unentbehrlichen Bedarf auch da, wo die Häuser noch bewohnbar sind. Traurig ist es, daß allein in meiner Gemeinde nach sicheren Nachrichten von Augenzeugen 8 Heide- und Walddörfer völlig abgebrannt sein sollen, und die unglücklichen Bewohner warten müssen, bis man zur Frühjahrsebestellung der Äcker ihnen Notbaracken baut. Viel Not und Elend wird bis dahin noch zu leiden sein. Aber wir wollen damit nicht warten, sondern anfangen, zu schaffen und zu arbeiten, damit die arme, so schwer heimgesuchte Heimat wieder erblühe zur Freude und zum Troste ihrer Bewohner. Ein schweres Stück Arbeit und viel Unruhe und Sorge wird's kosten, aber das soll uns nicht abschrecken. Ist's nicht ostpreussische Unbeugsamkeit und masurische Zähigkeit, die uns stark macht, so ist es das Vertrauen auf die helfende Liebe der deutschen Volksgenossen, für die wir ja den Anprall der slavischen Sturmflut als Wellenbrecher ertragen haben, und vor allem ist es das felsenfeste Vertrauen auf die Hilfe des barmherzigen und allmächtigen Gottes und der Gehorsam gegen sein Wort: „Laßt uns Gutes tun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.“

Die Russen in Carlshof.

Von Pfarrer S. Dembowski.

In dem Gebiete Ostpreußens, das von den Schrecken und Nöten des Krieges mit Rußland furchtbar heimgesucht ist, liegen an der Bahnstrecke Angerburg-Rastenburg die Anstalten der Jüneren Mission in Carlshof bei Rastenburg. Beim Anblick dieser glaubt man ein liebliches Städtchen vor sich zu haben. In der Mitte ragt der schlanke Turm einer Kirche hervor, rings herum scharen sich Häuser, die, in anmutigen Gärten gelegen, etwa 950 Epileptiker und Schwachsinnige beherbergen. Es schließen sich ihnen die Trinkerheilstätten mit einer Pflanzlingszahl von 60 Alkoholkranken an, die hier Genesung von ihrem schweren, Geist und Körper zerrütten- den Leiden suchen und oft auch finden, dann ein Siechenhaus, ein Arbeitslosenheim, in dem arbeitslose Leute Obdach suchen, hier zu zweckmäßiger Arbeit angehalten und sehr oft zu geordnetem Leben geführt werden, ferner ein großes dreistöckiges Krankenhaus und am Ende dieses Gebäudekomplexes die Erziehungsanstalt für schulentlassene Fürsorgezöglinge mit über 100 sittlich gefährdeten Jünglingen, die hier zu einem ordentlichen Beruf erzogen werden. — In der Carlshöfer Diakonenanstalt werden die zu dieser christlichen Arbeit durchaus nötigen christlichen Pfleger und Erzieher (Diakonen) ausgebildet. Aufnahme finden darin Jünglinge, die schon irgend ein Handwerk erlernt oder in einem andern Berufe gearbeitet haben, und die nun in einem mehrjährigen Kursus theoretisch und praktisch für ihr Amt vorbereitet werden. — Die ganzen Anstalten stehen unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin, sind nach dem Muster der Bodelschwinghschen Anstalten in Bielefeld im Jahre 1881 gegründet und 30 Jahre hindurch von Pfarrer D. Dr. Dem-

bowski bis zu seinem Lebensende geleitet und durch sein segensreiches Wirken zu ihrer jetzigen Größe angewachsen. 1500 Personen finden hier Pflege und Arbeit.

Wer hätte je gedacht, daß diese Heimstätte des Friedens und der Pflege der Armsten und Elendesten der Menschen auch einmal ein Ort des Schreckens und der Not werden sollte! Konnte man sich in den Jahrzehnten, in denen die östlichste Provinz unseres Vaterlandes zu so blühendem Wohlstande gelangt war, einen besseren Ort für die von Übeln des Leibes und der Seele heimgesuchten Kranken wünschen? Fern von jedem störenden Geräusch der Großstadt, umgeben vom Frieden der Natur und versehen mit allem, was zur Bequemlichkeit Leidender notwendig ist, haben sie hier ihr kleines Reich für sich, fühlen sich eins in ihren Leiden. Ein Verstoßen- und Verlassensein, wie es wohl jeder einzelne von ihnen draußen unter den gesunden Menschen erfahren hat, kommt ihnen hier nicht zum Bewußtsein.

Als nun der furchtbare Krieg begann und das gewaltige Ringen mit der großen Übermacht der Russen anhub, da brach die Unruhe auch wie ein Gewittersturm über die Carlshöfer Anstalten herein. Näher und näher rückte der Feind. Schon zogen Flüchtlinge der Grenzkreise Tag und Nacht ununterbrochen mit einiger in Hast zusammengeraffter Habe zu Fuß und zu Wagen an den Anstalten vorüber, Viehherden, deren Gebrüll gar schaurig erklang, vor sich hertreibend. Ununterbrochen sausten die Eisenbahnzüge weiter ins Land hinein, bis dann in der Nacht zum 24. August eine lähmende Stille eintrat. — Es war nur möglich gewesen, einen verschwindend kleinen Theil der Anstaltsinsassen in Sicherheit zu bringen. Viele hundert Menschen sahen sich dem Feinde preisgegeben. Am 27. August, mittags zwischen 11 und 12 Uhr, wurde nun Carlshof von den Russen regelrecht beschossen. Sie hielten wohl die großen Häuser für Kasernen und vermuteten deutsche Soldaten darin. Ein russischer Zug Infanterie vom 102. Regiment, etwa 50—60 Mann unter Führung eines jungen Offiziers, sollte Carlshof erobern. Das Aufhissen von weißen Fahnen bewirkte nur, daß noch stärker gefeuert wurde. Als der Anstaltsleiter noch

einmal auf die im Osten des Gehöftes liegende Wiese hinausging, um nach etwa noch draußen befindlichen Anstaltsinsassen zu sehen, zog er das Feuer des ganzen Zuges auf sich. Die Kugeln piffen um ihn herum. Die Russen drangen dann in den Hof, zündeten die Scheune an und schossen blind in die Fenster der Häuser hinein. Vier Kranke wurden verwundet, zwei fortgeschleppt, einer von ihnen noch auf dem Felde erstochen. Das nahe Rastenburg war inzwischen vom Feinde besetzt. Am nächsten Tage begab der Leiter sich dorthin, um vom russischen Gouverneur die Freilassung des fortgeschleppten Kranken zu erbitten. Mit ihm fuhren der Anstaltsarzt Dr. Ehrhardt und ein Kranker, der aus Moskau zu Hause war und dolmetschen sollte. Mit dem Rutscher waren es vier Männer, die noch einigermaßen alle das Militäralter hatten. Viele russische Soldaten lagerten an der Chaussee und öfter klang der Ruf: „Soldat, Soldat!“ an ihr Ohr. In Rastenburg war der russische Gouverneur nicht auf dem Rathause zu finden, aber der Bürgermeister und eine ganze Reihe angesehenen Männer der Stadt wurden als Geiseln festgehalten. Der Gouverneur sollte im Gestüt sein. Vor diesem waren russische Soldaten und ein berittener russischer Offizier, die eine Anzahl Zivilgefangener aus Rastenburg fortführen sollten. Auf Befragen sagte der Offizier, der Gouverneur wäre nicht zu sprechen, man solle ja nicht denken, die Russen wären gekommen, um hier zu helfen. Als der Anstaltsleiter sich als den Vorsteher einer großen christlichen Krankenanstalt vorstellte und sagte, daß er gekommen sei, einen Kranken, der fortgeschleppt sei, loszubitten, befahl der Offizier, den Anstaltsleiter, weil er Dembowski heiße und daher Pole sei und den Kranken, weil er russisch könne, gefangen zu nehmen. Herrn Dr. E. und Lehrerinnen der Anstalt für Schwachsinnige in Rastenburg gelang es jedoch, beide wieder loszubitten.

Die von den Russen angezündete Scheune mit der ganzen reichen Ernte verbrannte vollständig, obgleich alles, was Hände hatte, sich rührte, um den Flammen ihren Raub zu entreißen. Der Arzt, die männlichen Pfleglinge, die Schwestern mit ihren Schutzbefohlenen, alle waren

unausgesezt tätig, um die Anstalt davor zu bewahren, gänzlich vom Feuer vernichtet zu werden. Rindlich stolz auf ihre Pflegerinnen und in gewissem Sinne zutreffend schrieb später ein kleines epileptisches Mädchen der Anstaltsschule in einem Aufsatz: Die Russen in Carlshof: „Die Schwestern taten die Hauptsache dabei.“ Nach einem Löschen von 2 Tagen und einer Nacht gelang es, die Umfassungsmauern des ebenfalls vom Feuer ergriffenen danebenstehenden Stalles zu retten und das Feuer so weit zu dämpfen, daß es nicht weiter um sich greifen konnte. Sehr oft hatte die Anstalt nun Besuch vom Feinde, der immer befürchtete, daß in den großen Häusern Soldaten versteckt sein könnten. Öfter noch wurde in die Fenster geschossen, besonderer Schaden aber nicht mehr gemacht. Der Befehl, auch den Speicher noch anzuzünden, der bereits an einem Abende gegeben war, wurde auf inständiges Bitten des Pflegers Loreck, der stets den Russen entgegen ging, mit ihnen verhandelte und Schaden verhütete, wieder zurückgenommen.

Am 28. August rückte eine größere russische Truppenmasse an der Anstalt vorüber auf Lözen zu, wohl um dieses kleine Außenwerk zu erstürmen. Eine Seitendeckung dieser Truppe marschierte über den zur Fürsorgeerziehungsanstalt gehörenden Freihof, der etwa 3 Kilometer von der Anstalt entfernt liegt. Hausvater Elfert hielt dort mit seiner Frau treue Wache. Der Hof liegt ganz einsam und gerade auf solchen Höfen ist von den Russen oft viel Schaden gestiftet. Das Ausharren dort ist besonders schwer und gefährlich. Hier nahmen die Russen 8 Pferde nebst Geschirr, Sätteln und 2 Wagen mit; außerdem raubte ein Kosak einem Erziehungsgehilfen seine Uhr nebst Kette. Die ganze nach Lözen abmarschierte Truppe zog jedoch bald wieder zurück. Der Grund war wohl der, daß die Russen inzwischen die Kunde von dem großen Siege bei Tannenberg erhalten hatten. In der Anstalt wußte man natürlich von dem Sieg noch nichts, da sie von jeder Verbindung abgeschnitten war. In den nächsten Tagen zeigten die Russen große Ungstlichkeit und Unruhe. Fortwährend kamen Patrouillen, es war ein Hasten und Galoppieren hin und zurück. Auch

über den Hof der Anstalt wurde hin- und hergeritten und diese mehrfach bedroht.

Umgeben vom Feinde, nicht wissend, ob die nächsten Stunden nicht Tod und Verderben bringen könnten, versammelte sich die Carlshöfer Gemeinde am 30. August, einem Sonntage, in der Anstaltskirche zum Gottesdienst, hoffend, daß ihr Gott, dem sie vertraute, sie nicht verlassen und vergessen würde. Am Nachmittage saßen dann alle zusammen im Garten der Linde (Frauenhaus), sangen und lasen sich etwas vor. Ab und zu tauchte der Kopf eines Russen über der Hecke empor, der vorüberritt und beobachtete. Abends und nachts stellten die Russen Posten auf, ab und zu fielen Schüsse, einige Kugeln gingen wieder in die Fenster hinein. Die Russen konnten es immer noch nicht fassen, daß christliche Liebe franken und elenden Menschen solch große Häuser baut und wähten in diesen ständiges deutsches Militär, zumal sie sich in die Gebäude nicht hineintrauten.

In der Nacht von Sonntag zu Montag, vom 30. bis 31. wurde wiederholt mächtiges Krachen gehört, das die ganze Anstalt erzittern ließ. Die Kranken hatten natürlich große Furcht. Es waren aber nicht Kanonenschüsse, sondern Sprengungen an der Bahn und an einigen andern Häusern in Rastenburg. Am Montag begann der Rückzug. Am Dienstag, den 1. September, zeigten sich schon die ersten deutschen Patrouillen und deutsche Autos. Am 2. September machten russische Dragoner der Anstalt noch einmal einen Besuch, der wieder recht unangenehm war. Die Russen waren nun noch unruhiger. Das war aber auch das letzte Mal, daß sie Carlshof heimsuchten.

Mit Jubel wurden die ersten deutschen Truppen begrüßt und herzlich aufgenommen. Es war eine Kompagnie 148er (Infanterie), dann Feldartilleristen vom 79. Regiment, eine Schwadron vom Königlich Sächsischen Karabinier-Regiment, und solche vom 5. Husarenregiment. Den Kanonendonner der Schlacht an den Masurischen Seen hörte man deutlich und wartete gespannt, ob er sich entfernte oder näher kam. Nach dieser Schlacht war einige Wochen Ruhe. Doch die Gefahr rückte wieder näher. Flüchtlinge kamen von neuem durch Carlshof.

Viele davon, die alt und krank waren, auch solche, die die Russen schwer verletzt und mißhandelt hatten, fanden bei uns gastliche Aufnahme. Wieder war nun der Feind in der Nähe Angerburgs und vor Lözen und von beiden Seiten drang ununterbrochen Kanonendonner herüber. Noch einmal wollte der Anstaltsleiter seine Schutzbefohlenen dem Feinde nicht preisgeben. Am 14. und 15. November v. J. wurden 600 Kranke, hauptsächlich die gänzlich Unbeholfenen, Verkrüppelten und Blöden, die im letzten Augenblick nicht hätten geborgen werden können, dazu Pfleger und Pflegerinnen in westliche Anstalten gesandt, die diesen einzigartigen ostpreußischen Flüchtlingen gastfreundlich Monate hindurch Unterkunft boten. Die Anstalt für Epileptische in Rückenmühle bei Stettin nahm 119, die Arbeiterkolonie Hoffnungstal i. d. Mark 92, die Anstalt Eben-Ezer in Lemgo (Lippe) 54, die Brüderanstalt Silberkammer bei Danzig-Langfuhr 20, die Blödenanstalt Wittkindshof bei Deynhaus, Westfalen, 116, die Brandenburgischen Provinzialanstalten Potsdam und Prenzlau 190 Kranke auf. Dem Rest, noch einigen Hundert, sollte dann im letzten Augenblick ein Bergungszug gestellt werden. So hatte es die zuständige Eisenbahnbehörde dem Anstaltsleiter zugesagt. All die bangen Wochen und Monate sind jetzt vorüber, Gott schenke dem tapferen deutschen Heer wiederum herrliche Siege. Ostpreußens Boden ist frei vom Feinde, verstummt ist der Donner der Geschütze, ein Aufatmen geht durch die ganze Bevölkerung der Ostprovinz. Gott schenke und erhalte uns den Frieden.

Kriegserlebnisse

des Pfarrers Freyberg in Tollmingkehmen, Kr. Goldap.

Nach dem ersten Mobilmachungstage (2. August) begann, da die Kosakenpatrouillen schon am 1. August die Grenzen überschritten, in Göritten den Bahnvorsteher getödet, die Bahngelaise vernichtet hatten und sich nun auf dem Wege nach Kassuben und Tollmingkehmen befanden, die Flucht aus den naheliegenden Ortschaften. Es gelang aber die Flüchtigen aufzuhalten und zur Rückkehr zu bewegen. Landsturm und Ulanen besetzten unsern Ort und fast schien es, als wenn die Russen unsere Gegend verschonen würden. Alle Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen. Die Dorfstraße und alle andern Wege wurden verbarrikadiert und bewacht. So vergingen die Tage. Von Goldap her tönte heftiger Kanonendonner. Am 14. August zog das Artillerieregiment von Gumbinnen durch unsern Ort, ein Theil bog nach Goldap ab; der andere ging nach Mehlskehmen; der Stab machte Quartier im Pfarrhause. Am 17. August morgens verließ der Stab Tollmingkehmen; denn bei Stallupönen, Pillupönen, Kassuben war es zu einem großen Gefecht gekommen. Vom Kirchturm und aus dem Pfarrgarten konnten wir die Granaten fliegen und die Schrapnell's in der Luft explodieren sehen. Für den Abend hatte sich der Stab für Tollmingkehmen wieder angemeldet, traf aber nicht ein und da auch der Grenzschutz zurückging, und der von Szittkehmen fällige Zug nicht eintraf, da die Russen denselben beschossen und eine Anzahl Passagiere getödet hatten, begann am 18. August die allgemeine Flucht der Bevölkerung. Die ganze Chaussee nach Gumbinnen war mit Fuhrwerken und Viehherden besetzt. Alle Mahnungen doch zu bleiben, waren vergebens,

und da aus dem Dorf Tollmingkehmen sich alles anschloß, so gab ich dem Drängen meiner Familie nach und verließ am 18. August 11 Uhr vormittags mit Frau, 2 Töchtern, Sohn, Schwägerin, 2 Dienstmädchen, 1 Knecht und dem Glöckner den Ort. Wir fuhren nach Walterkehmen. Schrecklich war es zu sehen, wie nördlich überall Rauchsäulen sichtbar wurden und auch südlich nach Goldap zu eine große Rauchwolke aufstieg. Von Walterkehmen fuhren wir über Buhljen nach Darkehmen und Trempen; bei Darkehmen mußten wir einen ganzen Tag auf freiem Felde zubringen, da die Fahrt durch die Stadt vom Militär nicht gestattet war. In Trempen erhielten wir von dem verlustreichen Gefecht bei Kraupischken Kunde und da sich Truppen von Darkehmen nach Nordenburg auf den Weg begaben, so folgte ich einer Einladung meines Schwiegersohnes nach Insterburg. Am 21. August langten wir an und erlebten am 24. daselbst den Einzug der Russen. Weiter fliehen konnte ich nun nicht und, da mir General von Kennenkampf, an den ich mich persönlich wandte, schriftlich die Erlaubnis gab, nach Tollmingkehmen zurückzukehren, so fuhr ich mit den Meinen am 27. August nach Gumbinnen. Das war ein schrecklicher Weg, die ganze Chaussee bedeckt mit russischem Militär und Kolonnen, die große Viehherden mit sich führten. Wir mußten zwei Notbrücken passieren und sahen die Ruinen vieler Güter und Dörfer. Mit Genehmigung des Gouverneurs von Gumbinnen, Professor Dr. Müller, reisten wir am 28. August heim. Überall zeigten sich Spuren eines heftigen Kampfes, besonders auf dem Wege von Walterkehmen nach Tollmingkehmen. In Walterkehmen besuchten wir das Pfarrhaus, das schrecklich zugerichtet war, und fuhren mit bangem Herzen weiter. In Tollmingkehmen fanden wir Kirche, Pfarrhaus und das ganze Dorf wie Gut unversehrt, aber schrecklich sah es in den Wohnungen aus. Alle Schränke und Tische waren geöffnet, der Inhalt auf den Boden geworfen, vieles gestohlen; Fenster und Türen zertrümmert, die Speisekammer und Keller erbrochen, alle Vorräte geraubt. Unsere Rühre, Schweine und das Federvieh waren aber vorhanden. Durch den stellvertretenden Amtsvorsteher Herrn

Rittergutsbesitzer Dr. Rothe, der anfangs nicht geflohen war, doch zur Flucht von den Kosaken gezwungen wurde und mehrere Tage mit seinen Leuten im Walde zugebracht hatte, erfuhr ich, daß am 20. August nördlich von Sollmingkehmen ein großes Gefecht stattgefunden hatte und daß gefallene Deutsche noch unbeerdigt seien. Sofort begab ich mich zu dem den Bahnhof besetzt haltenden russischen Offizier, der gut deutsch sprechen konnte, und bat ihn, mir schriftlich die Erlaubnis zu erteilen, ungehindert im Kirchspiel herumfahren zu dürfen. Er gab mir die Erlaubnis und so bereiste ich mit dem Glöckner das Schlachtfeld. Die Ortschaften, durch die wir fuhren, waren verlassen, das Dorf Raudohnen zur Hälfte zerstört und verbrannt, ebenso sah es in Päckeln und Kubillen aus, auch das Gutshaus in Ballupönen war verbrannt. Das Vieh trieb sich auf dem Felde umher und Vieh und Pferdeleichen lagen überall herum. Die ersten Menschen traf ich in Kubillen, Frau Gyppli und Tochter, die all das Schreckliche mit erlebt hatten. Von der Besitzerfamilie Puppel in Kubillen erfuhr ich, daß die Russen ihren Sohn gezwungen hätten, Fuhrwerke zu stellen; die Eltern sahen ihr Kind nicht lebend wieder, fanden ihn vielmehr nach 5 Tagen erschossen im Kartoffelfeld. Sie berichteten mir, daß die gefallenen Deutschen alle beerdigt seien. Die folgenden Tage verliefen ruhig. Über die Russen, welche die Bahn bewachten, schleppten viele junge Männer und Jünglinge nach Goldap und von dort weiter nach Rußland. — Am 2. September zog russische Infanterie durch unser Dorf in der Richtung nach Goldap und Darkehmen, nun folgten viel Bagage- und Munitionskolonnen; eine Munitionskolonne machte Halt in Samonienen und in der Nacht zum 3. September lagerte eine andere Kolonne vor unserem Dorf am Wege nach Mehlfkehmen-Stallupönen. Die Leute aus diesen beiden Lagern plünderten das Dorf und wollten auch auf den Pfarrhof eindringen, doch als sie das Pfarrhaus bewohnt sahen, versteckten sie sich im Garten, schauten dreist in die Fenster und hatten bemerkt, daß in meinem Hause viel Frauen sind. Wir schlossen alle Fensterläden und legten uns zu Bett, wurden aber

um 10^{1/2} Uhr von den Mädchen geweckt mit der Nachricht: die Russen wollen ins Haus hinein. Entsetzt sprangen wir aus den Betten, bekleideten uns notdürftig, und vernahmen das Geklirr der eingeschlagenen Fensterscheiben, und das Geschrei der Russen, die mit ihren Säbeln die Läden einzudrücken versuchten. Vergeblich war unser Bitten, die Läden gaben nach und nun stiegen sie durch die zerschlagenen Fenster in die Küche hinein. Sie fragten gleich nach den Frauen, die im Hause sind, und mehrere schickten sich an die Treppe hinauf zu gehen, wo meine Töchter, Schwägerin und Sohn schliefen. Ich hielt sie zurück und rief meine Töchter herunter, die meine Frau schon vorher hatte wecken lassen. Meine Kinder kamen entsetzt herunter, kaum waren sie in der Küche, da erfaßte ein Russe meine jüngste Tochter um sie hinweg zu führen. Ich stieß ihn hinweg; diesen Augenblick benutzte meine Frau und ließ meine Töchter und das Stubenmädchen durch das Schlafstubenfenster in den Garten hinaus; sie eilten in das Pfarrwitwenhaus, wo der Glöckner wohnt und versteckten sich auf dem Bodenraum — mein Sohn und meine Schwägerin verbargen sich im Taubenschlag. Nun drangen die Russen mit gezogenen Säbeln auf mich und meine Frau ein, stießen uns durch alle Stuben und verlangten die Frauen, sie drohten uns den Schädel zu spalten, wenn wir sie nicht herbeischafften. Bis 4 Uhr morgens quälten sie uns fürchterlich, so daß wir in beständiger Lebensgefahr schwebten. Sie durchsuchten alle Schränke und forderten Geld. Wir gaben ihnen, was wir hatten. Sie drangen in die Zimmer meiner Töchter, raubten Uhren, Wäsche usw. und stießen mit dem Degen in die Betten. Inzwischen war die ganze Küche mit Russen angefüllt. Einer verlangte von mir den Trauring; da ich ihn nicht geben wollte, drohte er mir die Hand abzuschlagen und erhob den Säbel. Auf Bitten meiner Frau händigte ich ihm den Ring aus. Hatten die Russen ihre Lust nicht an meinen Kindern stillen können, so fielen sie über mein Küchenmädchen her und vergewaltigten es, und wir mußten es mit ansehen. Es war schrecklich! Von dem Mädchen erhielt ich auch meinen Trauring wieder; ein Russe hatte

ihr denselben geschenkt. Gegen 4 Uhr verzog sich die Schar, nur 2 blieben zurück. Diese zwangen meine Frau, ihnen ihre Mäntel und Mützen nachzutragen, und mich, die Gegenstände aufzuheben, die sie fallen ließen. Um 5 Uhr verließen auch diese Beiden, nachdem sie auf dem Stubenboden gelegen und geschlafen hatten, das Pfarrhaus. Während dessen hatte ich meine Kinder gewarnt, hinauf zu kommen, da noch Russen anwesend waren. Furchtbare Stunden waren es, die wir durchlebt hatten; doch nun dankten wir Gott, daß er unsere Kinder vor der Schande bewahrt und uns am Leben erhalten.

Die folgenden Nächte brachten wir im Gutshause zu, während wir am Tage unser Haus bewachten. Herrn Dr. Rothe bat ich, falls russische Einquartierung kommen sollte, auch den Pfarrhof mit Einquartierung zu belegen, womöglich auch mit einem Offizier, damit wir Schutz hätten. Am 5. September traf eine russische Rote Kreuzkolonne in Tollmingkehmen ein; eine Abteilung bezog den Pfarrhof und hat sich da, offen gestanden, gut benommen. Am 9. zog die Kolonne in der Richtung nach Darkehmen ab. Während dieser Zeit hielt ich am 12. und 13. Sonntag nach Trinitatis Gottesdienst, an dem auch viele Russen teilnahmen. Sonntag den 6. September nachmittags kamen fünftausend Mann russische Infanterie in Tollmingkehmen an; sie schlugen auf dem Gutslande ihr Lager auf und begannen dann die Plünderung. Im Augenblick hatten sie die Bretterbekleidung einer Scheune entfernt und weggeschleppt, drangen in unsern Pfarrgarten ein, erbrachen den Eiskeller, zerstörten die Bienenstöcke im Schulgarten und sprengten den eisernen Schrank des Standesamts. Sie hatten es hauptsächlich auf Obst abgesehen, brachen die Zäune um und die Äste der Obstbäume ab. Am Montag zogen sie nach Goldap. Die Rote Kreuzkolonne fuhr erst Dienstag den 8. ab. Ach wie sah es da auf dem Pfarrhof aus! Fußhoch lag der Mist und verbreitete einen unangenehmen Geruch. Leute zum Wegschaffen waren nicht vorhanden, daher machte ich mich mit meinen Kindern und 2 Mädchen selbst heran und es gelang uns etwas Ordnung zu schaffen. Wir fanden ganze Seiten Speck, eine Unmasse Brot und viele andere gestohlene

Sachen. In der Nacht zum 10. September sprengten die Russen die Wassertürme auf dem Bahnhof, das Stellwerk und die Weichen. Mitten in der Nacht begann dann der Rückzug der russischen Kolonnen; weitere folgten am 11. und hielten sich kurze Zeit in der Nähe auf. Zwei deutsche Flieger erschienen über unserm Dorf, die mit großer Freude begrüßt wurden; denn nun wußten wir, daß Hilfe nahe. Am 11. September abends 9 Uhr trifft die erste deutsche Manenpatrouille ein, die uns meldet, daß unsere deutschen Truppen nahe sind. Wir verließen das Gutshaus und nahmen einige 20 Offiziere und eine Unmenge Mannschaften im Pfarrhaus auf. Nach kurzer Rast brachen sie nach Stallupönen auf. Immer mehr deutsches Militär folgte. Schon am frühen Morgen hatte ein Gefecht bei Makunischken, Scharkeln, Waldau kadel und Meldienen begonnen. Die Granaten flogen bis in die Nähe des Pfarrhofes und Gewehrkugeln zertrümmern Dachpfannen. Gegen 2 Uhr hat unser Militär den Ort verlassen, während das Gefecht andauert. Ich merke davon nichts, arbeite an meiner Predigt und war damit gerade zu Ende, als meine Tochter ins Zimmer stürzt mit dem Ruf: „Vater die Kosaken sind da;“ ein Blick durchs Fenster auf den Hof bestätigt dieses. Ich floh mit den Meinen nach dem Pfarrwitwenhaus. Über uns hinweg sausen die feindlichen Granaten, während Dr. Rothe mit Frau und Leuten in die Kirche flüchteten. Wir konnten beobachten, wie die Russen den Pfarrgarten absuchten und dann von Tollmingkehmen wegzogen; noch auf Tollmingkehmer Felde in dem Dorfe Dszningken wurden sie von den Unfern von zwei Seiten beschossen. Schrecklich war der Anblick; die Granaten flogen bis in die Kirchenwiese in die Nähe des Pfarrwitwenhauses. Schaurig war der Anblick des brennenden Dorfes Pöwgallen, in dem die Russen sich festgesetzt hatten und von den Unfern beschossen wurden. Mit Dr. Rothe, der von der Kirche nach dem Pfarrwitwenhause kam, wanderten wir zurück nach dem Pfarrhause, um dort das Weitere abzuwarten. Mit bangem Herzen gingen wir durch den von dem Brande hellerleuchteten Garten und fanden beim Betreten unseres Hauses, daß die Russen dasselbe abermals geplün-

bert und alles erbrochen hatten. kaum waren wir zur Ruhe gekommen, da bringen entsetzt die Mädchen die Nachricht: „Herr Pfarrer, die Russen sind wieder da und wollen hinein!“ Wir eilen zur Küche, da klirren auch schon die Fensterscheiben und eine deutsche Stimme von draußen fragt: „Sind hier noch Russen?“ Nun war unsere Freude groß, unser Haus füllte sich mit Soldaten, die sehr ermüdet und hungrig waren; wir erquidten sie und beherbergten für die Nacht 12—14 Offiziere. Am Morgen um 4 Uhr erschien Frau Dr. Rothe mit der Nachricht: „Frau Pfarrer, wir müssen den Ort räumen und nach Samonienen fliehen, denn bei dem zu erwartenden Gefecht liegt Sollmingkehmen in der Schußlinie.“ Wir folgten dem Rat und eilten mit allen Leuten bei strömendem Regen nach Samonienen, wo sich alle im Keller verbargen. Als wir auf den Gutshof einbogen, fauste die erste Granate über uns hinweg, aber die Russen erwiderten nicht, denn sie waren geflohen. Um 11 Uhr vormittags kehrten wir zurück und fanden unser Haus wieder geplündert. Am Montag, den 14. September besuchte ich das Schlachtfeld, und erhielt vom Glöckner die Kunde, daß ein Hauptmann mit seiner Kompagnie in unserer Kirche gewesen und unter Orgelspiel Andacht gehalten hatte. Die in dem Gefecht verwundeten Deutschen wie Russen wurden nach der Schule gebracht, dort verbunden und gepflegt, wobei meine Töchter dem Arzt Hilfe leisteten. Nun folgten täglich große Einquartierungen, 800 Mann sollten im Pfarrhof untergebracht werden; 300 Mann erhielten Unterkommen in Stall und Scheune zugewiesen. 500 Mann gingen nach der Kirche; denn alle andern Räume waren mit Pferden belegt. Die gefallenen Deutschen wollte ich gern an der Kirche beerdigen lassen, doch bestimmte das Militär, daß sie da, wo sie gefallen, beerdigt werden sollten; sie ruhen gegenüber dem Beamtenhaus an der Chaussee.

3000 Gefangene wurden durch unsern Ort nach Goldap geführt, 300 für eine Nacht auf dem Pfarrhof, 400 auf dem Schulhof untergebracht. Die Not dieser Leute war groß, sie hatten tagelang nichts gegessen; was wir geben konnten, reichten wir ihnen. Auf verschiedenen Gehöften,

auch im Pfarrgarten hatten sich Russen versteckt, die gefangen genommen wurden. Am 22. September sammelte ich meine Konfirmanden; es meldeten sich von 112 nur 62, die ich am 12. Oktober einsegnen wollte. In dieser Zeit starben viele kleine Kinder, die auf der Flucht erkrankt waren. Die nun eintretende Ruhe benutzte ich, um die Ernte einzubringen und die Winterung zu bestellen. Das Pflügen des Ackers zur Sommerung konnte ich beginnen, aber nicht vollenden, denn am 2. Oktober abends ging uns die Nachricht zu, daß der Kreis Goldap geräumt werden müsse. Am 3. fuhren wir mit dem Räumungszug ab und langten am 4. Oktober vormittags 10 Uhr in Königsberg an. Hier brach meine Kraft zusammen, die Nerven waren zu sehr angegriffen; heftige Kopfschmerzen stellten sich ein. In Königsberg blieb ich mit meiner Familie bis Ende Oktober. Da zog es mich mit aller Gewalt nach Tollmingkehmen zurück. Am 29. Oktober trat ich mit meiner Frau die Reise an; alle Bahnen waren gesperrt bis auf den Zug nach Tollmingkehmen. Kanonendonner empfing uns, als wir in der Nacht dort ankamen. Ich sammelte am nächsten Tage meine Konfirmanden und hatte das hohe Glück und die große Freude, am 1. November 94 Kinder einsegnen und mit ihren Angehörigen das heilige Abendmahl feiern zu können. Den ganzen Tag sowie auch den folgenden donnersten furchtbar die Kanonen. Am 3. November wurde mir durch den Adjutanten des Divisionsstabes der Rat erteilt: „Herr Pfarrer verlassen Sie Tollmingkehmen und kommen Sie erst wieder, wenn alles ruhig ist!“ Am Abend fuhr ich mit meinem Fuhrwerk nach Insterburg, blieb einige Tage dort und reiste dann nach Königsberg. Dasselbst blieb ich bis zum 1. Dezember. Seitdem bin ich hier, im Erholungsheim Rienberg bei Trebbin, Kr. Teltow. Meine Gesundheit hat sich hier nicht gebessert; ich habe ärztliche Hilfe annehmen müssen und fürchte, daß ich einen leichten Schlaganfall erlitten habe, da mir das Sprechen schwer wird. Durch das Königliche Konsistorium ist mir ein Urlaub bis zum 20. April dieses Jahres bewilligt worden.

Kriegserlebnisse

von Pfarrer Schedukat in Plaschken.

1. Die Russen kommen.

Rrrrr! Telephon! Nachts 2¹/₂ Uhr am 22. August.

Der freundliche Postvorsteher, welcher uns immer mit Kriegsnachrichten versorgt: „Ich bin abgeschnitten, keine Verbindung mehr. Alles ist eingepackt. Sind Sie bereit, meine Damen aufzunehmen?“ „Bitte, sehr gern!“ „Ich habe den Damen die Richtung auf Kirchturm Plaschken gegeben, sie müssen bald kommen.“

Also anziehen, Töchter und Dienstmädchen wecken, Kaffee kochen für die erwarteten Postfräuleins. — Es wird hell, noch kommt niemand. Vor der Thür steht ein vollbeladener Leiterwagen, mit welchem heute Liebesgaben zu der Tilsiter Sammelstelle gefahren werden sollen; Züge gehen seit dem 20. August nicht mehr. Der Rutscher packt noch einmal alles gründlich fest ein, macht Gefäße für seine Passagiere zurecht, außer seiner Tochter haben noch zwei andere junge Mädchen dringende Beforgungen in der Stadt. — Die erwarteten Fräuleins erscheinen nicht, die Uhr ist bald sechs; wollen sehen, ob irgendetwas von Tilsit oder Stonischken zu bemerken ist. Nichts. Ein Wagen kommt in schneller Fahrt über die Wiesen, die Brücke, durchs Dorf und hält am Kirchtug. „Wo kommen Sie her, D!“ „Von Tilsit, wir wollten zu Markte, aber alle Leute sagten, es seien schon die Russen in der Stadt, da sind wir umgekehrt.“ — „Wie weit waren Sie denn?“ „Bis fast am Brückenkopf.“ „Haben Sie Russen gesehen?“ „Nein, aber die Leute sagten's.“ — Wie wird es nun mit unseren Liebesgaben? Ich habe ein Schild mit rotem Kreuz angebracht, das werden sie doch wohl schonen; aber „Fräulein, fürchten

Sie sich nicht, mitzufahren?“ „Ich, nein, garnicht.“ „Nun in Gottesnamen, dann fährt!“

Fort sind sie; inzwischen meldet das Postamt, die Damen kämen nicht, die Anschlüsse seien wieder in Ordnung, nur Tilsit antworte nicht. Um 8 Uhr muß mein Wagen wohl in Tilsit sein? — Was ist denn los! Da kommt er auf den Hof. Der Rutscher schimpft: mit solchen Weibern, die ihm die Leine aus der Hand reißen und umkehren, wolle er nicht noch einmal fahren! Sie seien schon auf dem halben Wege gewesen, da hätten entgegenkommende Leute ihnen geraten, nicht weiter zu fahren, die Russen seien in Tilsit, das habe den jungen Damen den Mut benommen. Was nun? Soll all' das gute Zeug verderben? Butter, Eier, Speck, zahllose Flaschen mit Saft u. a.? In Tilsit ließ es sich vielleicht noch verwenden, verwahren kann man's nicht länger. „Spannen Sie aus, lassen Sie die Pferde zwei Stunden ruhen, dann spannen Sie wieder an, und wir wollen dann in Gottes Namen versuchen, unsern Transport nach Tilsit zu schaffen.“ Gesagt, getan. Kein Russe war in Tilsit, auch keiner dagewesen; aber die Stadt war von deutschem Militär verlassen und der Ankunft des Feindes gewärtig.

Es ist bekannt, daß erst am 24. August die ersten Russen nach Tilsit kamen, und erst am 26. die Stadt besetzten. Seitdem warteten wir auf den Besuch der unlieblichen Gäste. An eine Flucht war nicht zu denken, denn der Weg ins Deutsche Reich war durch den Memelstrom gesperrt, von welchem alle Rähne und Fähren entfernt waren, und nach der anderen Seite liegt Rußland. Zum zweiten Male wird das Silberzeug vergraben und Revolver, das Tesching und Patronen gut versteckt. Wir blieben aber noch bis zum 31. August verschont; an diesem Tage brachte der Rutscher, welcher auf die Mühle geschickt war, die Nachricht, die ganze Chaussee sei voll Russen; dieselben hätten auf dem Postamt alles zerstört, ihn aber ungehindert nach Hause fahren lassen.

Die Truppe kam von Tilsit und war nichts anderes als die Spitze des von der Tilsiter Brigade zur Deckung nach Norden abgesandten Seitendetachements. Bald

hören wir, die Russen — scheinbar alles Kavallerie — rücken weiter nach Norden. Alles ist gespannt und schaut und lauscht nach der Richtung, in welcher man den Feind vermutet. Es fängt an zu dämmern, da — Schüsse! nicht sehr weit, sicher noch diesseits des Waldes. Bald darauf scharfes Gewehrfeuer, nicht lange dauernd. Es dunkelt, und plötzlich rötet sich der Himmel im Norden. Feuer und Feuer, eine lange Linie. Vom Turm aus zählen wir 17 Feuerherde. Mit Bedauern um die armen Leute, deren Hab und Gut ihnen mutwillig zerstört wird, und mit Wut im Herzen gegen den Feind, der bei seinem ersten Erscheinen solche Grausamkeit gegen friedliche Bewohner verübt, geht man zu Bette.

Am anderen Tage erfuhr man den Zusammenhang: Das schöne, wohlhabende Dorf Szameitkehmen ist fast total abgebrannt, nur wenige Gehöfte sind dem Schicksal entgangen. Radfahrer vom Landsturmbataillon, dem die Grenzwahe im Norden oblag, hatten auf die russischen Spitzenreiter geschossen, einen Mann getötet, einen verwundet und sich dann zu ihrer Feldwahe zurückgezogen. Unglücklicherweise hatten sie aus dem Vorgarten eines Hauses geschossen, und dieser Umstand, sowie das Verhalten einiger Bewohner, die sich an Gewehr und Sattel des gefallenen Russen zu schaffen machten, gaben den Russen Vorwand genug, unter der Behauptung, es sei von Zivilisten geschossen worden, das Dorf anzuzünden. Brandpatrouillen verteilten sich wie der Blitz auf alle Gehöfte, und mit ihren vielgenannten Zelluloidbrandfackeln setzten sie fast gleichzeitig alle siebzehn Höfe in Flammen. Sie gestatteten nicht, daß die Bewohner ihr Vieh oder Schweine und Pferde aus den Ställen herausließen, duldeten auch nicht, daß etwas vom Hausrat gerettet wurde. Ein Rätner hatte seine Betten glücklich zum Hause herausgerettet, die Russen zündeten dieselben besonders an. An 3 Stellen drückte das Brandkommando ein Auge zu, als das Feuer ausging und die Wohnhäuser unbeschädigt blieben.

Danach richtete sich die russische Abtheilung an der Chaussee häuslich ein, bezog Standquartier und schickte von dort aus Patrouillen nach allen Richtungen; doch

sind nur wenige Gewalttaten gemeldet. Der Kommandant gab sich Mühe, gute Zucht zu halten, was anfangs auch gelang; aber je mehr einzelne Patrouillen weiter vorgeschickt und sozusagen der Aufsicht ihrer Vorgesetzten entzogen wurden, desto zügelloser zeigten sie sich. Am 12. September wurden sie vertrieben. — Alle verhaftet gewesenen Personen hatte man in Tilsit, nachdem sie geknüttet worden, wieder freigelassen. Getödet wurde ein Zivilist, der auf Anrufen nicht stehen blieb. — Am ersten Tage konnte ich ungestört durch den Russenschwarm fahren, nachher sperren sie alle Wegezugänge durch Drahtverhaue und hinderten den Verkehr auf der Chaussee überhaupt.

Die Befreiung.

Während der Anwesenheit dieser Russenschar bekamen wir begreiflicher Weise fast keine Nachrichten aus dem Reiche. Nur, wenn ein Rundschafter einmal über den Strom kam, erhielten wir Kunde von den Waffentaten unserer tapferen Truppen in Frankreich und es sicherte schließlich auch die Nachricht von Tannenberg durch. Da wir von hier aus die Kanonade an der Deime und das Gewehrfeuer von der Gilge wohl hören konnten, waren wir gespannt, auf welche Weise wir befreit werden würden. Denn daß dieses bald geschehen würde, daran zweifelte niemand von uns.

Am 11. September kam ich gegen 6 Uhr von einem Ausgange zurück, als mich ein fremder Mann auf der Straße anredete: Er sei der N. N. und komme von Hehdekrug, und habe wegen der Drahtsperrre, welche die Russen auf der Chaussee angelegt hatten, einen großen Umweg machen müssen. Er habe es übernommen, die an der Chausseebrücke bei Tilsit befindliche Wache der Russen betrunken zu machen. Daß er seinen Auftrag erledigt habe, müsse er bis 11 Uhr an einer bestimmten Stelle melden. Da es nun aber zu spät geworden sei, könne er bis 11 Uhr nicht dort sein; ob ich nicht das Melden übernehmen wolle? Gern; ich wies ihm noch den kürzesten Weg zu seinem Bestimmungsorte, und fort war er.

Später erfuhr ich, daß der Mann seinen Auftrag

richtig ausgeführt habe. Zum Unglück wäre aber die Wache, als sie gerade richtig betrunken war, abgelöst worden. Es war beabsichtigt gewesen, diese Brücke zu sprengen, um der in Silsit befindlichen russischen Brigade den Weg nach Rußland abzuschneiden; schließlich hat man aber darauf verzichtet.

Als ich spät in der Dunkelheit von meiner Botenfahrt heimkam, war der Ort voll freudiger Erwartung. Nachdem wir am 6. September noch hatten den Russen Fuhrdienste leisten müssen, war nun für unsere Truppen zu abends 10 Uhr eine bestimmte Anzahl Vorspannpferde und Wagen bestellt worden, und man flüsterte mit zitternder Ungeduld, es solle ein Dampfer kommen, der Artillerie bringen werde!

Ein paar Hausfrauen erschienen ungerufen in der Pfarrküche mit Brot und Butter, und es wurden eilig für etwa 100 Mann Erfrischungen besorgt. Etwas enttäuscht waren wir, als bis 12 Uhr noch immer kein Dampfer kam. Erst um 3 Uhr trafen 4 Flußdampfer und ein riesiger Schleppfahn ein. Nun hieß es schleunigst, nicht 100, sondern 400 Mann speisen und tränken, was ja auch, dank der unermüdlichen Arbeit der beteiligten Damen, sehr gut gelang. Eine volle kriegsstarke Kompagnie, eine Radfahrerabteilung, und eine Batterie schwerer Feldhaubizen wurden gelandet; nicht etwa, um unsere 500 Mann starke russische Abteilung zu verjagen, dieselbe verschwand von selbst, sondern mit bestimmtem Auftrage gen Silsit. Am Nachmittage konnten wir die gegenseitige Beschießung zwischen unserer Batterie und einer russischen, die von den Höhen hinter Silsit schoß, gegen den schwarzen Gewitterhimmel sehr gut beobachten. — Ehe noch die hier gelandeten Truppen zum Abmarsch rangiert waren, kam die Kunde: „Die ersten Gefangenen.“ In einem Leiterwagen kam der Kirchenälteste G. aus P. angaloppiert; er hatte bei sich einen preußischen Soldaten, neben dem Wagen 2 Russenpferde; bald kamen auch 2 gefangene Russen unter Eskorte an. G. war mit Zurüsten seines Gespannes beschäftigt gewesen, als 2 russische Reiter erschienen und sich nach dem Zweck seiner Arbeit erkundigten. Durch seine Ausrede befriedigt, ritten

sie zum nächsten Dorfe. G. sofort mit seinem Fuhrwerk vorwärts zum Plascher Ortsfriedhof, wo, wie er wußte, soeben ein Beobachtungsposten aufgezogen war. Man gab ihm 7 Mann mit, da aber die Last im losen Sande zu groß war, um schnell vorwärts zu kommen, setzte er 6 Mann ab und behielt nur den Gefreiten, der sich im Wagen niederlegen mußte. Es gelang ihm, auf Umwegen den Russen zuvorzukommen, so daß er ihnen den Weg abschchnitt. Er bedeutete die Russen, die Hände hochzuheben, was sie auch verstanden. Sie ließen sich gefangen nehmen.

Im Laufe des folgenden Tages, der ein Sonntag war, wurden noch 11 Gefangene gemacht, darunter auch einer der barfuß, nur mit Revolver bewaffnet, den Strom durchschwommen hatte. Als ihm hier an der Jägebrücke die Bewohner mit Drohungen entgegenkamen, schoß er aus seinem Revolver, glücklicherweise ohne zu treffen, wurde von beherzten Leuten festgenommen und zu seinen Kameraden ins Amtsgefängnis gesperrt. Bald hörten wir, daß die Zahl der ebenso über den Rußstrom geflüchteten Russen nicht gering sei, und es wurde eiligst von den litauischen Kirchenbesuchern ein Wachtdienst eingerichtet. Aber hier wurde weiter kein Russe gefangen; nur stromaufwärts sind ca. 150 Mann über den Strom gesetzt und auf der Chaussee nach Coadjuten entkommen, wir jubelten, wir waren frei.

Die Russen kommen wieder.

Bei der zweiten Russeninvasion ist das Kirchspiel von Russen verschont geblieben, konnte sogar zahlreichen Flüchtlingen als allerdings keineswegs sicheres Asyl dienen.

Nachdem unsere Eisenbahn 2 Wochen lang fahrplanmäßig verkehrt hatte, hörte der Betrieb am 2. Oktober wieder auf. Während von diesem Zeitpunkte ab südlich des Memelstromes die Bevölkerung schon zu fliehen begann, fing nördlich von der Memel die Flucht erst am 22. November an. Erst mit Ende Dezember wurde für die Flüchtlinge der Fährbetrieb auf dem Rußstrom wieder eingerichtet, der aus militärischen Rücksichten ganz

aufgehört hatte. Dadurch wurde es den Tausenden ermöglicht, sich nach dem Delta in Sicherheit zu bringen, und unser Kirchspiel zu entlasten.

Die Russen drangen hier bis nahe an die Bahnlinie Silsit-Memel vor, wurden aber an weiterem Vormarsch durch unsere Feldwachen gehindert, bis dann am 11. Februar ihre Vertreibung erfolgte.

Eine Episode aus der ersten Russeninvasion.

Wie überall, bemühten sich auch hier die Russen darum, die Eisenbahn zu zerstören, was sie allerdings nur mangelhaft vollbrachten. Auf der Station Stonischken sprengten sie die Weichen und verbogen die Hebel, forderten dann die im Empfangsgebäude und im Beamtenwohnhaufe befindlichen Leute auf, die Wohnungen zu räumen, da die Häuser abgebrannt werden mußten.

Die Frau eines Stationsbeamten weigerte sich, mit ihren Kindern die Wohnung zu verlassen, und man nahm von der Zerstörung ihres Heims Abstand. Nicht so leicht aber wollte der beauftragte russische Offizier darauf verzichten, das Empfangsgebäude zu zerstören. In demselben befand sich niemand weiter als die Frau des Restaurateurs. Sie bat, sie trogte, sie erklärte hartnäckig, nicht weichen zu wollen. Der Offizier droht, redet zu, und fragt schließlich, wem denn die in den Wartesälen befindlichen Sachen gehören. Alles, was Königlich sei, müsse vernichtet werden. „Das ist alles mein Eigentum,“ behauptet die Frau. Während sie verhandeln, taucht aus der geöffneten Kellerklappe hinter dem Tomtisch ein russischer Soldat auf, im Arm Schnapsflaschen, die er gekauft hat. Der Offizier ihn sehen, fassen und anschnauzen — das war eins. Nachher spielte sich am Graben des Bahnzufuhrweges die Exekution ab: ein anderer Soldat, der auch irgend etwas verbrochen haben mußte, legte sich auf die Grabenkante, und der Schnapsdieb mußte ihn durchknuten. Als der aufsichtführende Unteroffizier das Zeichen zum Aufhören gab, sprang der erste Delinquent auf, stand stramm, machte Honneur, der andere nahm schon seinen Platz ein und bekam vom ersten nun die wohlgezählten Hiebe.

Der Wirtzfrau im Wartesaal wird derweilen hart zugesetzt. Sie soll sich entfernen, sonst müsse man Gewalt anwenden oder sie mit verbrennen lassen. Sie blieb eigensinnig sitzen, klammerte sich fest an ihren Stuhl und wich keinen Zoll breit. Als dann schließlich befohlen wurde, sie mit Gewalt zu entfernen, umging sie eine wohlthätige Ohnmacht, und die Russen ließen von ihr ab. Unser Bahnhof steht noch heute unversehrt.

Die Flucht der Pfarrerstöchter.

„Ja, nun scheint es doch fast, als wenn wir heut zum letzten Male hier sind. Ich bitte Sie, Frau Pfarrer, verlassen Sie Plaszken. Es ist die letzte Gelegenheit, wir können Sie nur noch mit dem Boot mitnehmen, nachher gib't keine Möglichkeit zur Flucht mehr.“ Der also sprach, war ein Bootsoffizier von der Ostflottille, welche seit 8 Tagen den Patrouillendienst nach Plaszken und von hier aus nach R. . . . wahrzunehmen hatte. Der Mann hatte Recht. Es fing an zu frieren, die Leute kamen dann nicht mehr; niemand aber durfte über den Strom, dort auf dem jenseitigen Deiche standen Posten, die auf jeden schossen, der dem Verbot zuwider handelte. Wollte man sich und seine Wertsachen in Sicherheit bringen, so konnte es nur jetzt sein. Für ihre Person bangte die Pfarrfrau nicht, wollte auch ihren Mann nicht verlassen, aber die erwachsenen Töchter sollten fort. Der freundliche Wasserbaurat in R. . . . hatte ihnen eine Zufluchtstätte angeboten, und wenn sie heute mit der Barkasse mitfahren, konnten sie um 5 Uhr dort sein. Schnell das Nötigste eingepackt, nach der Barkasse gebracht, ein kurzer inniger Abschied, viele Grüße mitgegeben; der Bootsoffizier versichert, es dauere nicht lange. Glückliche Reise! Mit fährt eine Abteilung Infanterie, auch der Beamte der Landwirtschaftskammer, welcher gekommen war, unsere Bewohner zu ermuntern, ihr Vieh und Getreide in Sicherheit zu bringen.

Auf dem Rückwege von der Landungsstelle spendet ein zurückbleibender Bootsoffizier, welcher die noch hier befindlichen Wachtmannschaften am nächsten Tage zurückfahren soll, den betrubten Eltern Trost: Wie die Flottil-

lenoffiziere für die Mädels schon sorgen werden, wie gut es doch sei, daß dieselben nun der Gefahr entronnen sind; wie große Scheußlichkeiten die Russen hie und da verübt haben. Es dunkelt, der Herr Bootsoffizier geht auffallend oft ans Telephon, und erklärt schließlich spät abends, es sei nicht ausgeschlossen, daß er in der Nacht noch eine Patrouille fahren müsse.

Am anderen Morgen meldet er: „Schönen Gruß von Ihren Töchtern. Ich habe Nachricht, sie sind in R. gut angekommen.“ Gott sei Dank!

Wie war es aber? Sorglos fährt die Barkasse durch unser Flützchen zum Rußstrom. Es ist ja ein Weg, den man schon wiederholt gefahren ist; jetzt kennt man Gottlob, das vertraute Fahrwasser, und es ist ja noch ziemlich hell. Herr Bootsoffizier W. macht es den jungen Damen in der Kajüte gemüthlich, und es scheint ihnen eine ganz nette Fahrt! — So, jetzt in den großen Strom, um die Buhne links herum, an der Buhne rechts vorbei! Es ist etwas Hochwasser, und man sieht die Bühnenköpfe nicht, aber wir kennen uns aus.

Nanu, ein Ruck, alles wanzt, nur die Barkasse steht fest. Volle Kraft rückwärts — nein, nützt nichts. — Den Schwerpunkt verlegen, einmal alle Mann samt Maschinen- gewehr und Munition ganz nach hinten — nützt nichts. Vielleicht nach vorn? — vergebens. Der Kiel hat sich mit seiner höchsten Kimm gerade auf einen Stein gesetzt und dreht sich zwar darauf, wie eine Tür in der Angel, aber heruntergleiten kann er nicht. Vielleicht, wenn wir schaukeln? Alle Mann steuerbord, und backbord! — Das Boot schaukelt sehr richtig, aber verläßt seinen Stützpunkt nicht. Es ist lange dunkel, man stellt die vergebliche Arbeit ein. Kalt wird es, und es fehlt an Licht. Den Mädels in der Kajüte wird auch ein Stümpf- chen bewilligt, die Mannschaften müssen im Dunkeln warten. Wenn der verfluchte Scheinwerfer nicht beim Auf- laufen über Bord gegangen wäre, könnte man gut signalisieren, aber auch das geht nicht. — Wenn man ein Bei- boot hätte, so könnte man den Wurfanker auswerfen und sich abschleppen. — Wenn nicht aller Stromverkehr ver- boten wäre, könnte man hoffen, daß vielleicht jemand

kommt!! Alle erdenkbaren Möglichkeiten sind abgeschnitten, Herrn Bootsoffizier W. wird's schwül! Und dann wieder die Kälte! und der Hunger! Zum Glück haben die Flüchtlinge wenigstens genug Wurst mit für alle; aber gemütlicher wäre es doch schon in R. . . . Was werden erst die Flottillenoffiziere für Wiße machen, wenn wir hier bis morgen sitzen bleiben.

Halt! Ist das nicht? . . . richtig, unverkennbares Rudergeräusch! Wer, zum Tausend hat hier rumzufahren? — Über wer es auch sei, er muß heran! — Hei ho! Hei ho! — „Jaja, jaja! ich komme.“ Richtig kommt mit seinem großen Rahn der Stromlotse, welcher in Friedenszeiten Passagiere und Frachten an die Dampfer bringt. „Manu, Sie müssen uns abschleppen.“ „Ja, wie aber? Ich habe jetzt keine Zeit, ich komme aber gleich.“ Fort ist er, alles Rufen und Schimpfen verhallt auf dem einsamen Wasser. Wieder still, und den Pfarrerstöchter wird die Situation schon bedenklich.

Endlich hört man wieder das regelmäßige Rucken der Ruder; langsam, unendlich langsam kommt es näher, trotzdem der gute L. sich sicher die größte Mühe gibt. Aber er muß gegen den Strom angehen, und das Wasser ist hoch.

Nun ist er schließlich da, nun wird's schon werden. Den Damen wird die Sache gleich interessanter, da nun doch etwas unternommen wird.

L. hat eine Leine mit, die muß in Steuer-Richtung verankert werden. Dann müssen alle Mann und auch der Motor arbeiten, die Barkasse mit Hilfe der Leine loszubekommen. „Alle Mann! Ein Ruck!“ . . . Gleich beim ersten Ruck reißt die Leine, es ist keine Hoffnung, auf diese Weise freizukommen. Was nun? — Den Soldaten und dem Beamten der Landwirtschaftskammer wird die Zeit lang; sie bitten den Schiffer, sie an Land zu bringen, sie wollten ihrem Ziele zu Fuße zustreben. So wird's denn auch gemacht, und am Bestimmungsort gemeldet, daß und wo das Motorboot festsetzt.

Großes Mißvergnügen im Hafen R. Nun muß wieder ein Dampfer klar machen, um diese vermaledeiten Motorboote abzuschleppen! Grollend steht der

Kapitän aus dem Schlafe auf; die Leute werden geweckt, und langsam läuft der Dampfer aus, die Barkasse zu holen.

Es war eine Kleinigkeit, sie frei zu machen, und bald war man nun auch am Ziele. Aber es war nachts 3 Uhr! — Mit großem Hallo wurden die späten Ankömmlinge empfangen, hatten doch die Flottillenoffiziere ausnahmslos ihren Kameraden mit seinen Flüchtlingen erwartet, ohne gerade so auf dem Trockenen zu sitzen wie er. An Uzereien fehlte es nicht. So vollzog sich die Flucht der Pfarrerstöchter.

Die ersten Verwundeten.

Die unter Führung des Unteroffiziers Schulz am 10. Dezember von hier ausgerückte Patrouille kam nicht, wie vorgeschrieben war, um 4 Uhr zurück. Die beiden Bootsoffiziere, welche den Patrouillendienst an diesem Tage hatten, waren sehr beunruhigt, um so mehr, als sich dadurch die Abfahrt des heute abzulösenden Bootes so sehr verzögerte, und wegen des schwierigen Fahrwassers eine Fahrt im Dunkeln keineswegs gern unternommen wurde.

Endlich, es ist schon 6 Uhr, kommen die Mannschaften zurück; sie geleiten einen Wagen, auf welchem sie ihre Verwundeten befördern. Ein Mann, Kriegsfreiwilliger L. hat einen Schuß grad unter dem Halse quer durch die Lunge; ein anderer, dem die Kugel noch im Gesäß sitzt, kann sich noch selbst helfen; er kommt, wenn auch hinkend, allein anmarschirt. Der dritte behauptet, eine Kugel im Oberkiefer sitzen zu haben. Alle sehr aufgeregt, es war ein schönes Gefecht gewesen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr haben sie 40 Russen aus einem besetzten Walddorfe vertrieben. Der am Oberkiefer verwundete junge Berliner pafft eine Zigarrette und erzählt laut, wie ihm ein Schuß sein Seitengewehr zerschmettert hat, der hinterwärts Getroffene setzt sich vorsichtig mit der gesunden Seite auf eine Bank. Den Schwerverwundeten hat man gleich nach der Barkasse gebracht in der Annahme, sie werde noch fahren. Da dies aber wegen der Dunkelheit gerade aus Rücksicht auf den Verwun-

deten nicht ratsam schien, wurde er wieder ausgebootet, und nur gestützt von zwei Kameraden, denen er die Arme um die Nacken gelegt hatte, kam auch er im Pfarrhaus an. Gleich sind Betten im Amtszimmer aufgeschlagen, der Schwerkranke wird ganz entkleidet und hilft noch redlich mit, als man ihm die Stiefel auszieht. Das Verfahren mit dem nassen Schuhzeug war folgendes: Der Kranke sitzt auf einem Stuhle und hält sich am Sitz fest; Kameraden stützen ihn. Ein Dritter stellt sich in Spreizstellung mit „Rumpf vorwärts beugt“ vor den Patienten, doch so, daß er ihm die Rückseite weist. Dann ergreift er einen Fuß des Kranken, hebt ihn zwischen den Beinen auf und klemmt ihn mit den Händen fest. Der freie Fuß des zu Entkleidenden muß sich nun auf des Helfers Hinterteil stemmen und ihn von sich schieben — so gingen die Stiefel herunter, wie es mit dem besten Stiefelknecht nicht leichter geschehen kann. Das Verfahren muß man sich merken.

Als dieser sanft niedergelegt war, bezog auch der zweite Verwundete, dem das schiefe Sitzen schon zuviel wurde, sein Lager, und schlief sofort ein. Der Dritte schnauzte in der Vorhalle herum, was denn das für'ne Zucht sei; wie lange müsse man auf den Arzt warten?

Plötzlich kommt eine große Unruhe über die ganze Gesellschaft: Wir haben ja noch einen schwer Verwundeten, den haben wir ganz vergessen, der ist noch draußen auf dem Wagen. Den können wir nicht da lassen; kann er nicht auch hier hereingebracht werden? Er hat mit uns im Kugelregen gestanden, ein ebenso guter Kamerad wie diese, ein Zivilist!! Jawohl; auch für ihn wird nebenan ein Bett gerüstet.

Der Mann war, da die Patrouillen schon mehrere Tage ziemlich zu derselben Zeit aus derselben Richtung gekommen waren, als er Russen im Dorfe gesehen hatte, ausgegangen, den Unsern davon Nachricht zu geben und sie zu warnen. Die 12 Mann samt ihrem Führer zogen es vor, den Feind anzugreifen, anstatt ihm auszuweichen. Der Zivilist ging mit ihnen mit bis zu seinem Gehöft, dort bekamen sie Feuer, und eine Kugel zerschmetterte ihm das Fußgelenk. Die Wunde blutete stark, trotzdem

sie ebenso verbunden war wie die der Soldaten. Einer der Infanteristen hatte dies sehr verständig gemacht.

Nun ein Arzt! Im Dorf wohnt keiner. Der Militärarzt in R. . . . muß benachrichtigt werden, aber ob er bei der schwarzen Finsternis wird zu Schiffe kommen können? — Es wird auch nach Heydekrug telephonierte, ein Arzt soll per Auto herkommen; die Antwort klingt nicht verheißungsvoll. — Schließlich, es ist längst 11 Uhr, kommt ein Wäglein und bringt einen Zivilarzt, der gerade in der Nähe gewesen war, den Doktor aus C. Derselbe erklärt aber gleich: „Ich habe nichts, kein Instrument, keine Medizin, kein Verbandzeug, alles haben die Russen mir fortgenommen.“

Was er durchaus braucht, muß besorgt werden. Einige Binden hat der Drogist, der aus dem Schlafe geweckt werden muß, Jodtinktur findet man in der Wohnung der Schwester, Watte haben wir selbst, Gaze ist knapp und nicht mehr ganz einwandfrei, aber es muß aus der Not eine Tugend gemacht werden.

Zuerst wird L. verbunden, er liegt still, soll nicht sprechen, auch das Husten unterdrücken, ist gehorsam. Der zweite Soldat wird gar nicht aufgeweckt, und der unruhige Berliner ist längst davon. Dem Zivilisten wird ein Schienenverband aus Pappdeckeln gemacht, der Arzt fährt davon, und alles geht zu Bett.

Am nächsten Morgen nach einer unruhigen Nacht, da wir das Schlafen auf dem Fußboden noch nicht gut verstanden, war unser erster Gang zu den Verwundeten, bei welchen ein Kamerad wachen sollen. Alles leer, auch das Bettzeug davon! — Mitten in der Nacht war der Dampfer mit dem Militärarzt gekommen, und man hatte die 3 Verwundeten so leise aus dem Hause getragen, daß wir es nicht gehört haben.

Von L. bekamen wir schon nach 8 Tagen eine selbstgeschriebene Karte. Am langsamsten vollzieht sich die Heilung des Zivilisten. Der bramarbasierende Berliner hatte gar keine Kugel im Oberkiefer, sondern nur einen Prellschuß und kam am dritten Tag schon wieder auf Pastrouille.

Von da an aber wurde ständig ein Sanitärer mit Verbandzeug mitgebracht.

Der Russe.

Am 17. Dezember hatten unsere Patrouillen wieder einen Zusammenstoß mit den Russen. Sie erschossen einen und nahmen zwei schwer verwundet gefangen. Der erste kam noch zeitig genug her, um mit der Barkasse noch bei Tage nach Silsit ins Lazarett gebracht zu werden. Den andern brachte man später; da er aber auf der Wachtstube nicht bleiben konnte, so wurde die Amtsstube des Pfarrers für ihn eingeräumt. Wir bemühten uns um ihn, zogen ihm die nassen Strümpfe ab und trockene an, labten ihn mit Tee, wie er gewünscht — aber alsbald starb er; keine Klage, kein Wehlaut! plötzlich still. Es war ein schwerer Bauchschuß gewesen, die Erschütterung des Transports mag dazu beigetragen haben, daß das Ende so rasch kam. Ein starker Mann, vorzüglich gekleidet, mit doppeltem Unterzeug und doppelten sehr guten Strümpfen. Eine spitze, graue, mit Fell gefütterte Mütze, die so eingerichtet war, daß sie wie ein Südwestler gegen den Wind gekehrt werden konnte, bedeckte sein Haupt. Keine Kennmarke, kein Papier bei ihm, nur ein Portemonnaie mit 6 Rubeln. Um den Hals trug er an einer Schnur ein sehr primitives Heiligenbildchen in Form einer etwa 4 cm langen, ovalen, mit Messingblech eingefassten Milchglasplatte, worauf im Vordergrund ein wunderlicher Heiliger zu sehen war, im Hintergrund etwas wie eine Kirche. Auf der Rückseite mit russischen Buchstaben abgekürzt: St. Petrus.

Wohin mit der Leiche? Mitten in der Nacht? Da sie aber nicht gut hier liegen bleiben konnte, ein anderer Platz nicht zu haben war, wurde beschlossen, den namenlosen Russen sofort zu beerdigen. Von der Wachtstube mußten 6 Mann kommen, und einer probierte ernstlich, ob sich vor der Eingangstür gut graben lasse. Da ich aber versprach, ihnen eine Stelle zu zeigen, wo es sich noch viel leichter graben lasse als hier, wo doch wegen der vielen Bäume naturgemäß auch viele Wurzeln seien, waren die Soldaten einverstanden, mit der Leiche noch

100 Schritte weiter zu gehen. Dort wurde der arme Russe begraben, und die Leute taten noch ein Übriges, indem sie einen regulären Hügel machten.

Um nächsten Tage erschien von der neu eingetroffenen Patrouille ein Mann und fragte ziemlich vorwurfsvoll, warum denn der Russe hinter der Scheune begraben sei? Er und seine Kameraden wollten die Leiche ausgraben und an eine geeignetere Stelle bringen. „Ja, meinethwegen! Ich geb Euch sogar einen Sarg, und Ihr könnt den Russen auf den Kirchenplatz bringen.“ Der Mann, welcher in Berlin ein eifriges Mitglied des Jünglingsvereins zu sein behauptete, im übrigen aber sicher älter war als alle seine Kameraden, brachte dieselben wirklich dazu, mit ihm eine Umbettung der Leiche zu bewerkstelligen. Dabei konnte man die sonderbare Erscheinung beobachten, daß von den Leuten, die jedem lebendigen Russen mit Lust an den Kragen gegangen wären, außer dem ältlichen Jüngling keiner den toten Russen anzufassen wagte.

Wir veranstalteten dann beim Licht der elektrischen Taschenlampen in einer abgelegenen Ecke des Friedhofes eine intime Leichenfeier. Das Grab des Namenlosen wird bald von Flieder und Spirea überwuchert sein, niemand wird der Mutter oder der Ehefrau Auskunft geben können, wo ihr Sohn oder Gatte bestattet liegt; hier aber werden die Dorfjungen noch nach hundert Jahren den Platz mit Scheu betrachten, wo der tote Russe begraben ist.

Der erste Gefallene.

Den unternehmungslustigen Leutnant S. verdroß es, daß die Feinde täglich dreister wurden und allmählich ganze Dörfer in Besitz nahmen. Mit Aufklärungs-
patrouillen allein waren sie nicht aufzuhalten, sie mußten einmal ernsthaft angefaßt werden. Er griff mit 20 Kürassieren und 12 Infanteristen die in Sch. . . . sitzenden Russen an. Seine Schützenlinie konnte naturgemäß nur kurz sein, den zahlreichen Russen gelang es, seine Flügel zu umfassen, und er zog sich langsam auf die Stellungen zurück. Beim Zurückgehen wurde ein Graben als Deckung

benutzt, ein Infanterist hat sich wohl nicht genug gebückt, der Graben war ja voll Wasser — er erhielt einen Schuß in die Brust, richtete sich noch einmal auf, sagte kurz: „Ich bin ins Herz geschossen“ — und sank nieder.

In der Eile des Rückzuges verzichtete man, nachdem man sich überzeugt hatte, daß er tot war, darauf, ihn mitzunehmen. Es gab ein eiliges Laufen nach der schützenden Waldecke, wo 10 Infanteristen die Aufnahmestelle markierten; es rissen die Fesseln von den Mänteln an den Zaundrähten, aber alle entkamen glücklich; nur Unteroffizier R. von den Kürassieren hatte eine leichte Verletzung am Handrücken davongetragen, Wehrmann P. einen tiefen Streifschuß an der linken Bauchwand. Beide sind genesen. Leutnant Sch. suchte am andern Morgen den Gefallenen, und freute sich, daß die Russen den Leichnam, welcher durch den Graben gedeckt war, nicht gefunden hatten. Die Leiche wurde geborgen, hierher gebracht und am Neujahrstage unter ungeheuerm Zulauf auf unserm Kirchenplatze beerdigt. Die Leute hatten einen unserer Notsärge ganz mit Grün geschmückt, den Leichnam am Altar aufgebahrt, zahllose Blumen und Kränze trotz des tiefen Winters wurden auf das Grab niedergelegt. Nur die Ehrensalven wurden nicht geschossen, weil der Feind zu nahe war, und alles Schießen verboten sein sollte. Bei späteren militärischen Leichenbegängnissen wurde gleichwohl geschossen.

Die Verluste der Russen sollen an demselben Tage 35 Tote betragen haben. — Wir sahen mit Rührung, mit welcher Pietät unsere Leute ihre Toten bestatten. Einen Sarg konnte ich liefern; der Führer der Infanteriepatrouille ruhte nicht, bis er einen ganz nobeln Sargausschlag, Kissen und Decke beschafft hatte; und die Mannschaften zeigten offen ihre Genugthuung darüber, daß die Russen die Leiche nicht bekommen hatten. In einem andern Falle gelang die Bergung eines Gefallenen aber nicht. Ein Kürassier ist beim Einreiten in ein Dorf erschossen worden, die Leiche blieb auf dem Wege liegen und zwar im Feuerbereiche der Russen. Alle noch so gewagten Versuche, sich derselben zu bemächtigen, scheiterten. Vier Tage noch sahen die Unseren die Leiche ihres

Kameraden, dann war sie verschwunden, und niemand weiß, was aus ihr geworden ist.

Herr und Frau S.

Sie hatten im wunderschönen Monat Mai geheiratet. Sein Beruf führte ihn fern fort nach Anatolien, wo er als Ingenieur an der Bagdadbahn arbeitete. Als die Nachricht vom Kriegsausbruche dorthin gelangte, ließen die jungen Leute sich kaum Zeit, mit dem Oberingenieur abzurechnen; die Ungeduld ließ sie die lange Landreise unerträglich finden. Und als sie auf einem italienischen Dampfer eingeschifft waren, lebten sie bis Brindisi in beständiger Furcht, von englischen oder französischen Kreuzern aufgegriffen zu werden. Einmal wurde ihr Schiff in der Adria aus nächster Nähe mit Scheinwerfer beleuchtet, aber nicht angehalten.

Herr S. brachte seine junge Frau zu seinen Eltern, die hart an der lothringischen Grenze wohnen. Er selbst begab sich nach Spandau, wo er zu der Maschinengewehrabteilung der Ostflottille kommandiert wurde. Mit der Flottille kam er nach einigen Unternehmungen auf dem Njemen in Rußland schließlich auch nach R. und von da aus als Offizierstellvertreter mit einem Motorboot mit der Patrouille bis hierher, und gerade zu Weihnachten. —

Seine Kameraden hatten es uns schon angedeutet, daß Frau S. an ihren überraschten Gatten geschrieben habe, sie wolle ihn, da sein Aufenthalt in R. von längerer Dauer zu sein schien, dort besuchen. Herr S. habe aber abgewinkt; niemand könne zur Kriegszeit wissen, wo er an einem bestimmten Tage gerade sei, und der Zugverkehr sei doch nicht so zuverlässig, daß man die lange Reise so auf gut Glück hin wagen könne. — Als ich Herrn S. selber fragte, lächelte er etwas verlegen und doch stolz: „Ja, meine Frau ist sehr entschlossen, und wenn sie etwas will, dann kann sie niemand an der Ausführung hindern.“

Bei uns verlief der Weihnachtsabend unter erhöhter Alarmbereitschaft. Am ersten Feiertage kam Herr S. mit demselben gemischten Lächeln, dem höchstens nun noch

etwas Bedauern und Ärger beigemischt war, vom Telephon und erklärte: „Meine Frau ist schon in R. . . .“ „Hallo, bravo! Dann mag sie doch hier herkommen!“ „Na, nein, ich fahre ja am Nachmittag zurück!“

Am Nachmittag verhinderte aber ein Befehl von der Kommandobehörde die Rückfahrt; Herr S. mußte hierbleiben, seine Frau in R., nur $\frac{3}{4}$ Stunden Wasserfahrt auseinander! Herr S. fand sich mit Würde in seine Lage, war aber still in sich gefehrt. Bis morgen früh das Ablösungsboot kommt, muß er schon warten. — Das Boot kam auch am zweiten Weihnachtstage an, brachte aber Herrn S. eine Enttäuschung: er müsse bis zum Eintreffen weiterer Befehle in P. . . . bleiben. — Welche Vorgänge sich da in seiner Seele abspielten? Zermürbt und verstimmt blieb er den ganzen Vormittag. Am Telephon erklärte ihm Frau S., sie reise sofort ab. Man denke: Von Saarbrücken bis zur Memelniederung gekommen, und wieder abreisen, ohne den Gatten gesehen zu haben! — Herr S. war dem Weinen nahe.

Über die Prüfung dauerte nur bis 3 Uhr, dann wurde er abgelöst, und ich glaube wohl, daß er den Motor hat mit äußerster Kraft arbeiten lassen.

Flüchtlinge.

Seit dem 22. Nov. erfüllten zahllose Flüchtlinge aus den östlichen Kirchspielen unser Gebiet. Mit Wagen, Rossen, Vieh — je nachdem ihnen Zeit gelassen war, aber viele auch ohne alle Habe, wie sie gingen und standen, von den Russen vertrieben. Mit großer Hartnäckigkeit blieben die Landleute auf ihrer Scholle, wichen erst, als die Russen den Abzug befahlen, manche auch dann noch nicht. Zahlreiche Personen wurden gefangen und fortgeschleppt, darunter viele, die bereits in Sicherheit gewesen waren, aber dann immer wieder dem Drange nicht widerstehen konnten, sich heimlich wieder zurückzuschleichen, das Vieh zu füttern oder noch etwas von ihrer kostbaren Habe herauszuholen.

Die Flüchtlinge, bemüht, möglichst in der Nähe ihrer Heimat zu bleiben, suchten Unterkunft in allen Höfen und Ortschaften, bis zu welchen die Russen noch nicht ge-

kommen waren. Manche mußten bald weiter flüchten, einige sogar mehrmals. Aber es bestand keine Neigung, sich der organisierten Flüchtlingsfürsorge anzuvertrauen. Zu diesem Behufe hätten sie weiter über den Strom ziehen müssen, und sie wollten doch nicht nach der Lüneburger Heide verschickt werden, und wollten nicht im Flüchtlingsheim in R. . . . „schwarzen, bittern Kaffee trinken“, wie mir eine Frau entrüstet erklärte, „daß sei sie nicht gewohnt, sie habe immer reichlich Sahne und Zucker gehabt“. Schließlich wurden alle Maßregeln getroffen, den Leuten ihr Vieh, das sie doch nicht unterhalten konnten, abzunehmen. Die Landwirtschaftskammer gab dafür Bescheinigungen, auf Grund derer der Flüchtling ein Unrecht auf Kriegsschadenvergütung erhielt. Als versichert wurde, daß die Menschen nicht weit verschickt würden, sondern nur bis zur Niederung, begann die Flüchtlingswelle sich weiter zu bewegen. Es blieben aber solcher, die sich mit Vorräten und Geld gut versorgt hatten, noch sehr viele in ihren hiesigen Zufluchtsstätten, bis die Russen am 10. Februar vertrieben wurden.

Was sie damals ihren Gastfreunden an Futter und Lebensmitteln für Menschen verbraucht haben, suchen sie nun aus dem in der Heimat noch Vorgefundenen zu ersetzen.

Wie beängstigend der erste Anlauf war, mag man daraus ersehen, daß die hiesige Pfarre anfänglich von 45 Menschen mit 17 Pferden und zahllosem Gepäck heimge-
sucht war.

Es war nicht leicht, da Ordnung zu halten, um so weniger, da anfänglich überhaupt keine Behörde vorhanden war, weder Amtsvorsteher noch Gendarm. Das Landratsamt war unerreichbar. Die Kinder sollten zur Schule. Da aber das Schullokal bald auch von Flüchtlingen und dem militärischen Wachtkommando in Beschlag genommen wurde, trieben sie Unfug, spielten zeitgemäße Spiele. — Einmal erlauskte ich eine dramatische Scene:

Russe (herrisch laut). Wo sind die preußischen Soldaten?

Preußisches Kind (kleinlaut aber listig). Ich weiß es nicht, ich habe keine preußischen Soldaten gesehen.

Gestern waren welche in Coadjuten, wo sie geblieben sind, weiß ich nicht.

Russe: So nehme ich dich gefangen; wenn die Preußen schießen, dann steche ich dich tot.

Kind: „Ach lieber Herr Russe, lassen Sie mich laufen; meine Eltern sind arme Leute, aber sie werden Sie gut traktieren, wir haben auch Schnaps usw.“

Die Bewohner haben sich in uneigennützig und großherziger Weise der Flüchtlinge angenommen, aber die Mehrzahl atmete doch auf, als die Botschaft kam: sie dürfen heim.

Verschleppt.

Ein Flüchtling, der im Nachbardorfe untergekommen war, bat mich, die Beerdigung seiner Ehefrau zu übernehmen. „Sehen Sie, ich und die Tochter waren geflüchtet; die Frau war aber so krank, daß wir sie nicht mitnehmen konnten. Da haben mir nun Nachbarn die Mitteilung gebracht, sie sei schon tot — und da haben wir bei Nacht die Leiche geholt.“ Das Begräbniß sollte sich an ein anderes anschließen, welches ich auf demselben Friedhofe zu vollziehen hatte, und die Leute waren auch pünktlich mit dem Sarge zur Stelle. Ein Mann fiel mir auf, er hatte einen olivgrünen Kragen an, wie ihn unsere Bauern sonst nicht tragen, machte einen verstörten Eindruck und zeigte sich während der Leichenrede besonders erschüttert, wurde auch von den andern Gefährten mit offensichtlicher Rücksicht behandelt und mit scheuem Mitleid angesehen.

Als ich ihm, in der Meinung, es sei ein naher Angehöriger der Verstorbenen, zuzureden begann, da brach's aus ihm heraus, geweint, geschrien, und der ganze Mensch wankte: „Und meine Frau hat der da die Augen zugeedrückt, nun haben die Russen sie weggeschleppt.“

So war es. Frau D. war entschlossen, da doch die Männer sich in Sicherheit bringen mußten, die totkranke Nachbarin zu pflegen, und blieb mit ihren kleinen Kindern dort. Als man die Leiche abholte, waren die Kinder allein bei der Toten, Frau D. war fort.

Ein abenteuerliches Unternehmen.

Nach der Schlacht bei Tannenberg brachte die Landung einer gemischten Truppe, die dazu bestimmt war, von Norden her bei der Befreiung Silsitz mitzuwirken, ungewohntes Leben in unsern stillen Ort. Die halbe Nacht hindurch hatten wir uns mit Brot- und Fruchtkörben, Eimern voll Kaffee und Zigarrenkisten durch die mit Ausladen der Kanonen beschäftigten Artilleristen und die im Rangieren begriffenen Infanteristen getummelt, während die Radfahrerabteilung die Räder zusammengestellt hatte, und die erschöpften Mannschaften am Wege lagen und schliefen.

Als ich nach ausführlicher Berücksichtigung der hinter meinen Stangenbohnen mit Front nach Norden in Schützenlinie befindlichen Mannschaften wieder einen Blick nach dem Hafen werfe, wo der grauhaarige Oberleutnant gerade seine LandsturMLEUTE instruiert: „Und ich will nur bestimmte Meldungen haben, nur was ihr selbst gesehen und gezählt habt, nicht immer dies unbestimmte ‚es kann ein Bataillon sein, es kann auch Artillerte sein‘, fällt mir mitten unter all dem Militär ein fremder Zivilist auf. An einen Spion dachte ich noch nicht gleich; die Spionenriechelei hatte, nachdem in der ersten Hälfte des August ein vermeintlicher russischer Major sich als der unschuldige Rektor H. aus Silsit herausgestellt hatte, der nur zur Abnahme einer Lehrerprüfung nach P. gekommen war, etwas an Intensität nachgelassen, wohl aber dachte ich an einen Kriegsberichterstatter und rühmte innerlich die Umsicht unserer Heeresleitung, die auch für kleine Seiloperationen Vertreter dieses wichtigen Berufes verfügbar hält. Aber eine gewisse Planlosigkeit in dem Verhalten des Fremden ließ mich diesen Gedanken fallen lassen; ein Berichterstatter muß ein Feldherrnauge haben, den für seine Zwecke geeignetsten Punkt ohne langes Tackeln einnehmen, Unsicherheit, wie sie hier unverkennbar vorlag, ist dieser Gattung Zeitgenossen nicht eigen. Die problematische Erscheinung war jugendlich schlank, mit etwas gebückter Haltung, bläulicher Gesichtsfarbe, angetan mit marineblauem Jacketanzug, dito Mütze und gelben Schnürschuhen, trug auf dem Arm einen

Sommerüberzieher und in der Hand eine Ledertasche, um den Hals gehängt einen Fernstecher. Vielleicht gehört er zu der Schiffsbesatzung? oder ist ein Beauftragter des Reeders, der hier Obacht geben soll, daß die Schiffe heil wieder kommen? —

Da schwenkt der Fremdling deutlich auf mich zu, blinzelt ein wenig, grüßt fröhlich und redet mich an: „Ich habe wohl die Ehre, Herrn Pfarrer J. zu sprechen?“ — „Bruder J. ist seit 3 Jahren in Tilsit im Ruhestande. Ich bin sein Nachfolger und heiße S.“ — „Mein Name ist Z., bin Staatsanwaltschaftssekretär, mit dem Landsturm nach Stettin verschlagen¹, habe mir 14 Tage Urlaub geben lassen und bin bis Ruß und mit der Truppe hierhergekommen. Meine Braut ist in Tilsit, die will ich rausholen.“ Sehr schnell hatte Herr Z. gesprochen, und man sah ihm seine Ungeduld und Aufregung an. Er erklärte noch mehr: es werde in Tilsit sicher zu Straßenkämpfen kommen, er müsse und müsse, komme, was wolle, seine Braut der Gefahr entreißen.

Die Romantik der Sache berauschte mich förmlich. Welche Heldenzeit, welch Rittertum! „Wie wollen Sie das denn anfangen?“ Ja, wie? Noch hatte er keinen Plan; es werde sich schon finden. Vor allem müsse er nach Tilsit hinein. Ob ich ihm nicht ein Fahrrad leihen könne? gehe es verloren, so komme er für den Schaden auf. . . Ob ich nicht seine Sachen, Mantel, Reisetasche — da sei übrigens ein Käse drin — aufheben wolle, bis er wiederkomme? . . . ob er, wenn es sich so füge, daß er seine Braut über die Brücke heraus aus Tilsit frei bekomme, sie nicht herbringen könne? . . . Na ja, na ja! Erst mal Mantel und Handtasche untergebracht. Der Rutscher muß ein im Stroh der Scheune verwahrtes Fahrrad, das einem mit dem Landsturm ausgehobenen Jüngling gehörte, hervorholen. . . Herr Z. ist reisefertig und entschlossen; fehlt nur noch die Genehmigung des Befehlshabers der Radfahrer, der noch nicht da ist. . .

¹ Die Mobilisation des Landsturms in Tilsit war am 20. August nach der Schlacht bei Kraupischken plötzlich abgebrochen worden, die vielen Hunderte ungemusterter Gefestungspflichtiger wurden, um sie vor den Russen in Sicherheit zu bringen, auf Dampfer verladen und nach dem Inlande gebracht, viele davon nach Stettin.

Während ich mich wieder mit den Soldaten beschäftige, sucht Herr Z. Anschluß an die andern Offiziere des Kommandos, mit welchen er seine Pläne bespricht und die Möglichkeiten der Ausführung erörtert.

Da kommt auch schon frisch und fröhlich mit dem Auto der Kommandeur der Abteilung, der vielgenannte, sagenumrühmte wilde M. Alles um sein Gefährt herum, er bringt ja Nachrichten und Befehle. Doch zunächst hat M. für nichts anderes Zeit, als für die Forderungen des Augenblicks, mit raschem Blick hat er die Situation erfaßt, ist auch schon auf dem Kirchturm — und . . . klirr, klirr — da fallen ganz oben aus der Spitze des Turmdaches schon die Dachpfannen — ein idealer Ausguck ist hergestellt. Nachdem Leutnant M. sich aus der Höhe das Operationsfeld angesehen und so mit erweitertem Gesichtskreise von erhabenem Standpunkte die Welt betrachtet hat, kehrt er zu den Angelegenheiten der Erde zurück. Die erste Angelegenheit, die ihm da vorgetragen wird, ist die des Herrn Z. Die Kompagnieoffiziere verwenden sich für Z., dem wilden M. gefällt die Geschichte offenbar. „Ja, es kann ja schließlich nur Ihr Schade sein, wenn Ihnen etwas passiert. Wir können Sie als Zivilisten natürlich nicht bei der Truppe behalten, aber es kann uns ganz angenehm sein, wenn ein Zivilist vor der Truppe her sichert. Geben Sie Ihr Rad nur auf den Wagen, damit Sie es für den Bedarfsfall haben, aber nachher müssen Sie zu Fuß gehen, die Russen sind auf die Radler schlimm. Sie können bei mir im Auto sitzen, bis wir an den Feind kommen. Jetzt aber einmal erst ausgeframt, was Sie in der Tasche haben? Papiere? geht nicht, geben Sie sie mir! Uhr und Geld? Aber Mann, das behalten sie doch, Sie sind ja gleich verdächtig, wenn Sie nichts bei sich haben. (Herr Z. hatte wie Schiller's Taucher Gürtel und Mantel wegwarf, alle Kostbarkeiten, Uhr, Portemonnaie, Ringe zum Aufbewahren meiner Frau in die Schürze geworfen, bis er wieder auftauchen werde.) Das Messer können Sie behalten, aber nicht den Browning, den geben Sie nur her, so'n Ding fehlt mir noch zu meinem Glück.“ — Eilfertig nimmt Herr Z. Abschied und klettert ins Auto. . . Da kommt auch

schon die vorgesandte Patrouille zurück, ein Mann ist gefallen. Die Russen sind in St. an der Chaussee. „Gute Jagd,“ „Halb- und Beinbruch!“ Auf geht's, vorwärts gegen den Feind, Richtung Silsit. „Viel Glück, Herr Z!“ Fort sind sie.

Nachmittags gegen 5 Uhr kam die Radfahrer-Abteilung zurück — darunter Herr Z., ebenfalls zu Rade, aber feldmarschmäßig ausgerüstet mit der alten blauen Infanterieuniform, eine verwogene Feldmütze auf dem Haupte, aber sehr niedergeschlagen. „Es ist aussichtslos, wir kommen nach Silsit nicht hinein.“ Der Leutnant P. von den Radfahrern erklärte das Nähere: „Wir sind bis Gut B. . . ohne Schuß gekommen, dort nahmen unsere Geschütze Stellung; aber während wir, Menschen und Wagen den Hof erfüllten, bekamen wir ein wahnsinniges Geschützfeuer von Silsit. Wir sind eine Aufklärungs-, keine Gefechtsstruppe. Ich kann mir doch nicht Menschen und Räder dort kaputt schießen lassen. Eine ganze Brigade Russen kam aus Silsit gegen uns. Da nahm ich meine Räder, und fort.“ Herr Z. war sehr enttäuscht. Er war in die Uniform gesteckt worden, damit sein Verweilen bei der Truppe gerechtfertigt erscheine. Landsturmpflichtig war er ja, wenngleich noch nicht endgültig gemustert. Mit der ganzen Radfahrer-Abteilung bestieg er am nächsten Morgen wieder den Dampfer, alle mit dem niederziehenden Bewußtsein, unverrichteter Dinge zurückzukehren — und fort ging's nach Ruß. Als der wilde M. am andern Morgen die Nachricht brachte, Silsit sei frei, schwamm der Dampfer schon auf dem Strome, und Herr Z. erfuhr erst in Ruß, daß die Gefahr für seine Braut vorüber sei.

Zwei Tage später bin ich in Silsit, und vor der Tür ein Soldat mit einer jungen Dame. „Ei sieh einmal, Herr Z! trifft sich gut, habe eben Ihren Mantel und Ihre Tasche an die Adresse Ihrer Braut geschickt.“ Herr Z. war ein ganz anderer Mensch, gar nichts von der Unruhe und Aufregung von vorgestern; etwas Ernstes, Würdiges, Selbstbewußtes spricht aus ihm, da er mir die junge Dame vorstellt: „Meine Frau! kriegsgetraut.“

Nach Hause!

Von Pfarrer G a r m e i s t e r, Pilskallen.

Ostpreußen frei! Endlich, Mitte Februar, das lang ersehnte, heiß erhoffte Wort! Also auf zur Heimat, nach Hause! Bis Gumbinnen ein Lokalzug mit kriegsmäßiger Langsamkeit, die Abteile überfüllt von Heimatsuchern. In Gumbinnen nach langem Umherirren und vergeblichem Anklopfen zur Nachtruhe ein hartes Sofa in einer Restauration — eine Vorübung auf das, was unser wartete. Morgens ein Marsch von 14 km in nassem, tiefem Schnee, dann die übrigen 18 km auf einem Einspanner. Kostenpunkt 40 Mark, verteilt auf drei Reisende. Den Weg kannte ich schon. Denselben Weg war ich in einer Novembernacht mit einem Köfferchen auf dem Rücken als Flüchtling gewandert, jetzt hatte der Krieg ihn mit seinen schauerlichen Schriftzügen bedeckt: Hunderte von Schlittenfusen, Scheunentüren, tote Hunde, zertrümmerte Möbel, dort ein Pferdekadaver mit ausgehackten Augen, hier ein halb verschneiter Schützengraben, Röhengeräte, zerbrochene Schneeschuhe, Wagen und Schlitten, Handgranaten, ein bis auf die blanken Knochen abgenagtes Pferd, Soldatengräber, Lumpen, aufgerissene Munitionskisten, und vergeblich müht sich die frühe Dämmerung, das alles zu verschleiern und zu mildern. Endlich Menschen — Landsturm bewacht russische Gefangene, die den tief verschneiten Weg frei machen — Gruß und Dank, und trübe Kunde von unserm Städtchen. Nun sind es nur noch einige Kilometer, da sehen wir in der Ferne ein Pferd wankend, hinkend, stolpernd, fast nur auf zwei Beinen über die Felder irren; mir fällt bei dem traurigen Anblick ein kleines Erlebnis ein. Ich war Sanitätsunteroffizier, und aus der Schlacht bei Gumbinnen — Ende August — kamen hunderte von Verwundeten ins Lazarett, unter ihnen mit schmerzverzerrtem Gesicht ein großer, starker Soldat, der sich kaum aufrecht hielt. Ich frage

ihn, um ihm gleich zweckmäßig helfen zu können: „Nun, Kamerad, wo haben Sie denn Ihren Schuß?“ Er antwortet mit jämmerlicher Stimme: „Ach Gott, Herr Unteroffizier, ich hab' sonen Herenschuß! Können Sie mir nicht tragen lassen?“

Nun sind wir zu Hause! Aber ist ein Ort nicht erst dann unsere Heimat, wenn liebe Menschen uns umgeben, eine trauliche Häuslichkeit unser wartet? Müssen wir nicht diesen ausgebrannten, geplünderten, verwüsteten Ort erst wieder zur Heimat machen? Hoch ragt der Kirchturm in die Abenddämmerung; vor der Kirchentür steht ein Wachtposten, drinnen flackert spärliches Licht, da haufen gefangene Russen. Dort mein Haus! Gottlob, es ist nicht abgebrannt, aber wie sieht es drinnen aus! Kein Stück Möbel unversehrt, die Türen zerschlagen, obwohl sie offen waren, Werg, Stroh, Lumpen, zerrissene Bücher, Brotkrusten, Glastrümmer bedecken den Boden, nur in einem Zimmer sind die Fensterscheiben ganz. Über umgestürzte, zertrümmerte Schränke, über die Reste meiner lieben Bücher bahne ich mir den Weg — nein, so schlimm habe ich es mir doch nicht gedacht! Wie oft habe ich aber später heimkehrende Einwohner von ihrer Wohnung ganz ebenso sprechen gehört — es ist eben überall die gleiche Verwüstung. Lampen, Bilder Betten, Stühle, Piano, alles ist fort; ein beschmutzter, zerschnittener Tisch scheint traurig an die Menschen zu denken, die zehn Jahre lang bei jeder Mahlzeit glücklich und fröhlich um ihn herumsaßen. Das ist nun meine Heimat! Beim Licht einer teuern Kerze wird schnell Brot und Wurst aus dem Rucksack geholt, ein altes Sofa — was rettete dich vor der Zerstörung? — notdürftig gereinigt, und dann durchfriere ich zusammengekrümmt dreizehn Stunden bei offenen Türen in trostloser Dunkelheit. Am Morgen wird der ärgste Unrat mit Forke und Spaten zum Fenster hinausgeworfen, der Ofen geheizt, Türen vernagelt, und dann geht es an die Besichtigung der Stadt, vorbei an meinem Salar, der auf der Straße im Schnee festgefroren ist, vorbei an 52 abgebrannten Wohnhäusern und 64 ebensolchen Wirtschaftsgebäuden. In den größeren Läden und vielen Wohnungen hatten die Russen Pferde-

ställe eingerichtet, in einem Garten stehen die Trümmer einer Möbelhandlung, ebenda sieht aus einer Kiste, mit einer Gardine zugedeckt, ein abgezogener Hammel heraus, Fleischstücke, Ochsenköpfe, Geschlinge finden sich auf den meisten Höfen, im Gerichtsgebäude wurden die Aktenregale umgeworfen, mit Stroh bedeckt und so zu Schlafstätten hergerichtet, das Gewölbe mit den wichtigsten Akten ist erbrochen, die dort untergebrachten Kirchenbücher sind verschwunden, im Gebäude des Vorschußvereins hat man den großen eisernen Schrank gesprengt, wobei eine ganze Giebelwand hinausflog, die meisten Wohnungen sind auch noch voll menschlichen Unrats. Das russische Bad ist besonders sehenswert. In einer Wohnung wurde ein großer Herd aufgemauert und mit Steinen belegt, die durch starkes Feuer erhitzt wurden. Dann goß man Wasser darauf, und der aufsteigende Dampf, vermisch mit dem Rauch des Feuers, mag wohl auf die Haut eine belebende, wenn auch nicht gerade reinigende Wirkung ausgeübt haben. In einem andern Zimmer stehen für die Offiziere besondere Bottiche, Fässer und Wannen, im „Warteraum“ liegen neben einem zerbrochenen Sessel einige Bücher, der „Ankleideraum“ wird durch eine Menge dort gelassener Lumpen bezeugt. Das Ganze macht in seinem vollständig verräucherten Zustande mehr den Eindruck einer kleinen Hölle.

Wieviel Werte sind in den abgebrannten und geplünderten Häusern vernichtet worden, vieles, was sich später ersetzen läßt, aber auch vieles, was unersetzbar ist, persönliche Andenken an heimgegangene Angehörige, Erinnerungszeichen an glückliche und schwere Stunden, sauer verdientes Eigentum, geheiligt durch den Fleiß und die Sparsamkeit vieler Jahre. Aber mehr liegen uns die Schicksale der Menschen am Herzen. Es waren ihrer eine ganze Anzahl zurückgeblieben; solche, die beim ersten Russeneinfall nicht allzuschlecht weggekommen waren, Alte und Kranke, die lieber zu Hause sterben als in der Fremde leben wollten, Mütter mit kleinen Kindern, Landleute, die keine Gelegenheit zur Flucht gefunden hatten, andere, die ihr Eigentum nicht im Stiche lassen wollten. Gegen Ende der Invasion hatten die Russen in ein Gast-

haus der Stadt an 400 Frauen und Kinder zusammengetrieben, wo die Ärmsten bis zu 20 in einem kleinen Zimmer oft auf dem Boden liegend und mit Lumpen zugedeckt, in Angst und Schrecken gelebt hatten. Nicht immer haben die Russen unmenschlich gehandelt; sie haben sogar einer Frau aus der Stadt für eine Kuh und drei Schweine „weil die Russen nichts geschenkt nehmen“ und „in Unbetracht der teuern Zeit“ acht Mark gegeben, gegen Quittung! Aber es sind auch Dinge passiert, die sich nur schwer wiedergeben lassen. So habe ich ein Kind getauft, das durch einen russischen Soldaten mehrmals der Mutter entrissen und in den Schnee geworfen worden war, weil es den Unmenschen an der Ausführung seines abscheulichen Vorhabens hinderte, so habe ich in ihrer Stube eine 70 jährige Frau tot aufgefunden, die an den Folgen der Vergewaltigung gestorben war. Mancher Mann ist erschlagen worden, weil er die Seinen zu schützen versuchte, viele Mädchen sind entehrt, Greise, Frauen, Kinder nach Rußland geschleppt.

Sehr schwer war in der ersten Zeit die Ernährung der Heimkehrenden. Hatte der Rucksack sein Letztes hergegeben, dann mußte der Staat seine milde Hand auf-tun. Auch ich habe mir Brot, Speck und Konserven geholt, und meine drei Mahlzeiten im Ofen gekocht. Außerdem hatte ich das große Glück, gleich anfangs bei einem Bekannten eine Schlafstelle mit Betten zu finden, sogar ohne „russische Fliegen!“ Die Behörden kamen sehr bald, 250 Gefangene arbeiten an der Reinigung der Straßen und Häuser, eine Volksküche vom Vaterländischen Frauenverein versorgt uns jetzt mit Essen, die Kirche ist gereinigt und desinfiziert, Militärtransporte beleben die Straßen, Geschäfte tun sich auf.

Noch ist der Kreis für die allgemeine Rückkehr der Flüchtlinge nicht frei gegeben, aber seit 8 Tagen haben wir keinen Kanonendonner mehr gehört, die Kirchenglocken läuten wieder wie einst, im Garten blühen die Schneeglöckchen, und es wird hoffentlich in nicht zu langer Zeit der Tag kommen, wo wir wieder „Friede, Friede“ predigen dürfen.



Der II. Band
der
Kriegserlebnisse ostpreussischer Pfarrer,
gesammelt und herausgegeben
von Pfarrer **E. Moszeit** in Stallupönen
wird Beiträge enthalten von:

1. Pfarrer Liedtke in Stallupönen
2. Pfarrer Färber in Schirwindt
3. Pfarrer Vogelreuter in Marggrabowa
4. Pfarrer Schulz in Gr.-Warninglen
5. Pfarrer Angermann in Kruglanken
6. Pfarrer Gauer in Kraupischlen
7. Pfarrer Schallenberg in Drengfurt
8. Pfarrer Braun in Schorellen
9. Pfarrer Salewski in Deutsch-Prottingen
10. Pfarrer Penschud in Mchlanken
11. Pfarrer Hecht in Rosengarten
12. Pfarrer Jencio in Widminnen
13. Pfarrer Willamowski in Borchersdorf
14. Pfarrer Hehnacher in Liebstadt
15. Pfarrer Held in Bialutten

Preis: Mk. 3— broschirt, Mk. 4— gebunden.

Von Pfarrer **E. Moszeit** erschien bereits früher:

Aus der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau.

Von ihr selbst erzählt.

Herausgegeben von **E. M.** Preis: M. 2.— brosch., M. 2.75 gebd.

„ . . . Das vorliegende Buch ist mit großer Freude zu begrüßen. Der Leser wird erstaunt sein, eine Arbeiterfrau sich über ihr ganzes Leben, auch über die allertümlichsten Dinge, auslassen zu hören. Die Schrift wird sich mühelos ihren Weg zu den öffentlichen und privaten Bibliotheken bahnen; denn sie ist ein einzig dastehendes, kulturgeschichtlich bedeutungsvolles Zeugnis von der Gedankenwelt einer Arbeiterfrau in unserer Zeit. Wer vor Arbeitern zu predigen oder ihre Kinder zu unterrichten und zu erziehen hat, wer Gesetze für Arbeiter zu machen hat oder zu beurteilen hat, wer für soziale Dinge irgendwelches Interesse hat, also jeder Volkstke, jeder Parteilmann, jeder Volksfreund, jeder Schriftsteller und Gelehrte, der sich mit dem Studium des vierten Standes befaßt, wird Gelegenheit nehmen müssen, sich an dem Buche zu informieren.“

Ostpreussische Zeitung.

In Frankreich gefangen.

Arbeit und Leiden ostpreussischer Diakonissen. Von ihnen selbst erzählt. Herausgegeben von Pfarrer

H. Bormann, Königsberg i. Pr. Preis 1 Mark.

Gottes Ruf in Deutschlands Schicksalsstunde.

Fünf Predigten von Lic. Dr. **Otto Fiebig**, Barrer an der Kirche zum Heiligbrunnen in Berlin-Schöneberg. Preis 60 Pf.

Von Krieg und Kreuz und Ewigkeit!

Sechs Predigten von **Johannes Gaeder**,

Pfarrer an der Lutherkirche, s. St. auch Garnisonpfarrer in Berlin. Preis 60 Pf.

Die Kirche in der Schicksalsstunde

der Gegenwart. Von Pfarrer Lic. **H. Schettler**,

Berlin-Blumensdorf. Preis 70 Pf.

Sexuelle Selbstzucht!

Ein Warnungsruf an das deutsche Volk. Von Geh. Sanitätsrat Dr. **Brennede**. Preis 15 Pf., von 50 Exemplaren an je 12 Pf.,

von 100 Exemplaren an je 10 Pf., von 500 Exemplaren an je 9 Pf., von 1000 Exemplaren an je 8 Pf.

Feldpostkarten mit Geleitsworten.

Jede Serie enthält 12 zweifarb. gedruckte Karten in Umschlag u. kostet 30 Pf.

I. und II. Serie von General-Inspektor **D. Fr. Bahusen** Berlin.

III. Serie von Konsistorialrat Prof. **D. Reinhold Seeberg**, Berlin.

IV. Serie von Pfarrer **Theod. Krummacher**, Potsdam.

V. Serie von Hofprediger **Joh. Rehler**, Dresden.

VI. Serie von Hofprediger Lic. **Dr. Doehring**, Berlin.

Wer seinen Angehörigen oder Bekannten im Felde oder Lazarett ein gutes Wort mitgeben will, das ihnen zur Lösung dienen kann, sie stärkt und erfrischt, der benutze diese Karten.

Flamme empor!

Unsere schönsten Vaterlands- und Kriegslieder

für die Westentasche.

Preis 20 Pf.; von 100 Expl. an je 15 Pf.; von 500 Expl. an je 12 Pf.; von 1000 Expl. an je 10 Pf.

Für patriotische Feste. Für Schulen, Vereine usw. Zur Verteilung unter unseren Truppen daheim und im Felde.

Wir treten zum Beten.

Für stille Stunden in drangvoller Zeit
daheim und im Felde. Von Königl. Hof-
und Domprediger Lic. Bruno Doehring.

Preis 25 Pf.; von 10 Stk. an je 20 Pf.

Der Verfasser sagt u. a. im Vorwort: „Sie wollen nicht Andachten in dem Sinne sein, aus dem heraus im Laufe des Krieges schon viele und gute Andachtsbüchlein entstanden sind. Sie wollen ihrerseits nicht unmittelbar erbauen, sondern zur selbständigen Erbauung anregen.“

Ich denke an manchen Kämpfer im Felde, manchen Verwundeten im Lazarett und manchen einsam Dahelingebliebenen, der in stiller Stunde auf Grund dessen, was er erlebt, sein inneres Leben einer Durchsicht unterzieht, vielleicht entdecks er, wenn dies Büchlein in seine Hand kommt, bei diesem oder jenem Wort einen kleinen Fingerzeig, wie und wo er den Bedarf seiner Seele decken kann. . . .“

Mannhaftes Christentum.

Geliebtes Buch für junge und alte
Soldaten. Von Lic. Max Schmidt,
Kgl. preuss. Hofprediger und Barrer zu

St. Nikolai-Bezirk, 3. Bt. Feldgeistlicher. Zweite, veränderte Auflage. Preis 80 Pf.; 50 Expl. je 75 Pf.; 100 Expl. je 65 Pf.; 150 Expl. je 55 Pf.; 200 Expl. je 50 Pf.

Über die 1. Auflage schrieb Pastor C. Keller in „Auf dem Wort“:

„Nach der Bekräftigung dieses Büchleins meines Freundes Schmidt konnte ich es verstehen, wie ein Mann, wie Felix Dahn, der doch sonst dem lebendigen Christentum ferner steht, davon schreiben konnte: „ein köstliches Soldatenbuch“. Das Geheimnis, Kraft in Worte und Gedanken zu konzentrieren, daß jeder, der sie hört oder liest, etwas von dieser Kraft spüren muß, — ist eine Gabe Gottes und wäre jedem Prediger des Evangeliums zu wünschen; hier ist solche aufgeschickerte Kraft. Edle Begeisterung für das Vaterland, evangelische Liebesart, mannhaftes Bestreben — wirklich, das Büchlein sollte jedem Jüngling in die Hand gelegt werden.“

Leben nach dem Tode?

Von Professor Dr. phil. Edm. Hoppe.
Preis 60 Pf.

„Nachdem er als Naturwissenschaftler und als Philosoph die Unsterblichkeit der Seele besprochen, behandelt Verf. die Frage als Christ, indem er den Weg zum Erlangen des ewigen Lebens resp. der Gemeinschaft mit Gott aufweist, und redet schließlich als Seelsorger zu allen, die um Entschlafene sonderlich um auf dem Felde der Ehre Gefallene trauern, ihnen in knappen Worten alles bietend, was an Trost überhaupt geboten werden kann. Allen in Trauer Versetzten, wie allen, die solche trösten wollen, sei darum diese ausgezeichnete Schrift warm empfohlen.“

Hann. Pastoral-Korrespondenz.

1813/14. Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen,

des Dr. H. M. Köhler, Prediger der Brigade des Generalmajors v. Dobschütz.
Herausgegeben von Jaefel, Rabattenhauspfarrer. 289 S. Preis brosch. M. 3.—,
geb. M. 4.—.

„. . . Die Tagebuchblätter sind ein echtes Volksbuch, sonderlich auch ein Buch für unsere Jugend und unsere Soldaten. Es wird sie zu heller Vaterlandsliebe begeistern und dazu beitragen, daß sich unser durch lange Friedenszeiten verwöhntes Geschlecht in ernster sturmdurchtobter Zeit bestirnt auf die Wurzeln seiner Kraft; möge es den Weg in viele deutsche Häuser, in die Hände von jung und alt finden, als ein wertvolles Geschenk sondergleichen.“

Deutsche Zeitung.

„Rahlos sind die Schriften zur Jahrhundertfeier. Über viele ragt dieses höchst interessante Buch weit hinaus . . . eine sehr willkommene Bereicherung für alle unsere Blätter, es eignet sich auch vortrefflich zum Vorlesen.“

„Diese Tagebuchblätter sind ungewöhnlich interessant . . . aus heller Vaterlandsliebe heraus geschrieben, machen sie das Herz weit und den Mut stark zu gleicher echter Vaterlandsliebe . . .“

Theologischer Literaturbericht.

Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika.

Erlebnisse und Erfahrungen von Hofprediger Lic. M. Schmidt, 1904/06 Feld-
divisionssparrer in der Schutztruppe. 21—24. Tausend. Mit dem Bilde des Ver-
fassers und einer Kartenfzige. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

„. . . wahre Kabinettstücke afrikanischer Kriegsschilderung. Hier reicht Pressen mit den Berichten Peter Moors nicht heran — M. Sch. gibt uns vollwertige Originale. . .“

sagt u. a. ein alter Schutztruppenoffizier in der „Allg. Zeitung.“

„. . . unübertrefflich anschaulich — wie ein spannender Kriegsroman . . .“

Gerhard von Kumbor.

„. . . von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo deutsch gesinnte Menschen wohnen, zu finden sein . . .“ schreibt u. a. der bekannte Literaturkritiker

Prof. Dr. Max Koch in der „Deutschen Monatschrift.“

Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern.

Episoden und Ereignisse aus fünf Jahrhunderten (1415—1915) vom Königl. Hausarchivar, Archivat Dr. Georg Schuster. 264 Seiten. Preis M. 3.75 brosch.; M. 5.— gebunden.

„Im April 1915 waren 500 Jahre verflossen, da Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg in den erblichen Besitz der Mark Brandenburg gelangte.

Aus diesem Anlaß erschien dies vom Königl. Hausarchivar, Archivat Dr. Georg Schuster herausgegebene, ganz vorzügliche Erinnerungsbuch, in dem mit archivalischer Genauigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit eine Reihe anziehender Schilderungen wenig bekannter Episoden und Ereignisse aus der wechselvollen 500jährigen Geschichte des Hauses Hohenzollern in der Mark gegeben werden. Es bietet allen Freunden vaterländischer Geschichte eine reiche Fülle von Unterhaltung und Anregung zur Erweiterung und Vertiefung ihres historischen Wissens. Das schön ausgestattete Buch sei fernerlich in dieser geschichts-reichen Zeit als passendes Geschenk für jede Gelegenheit, für jung und alt angelegentlichst empfohlen.“

Die Quitzows und Ihre Zeit

von R. F. v. Ribben. Aus Anlaß des 500jährigen Bestehens der Hohenzollernherzschast in der Mark bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hermann Engelmann, Professor an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin. 815 Seiten Preis brosch. M. 5.—, schön gebd. M. 6.50.

Wer nicht bereits das unverwiltlich schöne Buch Ribbens kennt, darf erfahren, daß der Verfasser dasselbe 1886/1887 anonym herausgab und damit epochenmachend wirkte. Er war Direktor der jetzigen Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin und wehrte sich dagegen, einen Roman geschrieben zu haben, sondern betrachtete sich nur als Wiederhersteller eines historischen Gemäldes. Wie dem auch sei: spannend und interessant ist es auch heute noch von der ersten bis zur letzten Seite. Kaum jemals hat einer die Mark nach Land, Leuten und Geschichte so gut gekannt wie der Verfasser, und liebevoller hat keiner das alles dargelegt. Das Werk ist nicht nur für gelehrte Menschen, sondern auch für die Jugend außerordentlich zur Verthe geeignet. Die Neubearbeitung durch Prof. Engelmann besieht nur in passender Kürzung: in der Hauptsache ist das Ribbensche Werk unverwiltlich geblieben. Der Preis für das umfangreiche Buch von 815 starken Seiten ist geradezu spottbillig.“

Deutsches Protestantenblatt.

Nie guet Zolre!

500 Jahre Hohenzollernregierung. Eine Jubiläumsschrift zum 30. April 1915 vom Gymnasial-Direktor Prof. Dr. Edw. Evers, Berlin. 6 Bogen. Mit 10 Bildnissen.

In schöner Ausstattung. Preis 50 Pf.; von 50 Expl. an je 45 Pf.; von 100 Expl. an je 40 Pf.; von 500 Expl. an je 35 Pf.; von 1000 Expl. an je 30 Pf.

Verfasser schildert in erzählender, alt und jung gleich fesselnder Form in großen Zügen das mühevolle, segens- und erfolgreiche Wirken der Hohenzollern während ihrer 500jährigen Regententätigkeit.

Das kleine außerordentlich schön ausgestattete Buch ist eine wertvolle Erinnerungsgabe für das deutsche, besonders das Preußen-Volk und seine Jugend und wird an seinem Telle dazu beitragen, die Liebe und Verehrung zum angestammten Herrscherhause und das Interesse an seiner Entwicklung zu stärken.

Mit Bismarck daheim und im Felde.

Rufmännchen des deutschen Volle gewirmer und kommt zum hundertjährigen Geburtstag des großen, ersten, eisernen Kanzlers unseres Deutschen Reiches gerade recht. Der Herausgeber hat die wichtigsten Aussprüche Bismarcks trefflich und zeitgemäß nach Wörtern und Ländern wie folgt geordnet: Deutschland und Österreich, Frankreich und die Franzosen, Rußland, England. In einem allgemeinen Teil folgen Äußerungen über Politik, von Krieg und Frieden, Glaube, Religion, Christentum, Sordliche der Weltsehl. Gefällige Worte. Das Buch ist zur weitesten Verbreitung sehr zu empfehlen. „Positive Union“ vom 4.5. 1915.

Rufmännchen des deutschen Volle gewirmer und kommt zum hundertjährigen Geburtstag des großen, ersten, eisernen Kanzlers unseres Deutschen Reiches gerade recht. Der Herausgeber hat die wichtigsten Aussprüche Bismarcks trefflich und zeitgemäß nach Wörtern und Ländern wie folgt geordnet: Deutschland und Österreich, Frankreich und die Franzosen, Rußland, England. In einem allgemeinen Teil folgen Äußerungen über Politik, von Krieg und Frieden, Glaube, Religion, Christentum, Sordliche der Weltsehl. Gefällige Worte. Das Buch ist zur weitesten Verbreitung sehr zu empfehlen. „Positive Union“ vom 4.5. 1915.

Briefe aus Kleinasien Frühvollendeten. Herausgegeben von Julius Schönewolf.

Preis brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.50.

„ . . . In diesen Briefen spricht eine Seele so klar und vernehmlich zu uns, daß wir, wenn wir sie gelesen haben, fast meinen, dem Verfasser schon irgendwo begegnet zu sein. Es liegt etwas Ergreifendes darin, in das lautere Streben und in die glühende Begierde einer freien und frommen Seele durch diese Briefe eingeführt zu werden. Das gibt den Briefen einen dauernden Wert. Zugleich aber wird der Leser durch sie sich gern orientieren lassen über die Arbeit eines Diasporapfarrers mit all ihren Mühen und Hoffnungen, die der Verfasser so anschaulich, tief und fröhlich zu schildern gewußt hat.“

Geheimrat Prof. H. Seeberg in der „Kreuzzeitung“

Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers. Von Adam Langer. Zweite Auflage. Preis brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.—.

„Wir stellen das Buch in die Reihe der Dorfgeschichten, von denen es sich dadurch unterscheidet, daß wir nicht eine Evidenz, sondern die reine Wahrheit vor uns haben. Die Sprache ist klar, einfach und leicht verständlich; aber trotzdem ist auch das Unscheinbare packend und treffend geschildert. Manches ist sogar hoch dramatisch; nirgends eine Überreibung zu bemerken. . . . Das Buch ist in erster Linie ein Buch für Alldeutschlands Lehrer; aber es ist auch ein Buch für das ganze deutsche Volk.“

Preussische Lehrerschaft.

Ums Land der Väter. Von Luise Algenstaedt. 265 Seiten. Preis brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.50.

„Meines Erachtens ist mit diesem Buch ein Schatz für jede Hausbibliothek geschaffen, und ich empfinde jetzt nach Tagen den ersten und ergreifenden Hauber, mit dem mich die Bekannte dieses Wertes fesselte und im Bann hielt.“

H. D. in „Niedersachsen“ Illust. Halbmonatschrift.

„ . . . Mit großer Innigkeit hat sich die Verfasserin in den Werdegang dieses Charakters verankert, der in prachtvoll plastischem Relief vor dem fremdartigen Hintergrunde steht. Alles andere, auch die lebendige wie die landschaftliche Umrahmung verrät sorgsame Studien. Das Buch ist zu Geschenkzwecken ganz besonders geeignet.“

B. P. in der **Kreuzzeitung.**

Konradshöhe. Die Geschichte einer Gutsfrau.

Von **H. v. Auerswald.** In geschmackvoller Ausstattung mit farbigem Umschlag. Preis brosch. M. 2.50, gebd. M. 3.50.

Einfach und echt ist der Roman, in dem die bekannte Verfasserin in geradezu meisterhafter Kleinmalerei das Schicksal einer Gutsfrau, deren tiefstes Wesen und Werk an ihre Scholle gebunden ist, mit packender Lebendigkeit dem Leser vor die Augen stellt.

Ein Hauch reiner, freier Landluft weht durch das in knapper kraftvoller Sprache geschriebene Buch und die Gestalt der Frau, die vor uns lebendig wird, ruft uns in ihrer Echtheit und Ursprünglichkeit an als rechte Repräsentantin alten bodenständigen Landabels.

Der Literaturfreund wird seine Freude an dem Buche haben, und sonderlich im Kreise der deutschen Landwirte wird es viele Freunde finden.

Dietrich von Oertzen. Erinnerungen aus meinem Leben. Mit dem Bildnis des Verfassers. Preis M. 3.— brosch., M. 4.— gebunden.

Der in weiten Kreisen bekannte Verfasser dieser Erinnerungen, erst Offizier, dann Landwirt, ist später aus innerem Verus politischer Schriftsteller geworden und von 1873 bis 1913, also 40 Jahre lang, in der konservativen und christlich-sozialen Partei tätig gewesen. Er ist auch der Verfasser der zweibändigen Biographie Stoetters und einer Geschichte der christlichen Arbeiterbewegung.

Die Eindrücke des Verfassers sind sachlich außerordentlich fesselnd, gewinnen aber noch ein erhöhtes Interesse durch die Charakteristik vieler politischer Persönlichkeiten, denen er teils nahegestanden, teils vorübergehend begegnet ist: Adolf Stoetter, Freiherr v. Hammerstein, Heinrich Engel, Freiherr v. Ungern-Sternberg, Berrot, Slagau, Gerlach, Oberwinder u. a. m.

B
HUN
BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
GDAŃSK

H 1871

• Nie pożycza się do domu